A307-1 Bibl. Mont

<36616465250016

<36616465250016

Bayer. Staatsbibliothek

Moralisches Elementarbuch

von

Christian Gotthilf Salzmann.

Neueste für die katholische Jugend umgearbeitete Auflage mit 20 Kupfern, nach den Zeichnungen des Hrn. Chodowiecky, von Hrn. Aßner und Schmid gestochen.

Wien,
bey Joseph Gerold, auf dem Dominikanerplatz.

1794.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Die häufige Nachfrage nach dem ersten Theil des **moralischen Elementarbuchs von Salzmann** gab Anlaß selben einzeln aufzulegen, und zwar mit Kupfern, weil solche für alle Kinder Reitz haben, und dadurch die Wirkung der Erzählung sich verstärket, wenn das Bild, welches man vorzeiget, sich auf dieselbe bezieht. Dadurch drückt sich nicht nur die Wahrheit, die in die Erzählung gehület ist, desto tiefer ein, sondern das Kind bekommt dadurch Veranlassung allerley Fragen aufzuwerfen, aus welchen man es erfahren kann, ob es den wahren Sinn gefaßt habe, und alsdenn kann man noch manches zu mehrerer Berichtigung seiner Einsichten hinzu setzen.

)(

Die Absicht dieses Buchs geht dahin, den Kindern eine gute Gesinnung zu verschaffen, oder, welches einerley ist, sie dahin zu bringen, daß sie gegen die ihnen bekannten Dinge die Zuneigung oder Abneigung, die sie verdienen, bekommen. Dieses geschieht, indem ihnen der wahre Werth jedes Dings, und das Vergnügen oder Mißvergnügen, das es ihnen verschaffet, auf eine sinnliche Art vorgestellet wird. Man kann eines Kindes Neigung lenken, wohin man will, wenn man nur die Kunst verstehet, ihm das Vergnügen oder Mißvergnügen, das ihm gewisse Dinge verschaffen, recht begreiflich zu machen.

Daß durch dieses Buch ungemein viel Gutes werde gestiftet werden, bringt die Natur der Sache mit sich, und viele Eltern und Erzieher werden die erfreulichste Wirkung davon an ihren Kindern spüren, daß sie durch Lesung desselben gehorsamer, gefälliger, arbeitsamer, geduldiger ꝛc. werden, Man kann sich auch, welches noch besser, die Geschichte von ihnen laut lesen lassen, und wenn etliche Perioden gelesen sind, so thue man einige Fragen darüber.

Wenn z. B. das Kind vom Anfang des neunzehnten Kapitels gelesen hätte: „Sophie war zwar keine Freundin vom Putze, und kleidete besonders ihre Kinder sehr wohlfeil und ungekünstelt. Wenn sie aber bey Feyerlichkeiten sich öffentlich zeigen mußte, so hielt sie es doch dem Wohlstande gemäß, sich in ihrem Anzuge einigermassen nach dem Geschmacke ihrer Mitbürgerinnen zu richten." So könnte man sich folgende Fragen beantworten lassen: wovon war Sophie keine Freundin? Was ist das: Putz? wie kleidete sie ihre Kinder wohlfeil? warum ungekünstelt? Wann richtete sie sich bey Feyerlichkeiten nach ihrer Mitbürgerinnen Geschmack? — Diese Art, die Kinder lesen zu lassen, ist eine vortrefliche Uibung der Aufmerksamkeit und des Scharfsinns.

Oder man erzähle es ihnen selbst, aber ja nicht in einem Tone, als wenn ihr sie unterrichten wolltet; fangt vielmehr an, bey einer schicklichen Gelegenheit, bey einem Spaziergang, oder nach Tische, oder, welches das schicklichste wäre, wenn die Kinder euch einmal selbst bäten, ihnen etwas zu erzählen. Bey der Erzählung sind verschiedene Vortheile zu beobachten, davon

man einige anführen will, die ja nicht als Kleinigkeiten anzusehen sind. Man ist deßwegen noch kein Künstler, wenn man die Hauptgrundsätze der Kunst inne hat, sondern man muß auch die Vortheile wissen, die bey Ausübung derselben zu beobachten sind, die, an sich betrachtet, Kleinigkeiten scheinen, ohne die man doch aber nie in der Kunst zu einiger Vollkommenheit gelangen kann. So ist es auch mit der Kunst, durch Erzählung zu unterrichten.

1) Man muß die Geschichte, die man erzählen will, zuvor zwey bis dreymal durchlesen, und sich dieselbe so lebhaft vorstellen, daß man die ganze Scene, die beschrieben wird, selbst zu sehen glaubt.

2) Muß man sich ganz in die Lage und Leidenschaft versetzen, in der sich die handelnde Person befand, so, daß man die nämliche Miene und Stellung, den nämlichen Ton annimmt, den man bey einer Person, die so und so handelt oder redet, voraussetzt. Dieß giebt der Erzählung eben das Leben und die Wirksamkeit, die das Schauspiel zu haben pflegt.

3) Wenn nun das Kind den nemlichen Fehler an sich hat, von dem eben die Rede ist; so ist es gut, wenn man es auf

das Geschichtchen verwiese, in welchem die Häßlichkeit desselben, oder die Vortrefflichkeit der entgegeu stehenden Tugend gezeiget wird. Dieß muß aber mit größter Behutsamkeit geschehen: z. B. Ein Kind hat sein Kleid beschmutzt, sage man ihm: liebes Kind! du hast den nämlichen Fehler an dir, der Luischen so viele Thränen kostete. Ich besorge, es wird dir eben so gehen, wie Luischen, man wird dich verachten, und wenn wir reisen — meinst du wohl, daß wir dich in so schmutzigen Kleidern werden mitnehmen können? Ich hoffe, die Erfahrung wird jedem, der solche Vorstellungen brauchen will, von ihrer Wirksamkeit überzeugen.

4) Ihr müßt auch nicht Stunden lang erzählen, sondern bald abbrechen. Alsdenn werden sie euch bitten, fortzufahren; daran dürft ihr euch aber nicht kehren, sondern müsset sie zur Geduld verweisen, und sagen: wenn sie den folgenden Tag recht gut wären, so wolltet ihr in der Erzählung weiter fortfahren. Und so müsset ihr immer bald abbrechen, und den weitern Erfolg der Sache, unter der Bedingung, daß sie gut wären, den folgenden Tag zu

erzählen versprechen. So wird die Begierde nach der Geschichte immer neu erhalten, und die Erzählung bekömmt das Ansehen einer Belohnung, die allemal für Kinder süsser als Unterricht ist.

Dieser erste Theil enthält in einer zusammenhängenden Familiengeschichte den eigentlichen moralischen Elementarunterricht, und ist in selber alles abgehandelt, was in eine Sittenlehre für Kinder gehöret, auch so dargestellt, daß sie von der Einbildungskraft gefaßt, und durch den inneren Sinn empfunden werden können. Der zweyte Theil enthält bloß eine Sammlung von Erzählungen, die aus andern Kinderbüchern entlehnt, und unter gewisse Rubriken gebracht sind. Hat auch gar keine Verbindung mit dem ersten Theil.

Die kleinen Veränderungen, welche in der Geschichte gemacht worden; sind auf Anrathen einiger sachkündigen Pädagogen geschehen. Diese versicherten, daß katholische Kinder beym Lesen derselben wunderliche Fragen zu stellen pflegen, so oft darin vom Pfarrer und seiner Familie die Rede ist. Man hat also die Person des Pfarrers in einen Schulrector ver-

wandelt, weil dieses der gewöhnlichen Denkungsart unserer Jugend angemessener zu seyn scheinet.

Dieses ist es alles, was man von diesem Theile sagen kann. Gott gebe, daß selber in alle Häuser, wo gute Kinder wohnen, recht viele Freude bringen möge. Unaussprechlicher großer Lohn würde es für den Verfasser seyn, wenn die gute Absicht, die er bey Aufsetzung desselben hatte, wo nicht in allen, doch in vielen Familien erreichet, wenn der Schwarm von Vorurtheilen, der, wie giftige Würmer, die menschliche Zufriedenheit zernagt, bey unserer kleinen Nachwelt vermindert, Lust und Kraft zum Guten, Abscheu gegen jede unedle niederträchtige That in ihr erregt, das so locker gewordene Band zwischen Eltern und Kindern fester zusammen gezogen, den Eltern Geschmack an den süssesten unter allen Freuden, die Gott uns schenkt, an häußlichen Freuden beygebracht würde.

Uibrigens darf man Eltern, Vormünder, Lehrer und Kinderfreunde nicht erst erinnern, daß sie mit diesem Buche Kindern und Untergebenen ein angeneh-

meres Geschenk machen, als mit vielen anderen Sachen. Besonders, da es ohnehin üblich ist, guten und fleißigen Kindern am neuen Jahr, Geburts- Namenstag, oder bey verschiedenen anderen Gelegenheiten ein Geschenk zu überreichen.

Um also das Buch desto allgemeiner zu machen, so hat man den Preis so gering als möglich gemacht, und das Exemplar, ungeachtet der vielen Kupfer, nur auf 2 fl. angesetzt, gebunden im steiffen Deckel kostet es 2 fl. 15 kr.

Erstes Kapitel.

In N. wohnte einmal ein reicher Kaufmann, der Herrmann hieß. Ein ehrlicher fleißiger Mann. Weil er die Arbeit frisch angrif, so hatte er sich so viel Geld erworben, daß er, ausser den Sachen, die zur Erhaltung des menschlichen Lebens nnentbehrlich sind, sich noch vieles zu seinem Vergnügen anschaffen konnte. Er konnte, wenn er wollte, Wein trinken, in Seide sich kleiden, in der Kutsche fahren, sich einen Lustgarten anlegen, und seine Zimmer mit Spiegeln, Gemälden, Tapeten und andern Sachen, aufputzen, die andere nicht bezahlen können. Deswegen nannte man ihn einen reichen Mann.

Aber unter den vielerley schönen Sachen, die er besaß, war ihm doch nichts so lieb, als — seine liebe Frau, Sophie, und Ludwig und Luise, seine beyden Kinder. Wenn er von der Arbeit gemüde war, so erholte er sich allemal in ihrer Gesellschaft, und ein freundlicher Blick von seiner Sophie, ein Kuß von seinen Kindern, machte ihm mehr Freude, als sein ganzer Bildersaal.

Er machte ihnen aber auch so viele Freude, als er nur konnte. Selten genoß er ein Vergnügen ohne sie. Wann er an heitern Morgen, oder an schönen Sommerabenden, in seinem Garten,

oder in dem Felde spazierte, wann er reiste, so mußten gemeiniglich Frau und Kinder dabey seyn. Nur alsdann wurden die Kinder von den gemeinschaftlichen Vergnügungen ausgeschlossen, wenn sie unartig waren. Und dieß geschah selten: denn es waren wirklich gute Kinder, die zwar noch ihre Fehler hatten, die sie aber abzulegen suchten, und gern ihren lieben Eltern und allen Menschen Freude machten.

Einst saß er auch mit seinen Lieben an dem Ufer eines Flusses, aß mit ihnen Kirschen, sah den Fischen zu, die im Wasser spielten, erzählte allerley von den Thieren, die im Wasser leben, nnd von dem lieben Gott, der sie gemacht hat. Da hörten sie auf einmal etwas gerollt kommen — Die Kinder spitzten die Ohren — sahen ihn an, als wenn sie sagen wollten, dürfen wir nicht sehen, was da gerollt kommt? Und kaum hatte es der Vater erlaubt, so sprangen sie auf, liefen nach dem Fuhrwege zu, und — siehe, da kam eine schöne Kutsche mit vier pechschwarzen Rappen gerollt.

Geschwinde! geschwinde, kommen Sie! riefen die Kinder: sehen Sie die prächtige Kutsche, die da kommt! Und kaum war Herrmann aufgestanden, so hielt die Kutsche, und ein vornehmer Herr. mit Tressen auf dem Kleide, sprang heraus, und fiel ihm um den Hals.

„Wie freue ich mich, lieber Mann! sagte er, daß ich Sie hier finde. Ich suchte Sie in Ihrem Hause, und war sehr betrübt, daß ich Sie nicht antraf, und daß mir auch niemand sagen konnte,

wo Sie zu finden wären. Desto größer ist meine Freude, daß ich Sie hier so unvermuthet antreffe."

Herrmann bat den vornehmen Herrn, (er hieß Heilberg) daß er sich zu der Gesellschaft setzen, und mit Kirschen essen möchte; allein er lehnte es ab; weil er besorgte, daß er seinen Magen erkälten möchte, auch der Abend sich nahe, und er die kühle Luft fürchte, der er sich vermuthlich würde aussetzen müssen, wenn er seine Rückreise verzögern wollte.

„Ich bin nur gekommen, fuhr er fort, Sie zu bitten, daß Sie mich morgen auf meinem Landgute besuchen, und an meiner Freude Theil nehmen möchten; weil ich morgen meinen Geburtstag feyern werde."

Morgen? sagte Herrmann, und sah Sophien an. Morgen? sollte ich da wohl abkommen können? und Sophie sah ihn wieder an und lächelte. Und die Kinder sahen einander an, und winkten einander zu, als wenn sie sagen wollten: der Vater reist gewiß — gewiß — und da nimmt er uns auch mit.

Es würde eine herzliche Freude für mich seyn, fuhr Herrmann fort, ein paar Tage bey Ihnen zuzubringen, aber — sehen Sie diese Lieben an, — ich verlasse sie ungern."

„So bringen Sie sie doch mit, antwortete Herr Heilberg: Frau, Kinder, alles bringen Sie mit, Sie sollen mir alle willkommen seyn."

Da versprach Herrmann, daß er kommen wollte; Heilberg stieg in die Kutsche, und die Kinder schlugen in die Hände und hüpften vor Freude.

Man setzte sich wieder zu den Kirschen, aber — es wurde nun von nichts gesprochen, als — von der morgenden Reise.

Die Gesellschaft brach auf und gieng nach Hause, und immer wurde von nichts als der Reise gesprochen. Und die Kinder thaten so vielerley Fragen, machten so vielerley Anschläge, daß sie schon vor ihrer Hausthür stunden, ohne daß sie es bemerkt hatten, daß sie schon so weit gegangen wären.

Da bekam nun gleich die Magd Befehl, daß sie einen Lohnkutscher bestellen sollte, daß er des andern Tages, punkt vier Uhr, vor der Thür wäre. Ludwig aber und Luischen wurden erinnert, ihre Kleider zusammen zu suchen, und morgen bald früh zur Reise bereitet zu seyn.

Und kaum hatte es drey geschlagen, da war Luischen munter, klopfte an allen Schlafkammern an, und ermunterte das ganze Haus. Da war Freude! Da wurde gescherzt und gelacht und gesprungen! Aber — auf einmal war Luischen stille, ganz stille. Sie kehrte sich mit dem Gesichte nach der Wand, band ihre Schleifen zu, und wenn Ludwig mit ihr scherzen wollte, stieß sie ihn zurück und sagte: laß mich nur gehn! ich will nichts von dir wissen!

Dieß setzte den guten Ludwig in große Verlegenheit. Er gieng betrübt zur Mutter, und klagte: o sagen Sie mir nur, liebe Mutter, was Luischen fehlt! Den Augenblick habe ich noch mit ihr gescherzt und gelacht, und itzo kehrt sie mir den Rücken zu.

Die Mutter bekam eben itzo eine Kanne voll warme Milch, die sie ihren Kindern zum Frühstück bestimmt hatte. Geh! sagte sie, ruf deine Schwester zum Frühstück, da wollen wir bald sehen, was ihr fehlt.

Ludwig kam bald mit der Antwort zurück, seine Schwester wolle heute nicht frühstücken.

So sag ihr, antwortete die Mutter, daß sie demohnerachtet zu mir kommen solle.

Da kam Luise! aber — wie sah das Mädchen aus! Alle Freundlichkeit war weg, die Augen waren roth geweint, sie sah schüchtern in der Stube umher, und die Mutter — die konnte sie nicht ansehen.

Und warum so betrübt? wollte die Mutter fragen, aber sie sah in eben diesem Augenblicke selbst die Ursache von Luisens Betrübniß. Das schöne Reisekleid, das sie ihr erst vor einem Monat gekauft hatte, das war durchaus voll Fettflecken, und die artigen rothen Schleifen, die sie daran genähet hatte, waren mit Bier so sehr begossen, daß man kaum noch sehen konnte, was sie für eine Farbe gehabt hatten.

Die arme erschrockne Mutter sagte: Luise! was seh ich da? und Luise faßte ihre Hand, küßte sie, weinte bitterlich, und sagte: ach! liebe, liebe Mutter! verzeihen Sie mir! beste Mutter! Herzallerliebste Mutter! verzeihen Sie es mir! in meinem Leben will ich — in meinem Leben will ich es nicht wieder thun —

Da trat der Vater in die Stube und sah — der liebe Mann! sah seine Tochter in Thränen.

und seine liebe Sophie, die noch vor einigen Augenblicken so freundlich war, voll Kummer und Unmuth.

Da sieh! sagte Sophie, und führte ihm die schmutzige Luise zu.

Luise faßte seine Hand, und wiederholte die Versicherungen, die sie ihrer Mutter gethan hatte.

Armes unglückliches Mädchen! sagte der Vater, bringst du dich nicht selbst um die grosse Freude, die ich dir itzo machen wollte?

Ach Vater! Vater! schrie Luise! ach Vater! Sie werden mich doch nicht zu Hause lassen wollen? lieber Vater! Sie wollen —

„Mein Kind, antwortete er, wie kannst du doch verlangen, daß ich und deine gute Mutter mit dir, in diesem abscheulichen Aufzuge, reisen sollen? Würde nicht Herr Heilberg und die ganze Gesellschaft denken, deine liebe Mutter, die so geschäftig ist, deine Kleider und Wäsche in Ordnung zu erhalten, wäre eine unordentliche Frau? Und würden nicht alle Kinder, die du bey Herrn Heilberg fändest, ein so schmutziges Mädchen von ihrer Gesellschaft ausschliessen? Kurz, ich kann dir nicht helfen, du mußt zu Hause bleiben."

Luise wollte weiter reden. Da aber die Magd eben in die Stube trat, und meldete, daß der Kutscher vor der Thür warte, so konnte sie der Vater nicht länger anhören, sondern nahm an die eine Hand Sophien, an die andere Ludwigen, erinnerte Luisen, daß sie sich bessern sollte, und gieng so nach der Hausthür zu.

Luise lief nach, weinte, bat, versprach, das half aber alles nichts, die Gesellschaft stieg in die Kutsche, und trapp! trapp! trapp! da liefen die Pferde mit der Kutsche fort!

Luise sah nach bis die Kutsche um die Ecke war, dann lief sie schluchzend in ihre Kammer, zog ihr Reisekleid aus und klagte jämmerlich.

„**Was für ein häßliches Ding,** sagte sie, **ist nicht die Unreinlichkeit!** alle meine Freude verderb ich mir damit. Vorige Woche, da meine Mühmchen da waren, da durfte ich auch nicht zur Gesellschaft, weil ich meine Schürze mit Dinte befleckt hatte. Und an Ostern, da ich bey unserm Nachbar mit vielen Kindern in Gesellschaft war, da kam ein Fremder, und küssete sie alle, alle, alle, und mich ließ er stehen, als wenn er mich nicht bemerkte. Und meine Mutter sagte, er hätte mich deswegen verachtet, weil ich Schmutz im Gesichte, meine Spitzen verdruckt gehabt hätte, und die Haare unordentlich um meinen Kopf geflogen wären. Und nun muß ich zu Hause bleiben! Mein lieber Vater, meine liebe Mutter, die dauern mich nur! Ich weis, sie haben mich lieb. Sie haben sich gefreuet mir eine Freude zu machen. Und nun hab ich sie so verdrüßlich gemacht, daß sie gewiß die ganze Reise über unmuthig seyn werden. Ich armes unglückliches Kind!"

Und nun fieng sie an ihren Schrank auszukehren und aufzuräumen, legte alle ihre Kleider in Ordnung, holte ihre Sparbüchse herbey, und gab der Magd etliche Groschen, um dafür ihr Reisekleid

auspußen zu lassen, und wieder etliche Groschen, um neues Band daran zu kaufen.

Nun war sie wieder einige Augenblicke vergnügt.

Bald darauf aber fieng sie wieder an zu weinen, und sagte: „dieß viele Geld, das ich dahin geben muß, umsonst dahin geben muß! dafür hätte ich mir ein Buch, oder ein Halsband kaufen, oder — der armen Kathrine, die so zerrissen in unserm Garten um ihren Vater läuft, ein neues Röckchen schaffen können. Das kann ich nun alles nicht. Das Geld ist so gut angewendet, als wenn ich es in den Brunnen würfe. An dem allen ist die Unreinlichkeit Schuld! Was für ein häßliches Ding ist nicht die Unreinlichkeit!“

Herrmann rollte aber mit seiner Sophie und Ludwigen fort, über Berg und Thal rollte er fort.

Zweytes Kapitel.

Zehn Uhr Vormittags kamen sie auf Herrn Heilbergs Landgute an. An der Thür empfieng sie ein Bedienter, und bat sehr, daß sie es entschuldigen möchten, daß sein Herr sie nicht selbst empfienge. Die gestrige Reise sey ihm übel bekommen, und er müsse deswegen so lange im Bette bleiben und den Schweiß abwarten. Der Bediente nöthigte sie hierauf in ein Zimmer zu gehen, Herrmann schlug

aber einen Spaziergang in den Garten vor. Und Sophie und Ludwig stimmten ihm bey.

Es war ein herrlicher Garten, nach englischer Art angelegt. Indem sie durch die schlangenförmigen Gänge spazierten, bekamen sie immer etwas neues zu sehen. Bald dufteten ihnen einige Beete voll Levkoyen und Nelken entgegen, bald kamen sie auf einen Platz, der mit Küchengewächsen besetzt war. Aber itzo — nein; das übertrift alles — itzo stunden sie auf einmal auf einem grünen Platze, in dessen Mitte ein Springbrunnen stund, der das Wasser etliche Ellen in die Höhe trieb.

Hier! Hier, mein lieber! sagte Sophie, laß uns niedersetzen, und unsere Augen weiden.

Und Herrmann setzte sich mit seinen beyden Lieben auf eine Rasenbank.

Einige Zeit sassen sie ganz still, und thaten nichts, als daß sie einander die Hände drückten, und eines um das andre sagte: ach wie schön! wie schön!

Darauf fieng Herrmann an zu erzählen, was der Mensch für ein vortrefliches Geschöpf sey, und wie er beynahe die ganze Natur in seiner Gewalt habe. Durch seinen Fleiß verwandele er eine unfruchtbare Gegend in einen Garten, bringe die Gewächse aus allen Welttheilen zusammen, und pflanze sie darein; zwinge den unfruchtbaren Stamm, schmackhafte Birnen und Aepfel zu tragen, und nöthige das Wasser bergauf zu steigen.

Indem er so redete, rauschte etwas hinter der Hecke, an der sie saßen. Alle spitzten die Ohren. Ludwig sprang auf, um zu untersuchen, was es

da gäbe? Da, da saß ein armer Taglöhner, und verzehrte sein Mittagsbrod. Ein Käse, ein Stück schwarzes Brod, nebst einem Kruge Wasser, war seine ganze Mahlzeit.

„Ey, lieber Vater! sagte Ludwig: da sitzt ein armer, armer Man, und hat nichts zu essen als Käse und Brod, und trinkt Wasser dazu. Er dauert mich gar zu sehr."

Und gleichwohl, antwortete Hermann, ist er vielleicht ein sehr glücklicher Mann. Kommt Kinder! wir wollen uns näher mit diesem Manne bekannt machen.

Sophie und Ludwig folgten ihm. Da trafen sie einen Mann an, aus dessen Gesicht Ehrlichkeit und Zufriedenheit lachte.

Gott segne euch eure Mahlzeit sagte Herrmann.

Ich danke, ich danke, antwortete Hans.

Wie geht es euch, mein Lieber? fragte Herrmann.

„Mir? antwortete Hans, mir geht es recht wohl. — Wenn es doch allen Leuten in der Welt so gienge, wie mir. Ich bin gesund, **und Gesundheit ist mir lieber, als ein ganzer Sack voll Gold.** So lange ich gesund bin, kann ich brav arbeiten, da vergehn die bösen Gedanken und alle Grillen, und wenn man denn so von fünf Uhr des Morgens bis zu Mittag hinter dem Grabscheide gestanden hat, und kommt dann zur Mahlzeit — oh! da schmeckt es — wie Zucker! Glauben Sie mir! meinem Herrn schmecken seine Pasteten nicht so gut, als mir mein Käs und Brod. Und wenn man hernach in das Bette kommt, da schläft

es sich so süß! Ich brauche keine Federn, ich kann, wenn ich sonst will auf dem Fußboden schlafen. Sechs Jahr hab ich schon in diesem Garten gearbeitet, aber kein Mensch hat noch Klagen von mir gehört. Ich bin aber auch immer gesund gewesen, Gott sey Lob und Dank dafür! Ich bitte Gott täglich: lieber Gott! ich will gern mit Wasser und Brod zufrieden seyn, laß mich nur gesund!"

Hans wollte weiter reden, aber ein Bedienter meldete Herrmannen, daß Herr Heilberg aufgestanden sey, und ihn erwarte.

Er gieng also mit seiner Familie, drückte dem guten Hans im weggehen die Hand, und wünschte ihm, daß er lebenslang so glücklich seyn möge.

Nun gieng der Zug nach Herrn Heilbergs Hause zu. Das war ein prächtiges Haus! Kein Fürst hätte sich schämen dürfen in demselben zu wohnen. Alle Wände waren mit Bildern von den berühmtesten Meistern behangen. Sie giengen vor der Küche vorbey, und ein Geruch von Braten, Wein und Gewürzen dampfte ihnen entgegen. Ein Koch und vier Mägde arbeiteten darinne, daß ihnen der Schweiß über die Backen floß, um Herrn Heilbergs Tafel recht gut zu besetzen. Sie stiegen die Treppe hinauf, und wurden durch drey Zimmer geführet. Das waren herrliche Zimmer! In dem einen waren lauter ländliche Auftritte abgebildet. Da waren Bauern, die sich mit der Erndte beschäfftigten, dort andere, die mit Einbringung des Heues ihre Arbeit hatten. Wieder andere schoren die Schafe, oder fütterten die Hühner, oder tanzten unter einer Linde. In dem andern waren biblische Geschichten vorgestellet. In dem dritten wa-

ren mancherley Fabeln gemalt, die die alten Griechen und Römer von ihren Göttern erzählt haben. In allen waren Stühle, Tische, Kästen, Spiegel, von grossem Werthe, und nach dem besten Geschmack, aufgestellt. Nun öffnete der Bediente das vierte Zimmer — da war — Herr Heilberg auf dem Kanapee. Blasgelb sah er aus, wie eine Citrone, seine Augen waren matt, seinen Kopf hatte er in die Hand gelegt, und da die Gäste in das Zimmer traten, richtete er sich mit vieler Mühe auf, und kam ihnen entgegen.

„Verzeihen Sie mir ja! sagte er, daß ich sie nicht habe empfangen können. Ich habe gar eine elende Nacht gehabt. Kaum hab ich eine Stunde geschlafen. Ich dacht, ich wollte mir mit Schwitzen helfen, aber auch dieß hat mir nicht gelingen wollen. Mein Kopf! mein Kopf! der ist ganz wüste, und der Magen taugt nichts, und hier in der linken Seite, da ist es nicht richtig, da hab ich beständig Stechen."

Herrmann bezeigte sein Mitleiden, und Herr Heilberg fuhr fort, die Geschichte seiner Unpäßlichkeit zu erzählen. Er nannte wohl zwölf Aerzte, die er seit etlichen Jahren gebraucht, erzählte, wie vielerley zertheilende, auflösende, abführende, stärkende, schweißtreibende Arzneymittel er gebraucht, wie vielmal er Ader gelassen, geschröpft, Blutigel angelegt hätte, wie vielmal er im Bade gewesen wäre.

Während der Erzählung kamen noch gegen zwanzig Gäste an, die sich alle seines Wohlseyns freuen wollten, aber alle seine Unpäßlichkeit bedauern mußten.

Endlich meldete ein Bedienter, daß die Mahlzeit bereitet sey, und die ganze Gesellschaft gieng in den Speissaal.

Da war alles blendend schön. Eine lange Tafel, mit dem kostbarsten Tischzeuge und Aufsätzen stand da. Um dieselben standen Sammetstühle, und hinter denselben vier Bediente, die Heilbergs Befehle erwarteten. Die Nebentische waren mit Gläsern, Tellern und Bouteillen beschwert. Man setzte sich, und eine Menge von Gerüchten, an denen sich vielleicht hundert Menschen hätten sättigen können, wurden aufgetragen. Nach einer kräftigen Suppe folgten Beuf a la Mode, Pasteten, Fische, Wildpret, gebrattne Vögel, Torten, Gelees, Zuckerbrod, Morsellen, Früchte und noch viellerley andere Sachen, die niemand zu benennen weiß, als wer die französischen Kochbücher studieret hat. In den Gläsern perlte bald Rheinwein, bald Burgunder, Mallaga. Allen schmeckte es wohl — nur Herrn Heilberg nicht. Dieser schob die mehresten Gerüchte zurück, und an denen, die er behielt, leckte er nur. In dem Nebenzimmer wurde unvermuthet eine Tafelmusik angestimmet, die das Vergnügen der Gäste noch mehr vermehrte.

Nach aufgehobener Tafel wurde Kaffee aufgetragen, und Herr Heilberg, Herrmann und Ludwig, tranken ihn an einem Fenster.

„Ey! sagte Herrmann, Herr Heilberg, sind Sie nicht ein glücklicher Mann? Sie haben ja alles, was das menschliche Herz nur wünschen kann — fürstlichen Garten, fürstliches Haus,

fürstliche Zimmer, fürstliches Hausgeräthe, fürstliche Tafel, fürstliche Bedienung!

„Ich? glücklich? antwortete Herr Heilberg, ich armer Mann! ich glaube nicht, daß es unter Gottes Sonne einen elendern Menschen giebt, als ich bin. **Was hilft mir denn alles, wenn ich nicht gesund bin?** Von allen diesen Speisen habe ich fast nichts genossen, alle meine Zimmer und Kostbarkeiten betrachte ich mit Widerwillen; komme ich in mein Bette, so kann ich nicht schlafen, und will ich in den Garten gehen, so kann ich selten die Luft vertragen. Lieber Freund! glauben sie mir, ich wünsche mir oft an meiner Tagelöhner Stelle zu seyn: denn diese geniessen doch ihr Leben. Sie essen, sie trinken, sie lachen, sie scherzen, sie schlafen, aber ich — ich — armer Mann — —

Er sah gen Himmel, und ein paar Thränen liefen ihm über die Backen.

Drittes Kapitel.

Unterdessen hatte sich Ludwig von der Gesellschaft weggeschlichen. Erst gieng er in dem Garten umher, und hatte seine Freude an den mannigfaltigen Abwechslungen, die er da fand. Dann sah er durch die Gartenthür — da war wieder vielerley zu sehen. Ein Bach, der sich durch Wiesen unter Erlen und Weiden hinschlängelte, gefiel ihm besonders. Er gieng ihm nach. Da fiel ihm ein Wald in die Augen. Den, dachte er, mußt du auch be-

Schmid fe.

Was hilft dir denn alles, wenn du nicht gesund bist.

sehen. Er gieng auf denselben los, und bebte vor Freuden, da er in den kühlen Schatten desselben tratt. Kaum hatte er zwanzig Schritte in denselben gethan; so sah er das Feld nicht mehr. Rund um ihn her waren dicke Büsche, aus denen Eichen und Buchen hervorragten, durch deren Wipfel er nur wenig vom blauen Himmel sah. Es war da alles stille, so stille, wie in einer unbewohnten Insel. Nur bisweilen erhob ein Rabe oder Specht seine Stimme, die aber so stark schallte, daß sie den ganzen Wald zu durchdringen schien. Diese Dunkelheit, diese Einsamkeit, diese Stille und die starken Stimmen, die sie unvermuthet unterbrachen, jagten Ludwigen wirklich einiges Grausen ein. Er that jeden Schritt mit Behutsamkeit, und sah sich bey jedem schüchtern um. Funfzigmal entschloß er sich wohl wieder umzukehren, blieb aber immer, weil er glaubte, daß er in diesem Walde recht viel artige Sachen, die ihm noch neu wären, finden würde.

Er fand auch wirklich allerley, das ihm gefiel. Erst sah er einige bunte Schmetterlinge, sprang ihnen nach und erhaschte einen davon. Dann fand er Heidelbeere, hin und wieder auch einige Erdbeere, die er, theils für sich, theils für seine gute Mutter pflückte, bemerkte etliche Waldblumen, die er noch nicht gesehen hatte, und vor Freude über alle diese Entdeckungen vergaß er auf den Weg zu merken. Itzo hatte er seine Taschen und Hände mit Beeren und Blumen gefüllt, und entschloß sich zurückzukehren.

Er gieng fort, und gieng und gieng, glaubte immer am Ende des Waldes zu seyn, und das Ende wollte doch nicht kommen. Wohl eine Stunde war er gegangen, und das Ende war noch nicht da. Da fiel es ihm ein: du hast dich wohl verirret. Und da er dieß dachte, lief ihm ein kalter Schauer über die Haut, es wurde ihm enge um das Herz, er konnte kaum noch athmen. **Gott!** dachte er, **wie wird mir es gehen**, wenn ich in diesem Walde bleiben sollte! hätte nichts zu essen noch zu trinken — müßte — da im Dunkeln liegen, nnd käme ein Wolf, oder eine Schlange, oder ein andres wildes Thier, oder ein Strassenräuber — und schlüge mich todt!"

Bey diesen Gedanken wurde er so unruhig, daß er gar nicht mehr wußte, was er thun sollte. Er hätte sich leicht heraus finden können, wenn er nur auf den Stand der Sonne gemerkt, und sich mit seinem Wege darnach gerichtet hätte, oder wenn er auf einem gebahnten Wege immer gerade fort gegangen wäre. Denn dieser hätte ihn doch zu einem Dorfe, oder wenigstens zu einem Wirthshause geführet. Aber die **Furcht** machte ihn zu allen Ueberlegungen ungeschickt.

Es fiel ihm nicht ein, nach der Sonne zu sehen. Wenn er einige Zeit auf einem Wege gegangen war, so verließ er ihn wieder, und suchte einen andern, von dem er glaubte, daß er sicherer wäre. Einmal war er wirklich auf dem rechten Wege. Es lag da ein Büschel Heidelbeere, das er selbst hingelegt hatte, um es bey der Rückkehr mitzunehmen. Aber vor Furcht sah er es nicht, verließ diesen Weg,

arbeitete sich durch das Gebüsch, um einen andern zu finden.

In dieser Angst hatte er etliche Stunden zugebracht, und nun — nun fiel die Nacht ein. Es wurde dunkler, immer dunkler, und der arme Ludwig fieng endlich an laut zu heulen.

Itzo gieng der Mond auf, und erleuchtete den ganzen Wald. Dadurch wurde die Furcht des armen verirrten Männchens noch mehr vergrößert. So lange es dunkel war, war doch der ganze Wald schwarz, und er konnte nichts sehen, wofür er sich hätte fürchten dürfen. Aber nun sah er neben und über sich lauter Dinge, die, wegen des schwachen Lichtes des Mondes, ein sehr sonderbares Ansehen hatten. Nicht weit von ihm saß ein schwarzes Männchen, das von Zeit zu Zeit ihm mit dem Kopfe zunickte; hinter demselben sah eine Nonne mit einem weißen Schleier, aus einem Busche hervor, da winkte eine lange hagere Gestalt, aus jener Eiche guckte, hu! hu! hu! ein Todtenkopf; und nicht weit davon stand gar ein Ding mit Hörnern und einem langen Schwanze. In der That ware von allem diesem gar nichts da. Es waren nichts als Büsche, Zweige, dürre Aeste, die aber Ludwig, weil das Mondenlicht nicht helle genug war, nicht gehörig erkennen konnte, und die ihm so schrecklich vorkamen, weil die Furcht seine Gedanken so verwirret hatte, daß er weder Gelassenheit genug hatte, sie hinlänglich zu betrachten, noch Muth genug sie in der Nähe zu untersuchen.

Halb ohnmächtig warf er sich unter einem Baume nieder, und betete zu Gott, daß er sich seiner

erbarmen, und ihn ja in dieser grossen Angst nicht verlassen möchte. Ach lieber Gott! seufzete er etlichemal, verlasse mich ja nicht! errette mich armes Kind!

Indem er so seufzete — hilf Himmel, was giebt es da? da rauschet etwas durch die Büsche, und trappet und trappet, und kommt immer näher. Da ist es wirklich! Ein langer kohlschwarzer Mann, mit einer weissen Kappe über dem Kopfe, vor ihm fliegt eine weisse Taube, Ludwig will aufspringen, und kann nicht, er versucht es noch einmal, und fällt wieder nieder. Endlich, da das Ding gar zu nahe kommt, sammelt er alle seine Kräfte, und springt mit einem grossen Schrey davon. Aber das Ding springt nach — halt! halt! ruft es. Pauz, da stolpert er über eine Wurzel, fällt, und der Mann hat ihn bey der Hand.

Das **Schrecken**, das ihn da überfiel, ist unbeschreiblich. Er hörte und sah nicht mehr, die Zunge klebte ihm an dem Gaumen, und **uhuhu!** dieß war alles, was er hervor bringen konnte.

Aber dieser schwarze Mann war doch nicht so böse, als Ludwig geglaubt hatte. Seine Hand war nicht eiskalt, wie er besorgte, sie war warm, und druckte ihn ganz sanft. Gutes Kind! sagte er, was fehlet dir denn? wie kommst du hieher? warum fürchtest du dich denn vor mir?

Etlichemal mußte der schwarze Mann diese Fragen wiederhohlen, ehe der erschrockne Ludwig den Muth hatte, ihm zu antworten. Endlich schöpfte er doch Muth, und fragte mit leiser Stimme: wer bist du denn? Ich bin, antwortete der schwarze

Mann, weder ein Gespenst noch ein Dieb. Ich bin der Schulrector aus einem Städtchen, das nicht weit von hier liegt.

Da lebte der halbtodte Ludwig wieder auf, betrachtete den fürchterlichen Mann etwas näher, und sahe wirklich, daß es ein Mann war, der ein schwarzes Kleid anhatte. Uiber dem Kopfe hatte er keine weisse Kappe, sondern eine etwas lange schneeweisse Perücke, die deswegen etwas besonders aussah, weil der Rector nicht, wie es sonst gebräuchlich ist, den Hut darüber gesetzt hatte, sondern ihn, weil er stark schwitzte, in der Hand trug.

Man kann sich leicht vorstellen, wie froh Ludwig seyn mußte, da er, statt eines Gespenstes, das er zu sehen glaubte, die Hand eines lieben guten Mannes in der seinigen hielt, von dem er sicher glauben konnte, daß er ihn aus diesem fürchterlichen Walde herausführen würde.

Aber, fragte er doch noch einmal ängstlich, wo ist den die weisse Taube, die vor Ihnen herflog? Eine weisse Taube? war die Antwort, die habe ich nicht bemerket. Wo sollte auch diese des Nachts herkommen? Ohne Zweifel hat die Furcht deine Augen — indem er dieß sagte, sahe Ludwig die weisse Taube wieder. Es war ein weisses Schnupftuch, mit welchem der Rector bisweilen gegen sein Gesicht wedelte, um sich abzukühlen. Ludwig sahe ein, daß er unrecht gesehen habe, wurde immer munterer, und bekam Zutrauen zu seinem neuen Reisegefährten.

Nun fieng er an zu erzählen, wie er in den Wald gekommen sey, wie er sich verirret, wie er sich geängstiget und besorget habe, von Thieren oder

bösen Menschen angegriffen zu werden. Was er für schreckliche Dinge gesehen habe, wie er der Rector, dann gekommen sey, und durch seine Ankunft ihn so erschrecket habe, daß er beynahe gestorben wäre, indem er ihn für ein Gespenst gehalten hätte.

Und hast du es denn deinem Vater nicht gesaget, fragte der Rector, daß du in den Wald gehen willst?

Nein, antwortete Ludwig.

Der Rector trat erstaunt ein paar Schritte zurück, schlug in die Hände, und sagte: deinem Vater nichts gesagt? o du unbesonnenes Kind! Ein Kind, wie du bist, daß noch so jung ist, und die Welt so wenig kennt, darf niemals, ohne Wissen seiner Eltern, aus dem Hause gehen. Wenn ich nun nicht gekommen wäre, wie leicht hätte dir diese Nacht etwas Widriges begegnen können! und bedenke einmal, wie dein armer Vater, und deine betrübte Mutter sich itzo ängstigen werden! Ganz gewiß können sie diese Nacht nicht eine Stunde schlafen. Aber so geht es fast allemal, wenn Kinder so vorwitzig sind, und ohne Wissen ihrer Aeltern sich von ihnen entfernen.

Ludwig sah ein, daß der Rector Recht habe, faßte seine Hand, küßte sie, benetzte sie mit Thränen, und rief zu wiederholtenmalen: **ach, mein armer Vater! meine arme Mutter!** Nun beruhige dich, armes Kind! antwortete der Schulrector, (Helwig hieß er,) ich bin nun bald bey meinem Hause. So bald ich nach Hause komme, will ich einen Boten zu deinen lieben Eltern abschicken, der ihnen sagen soll, daß du in Sicherheit bist.

Da wurde Ludwig immer beherzter und vergnügter, und plauderte wieder von allem, was ihm begegnet war.

Aber, fragte er, lieber Herr Rector, was mußten denn das nur für Dinge seyn, die ich im Walde gesehen habe? das schwarze Männchen? die Nonne? der Todtenkopf? Dieß will ich dir, alles erklären. Sieh! da du merktest, daß du dich verirrt hattest, und an alle das Böse dachtest, daß dir begegnen könnte, da ward dir enge ums Herz, du konntest nicht recht athmen, du zittertest; ists nicht wahr?

Ludwig. Ja wohl! ja wohl!

Rector. Dieß, was du da empfandest, war die Furcht. Mit der Furcht ist es aber gar eine schlimme Sache. Wenn sie bey einem Menschen stark wird, so sieht er nicht mehr recht, und hört nicht mehr recht, es kommt ihm vor, als wenn alles Böse, an das er denkt, wirklich da wäre. Nun denkt er, er sey nicht im Stande, diesem Bösen zu entgehen, giebt sich nicht die geringste Mühe mehr sich zu retten, und kann auf diese Art wirklich sehr unglücklich werden.

So gieng es einmal einem jungen Menschen aus meinem Städtchen, den unser Fürst zum Husaren gemacht hatte. Er mußte mit in Krieg ziehen, ob er gleich keine Lust dazu hatte. Einmal befahl ihm der Officier, daß er des Nachts nach einer gewissen Stadt reuten, und einem andern Officier, der daselbst war, eine Nachricht hinterbringen sollte. Da kam ihm der Gedanke in den Kopf: wie, wenn itzo die Feinde kämen, und hieben mit ihren Säbeln auf dich, und schössen auf dich —

bey diesem Gedanken fieng er an zu zittern und zu beben, er sahe sich schüchtern um, und glaubte immer, der Feind wäre hinter ihm. Auf einmal sahe er eine lange Reihe Feinde auf sich loskommen. Es war nichts als eine Reihe Bäume, die ganz stille standen; weil er aber nichts als Feinde im Kopfe hatte, so kam es ihm vor, als wenn sie wirklich da wären. Geschwind gab er seinem Pferde die Spornen, sprengte quer über das Feld, ohne zu wissen wohin, und plötzlich — wer da? wer da? wer da? rief ihm etwas zu, und da er vor Furcht sich nicht zu antworten getraute — puf — da schoß man ihn in die Brust, daß er ohnmächtig vom Pferde fiel. Nun schlepte man ihn fort, und nahm ihm sein Pferd und Geld. Denn weil er die Bäume für Feinde angesehen, so hatte er sich nicht getrauet auf sie los zu reiten, sondern war so verwirrt geworden, daß er nicht mehr wußte, was er that, und war also in der Verwirrung nach der Gegend hingeritten, wo die Feinde wirklich stunden, von denen er nun angehalten, verwundet und gefangen wurde.

So ist es dir auch gegangen. Du stelltest dir so viel Böses vor, du dachtest daran so stark, daß du am Ende glaubtest, er wäre wirklich da. Glaube mir, das schwarze Männchen, die Nonne und der Todtenkopf, sind nur in deinen Gedanken gewesen, und du hast Sträuche, dürre Aeste und dergleichen, für Gespenster angesehen, so, wie jener Husar die Bäume für Feinde hielt.

Hättest du dich nicht gefürchtet, und wärest gerade auf einem Wege fortgegangen, du wärest

gewiß aus dem Walde herausgekommen, denn er ist nicht gar groß. Aber die Furcht machte, daß du im Walde bleiben mußtest, und leicht ein Unglück hättest nehmen können, wenn ich nicht gekommen wäre.

Hier küßte Ludwig dem Rector wieder die Hand.

Und da du mich kommen hörtest, fuhr der Rector fort, wie war dir da zu Muthe?

L. Himmel! das weiß ich selbst nicht. Ein eiskalter Schauer lief mir über den Leib, und Beben durch die Arme und Füsse und alle Glieder, ich wollte schreyen und konnte nicht, ich wollte laufen und konnte nicht, ich weiß selbst nicht mehr, wie mir wurde.

R. Das, was du da empfandest, nennet man das **Schrecken.** Es entsteht alsdann, wann dem Menschen unvermuthet etwas Böses begegnet. Das Schrecken ist auch etwas Schädliches. Ich habe von Menschen gehört, die auf der Stelle vor Schrecken todt geblieben sind, und von andern, die sich durch heftiges Schrecken schwere Krankheiten zugezogen haben. Das Schrecken betäubt den Menschen oft so sehr, daß er gar nicht weiß, was er thun soll, und sich durch das Böse überwältigen läßt, da er sich doch hätte retten können.

Das habe ich aus eigner Erfahrung gelernet. Da ich mich in der Hauptstadt zum Schulamte vorbereitete, kam in dem Hause, wo ich wohnte, Feuer aus. Daß alle, die im Hause waren, darüber erschracken, kannst du leicht denken. Ich faßte mich aber bald, packte mein Bette, Bücher

und weniges Hausgeräthe zusammen, und trug es an einen Ort, wo es sicher war. Auf diese Art büßte ich fast gar nichts ein. Aber der Schulkandidat, der neben mir wohnte, war durch Schrecken so verwirrt, daß er gar nicht mehr wußte, was er machte. Er lief immer umher, rang die Hände und klagte, und brachte aus seiner Stube nichts davon, als — ein altes Damenbret.

Wenn du also: mein Sohn, künftig zufrieden leben willst, so hüte dich ja vor grosser Furcht und heftigem Schrecken.

L. Aber wie soll ich es denn machen, lieber Herr Rector, daß ich nicht mehr erschrecke, und mich nicht mehr fürchte?

R. Sich vor aller Furcht und allem Schrecken zu verwahren, ist unmöglich: bemühe dich nur, daß du es so weit bringest, daß Furcht und Schrecken nicht heftig bey dir werden. Und du kannst es bald so weit bringen, wenn du nur oft daran denkest, daß bey weitem nicht alles Böse uns treffe, das wir uns vorstellen, und daß das Böse, das uns wirklich begegnet, nie so groß sey, als wir im ersten Augenblicke glauben. Du mußt dir auch beyzeiten vorstellen, daß das einzige Mittel, dich zu retten, dieses sey, daß du augenblicklich Muth schöpfest, und überlegest, wie das Böse, das dir bevorsteht, abzuwenden sey. Wenn du dieß immer bedenkst, und darnach thust, so oft Furcht oder Schrecken dir anwandeln, so wirst du auch gewiß —

Viertes Kapitel.

„Ach, da ist er ja! mein allerliebster Mann! Lieber Vater! guter Vater! Herzensvater! gute Vate! gute Vate!

So rief ein Trupp Leutchen dem Rector entgegen. Eines fiel ihm um den Hals und küßte ihn; und wer nicht an den Hals reichen konnte, küßte seine Hände, und umfaßte seine Knie. Es war des Rectors Frau, mit ihren drey Kindern, davon das kleinste noch nicht deutlich sprechen konnte. Sie hatten schon eine Stunde ihren lieben Mann und Vater erwartet, und waren ihm entgegen gegangen.

Sie erkundigten sich gleich bey ihm, wer das kleine Männchen sey, das er an der Hand führe? und er sagte ihnen kurz, daß es ein gutes Kind sey, welches aber, ohne Vorwissen seiner Eltern, in den Wald gegangen wäre, und sich verirret habe. Zugleich bat er seine Frau, daß sie doch ja vorausgehen, und einen Boten bestellen möchte, der es seinen Eltern meldete, daß es bey ihm in Sicherheit sey, er wolle langsam nachkommen, denn das arme Kind wäre so entkräftet, daß es nicht geschwinde gehen könne.

Da lief die gute Frau voraus, und fertigte einen Boten an seine Eltern ab.

Der Rector folgte aber mit seinen drey Kindern, die um ihm her hüpften, und Ludwigen, der kaum noch gehen konnte, langsam nach.

Wie gefiel dir das, lieber Kleiner! fragte der Rector, daß die Leutchen so auf mich losgelaufen kamen, und mich küßten?

L. Ach recht wohl! recht wohl! Wenn itzo mein lieber Vater käme! ach ja! da wollte ich es eben so machen! da wollte ich eine rechte Freude haben!

R. Eine Freude wolltest du haben? und warum denn?

L. Ach, mein Vater ist ein so lieber, guter Mann, sollte ich denn keine Freude haben, wenn ich wieder bey ihm wäre?

R. Da weißt du also was Freude ist. Wir empfinden sie, wenn uns etwas begegnet, was uns angenehm ist. Meine Frau und Kinder freuten sich, da sie mich wieder sahen, weil sie mich lieb haben, und wissen, daß ich es gut mit ihnen meine. Und du würdest dich auch freuen, wenn du bey deinem Vater wärest, weil du auch weißt, daß er es gut mit dir meint.

Aber glaube mir, lieber Sohn! die Freude thut, wenn sie zu stark ist, eben so grossen Schaden, als heftige Furcht und heftiges Schrecken. Sie verirret den Menschen so sehr, daß er nicht mehr recht weiß, was er thut, und deswegen sich in der Verirrung oft selbst schadet. Ich hatte eine Schwester, die fiel vor Freuden in Ohnmacht, da sie die Nachricht bekam, daß sie 10000 Gulden in der Lotterie gewonnen habe. Und ein gewisser Bauer in meinem Städtchen, da sein Sohn aus der Fremde kam, den er schon seit fünf Jahren für todt gehalten hatte, empfand darüber so eine große

Freude, daß er wie unsinnig die Treppe herunter sprang, und das Bein zerbrach. Hüte dich also ja vor unmässiger Freude! —

L. Wie soll ich denn dieß anfangen?

R. Du mußt oft daran denken, daß das Gute, das uns begegnet, niemals so groß ist, als wir anfänglich glauben. Mit allem Guten ist etwas Unangenehmes verknüpfet.

Meine Schwester hatte von ihren 10000 Gulden gar vielen Verdruß. So bald es bekannt war, daß sie so viel gewonnen hätte, drängten sich allerley Leute zu ihr. Einige wollten etwas geborgt, andere etwas geschenkt haben. Die, denen sie etwas borgte, betrogen sie meistens; die, denen sie etwas schenkte, murreten oft darüber, daß es zu wenig sey; und die, denen sie nichts borgen und nichts schenken wollte, schalten sie eine harte, geizige Frau. Wenn meine Schwester daran gedacht hätte, so würde sie wohl nicht vor Freuden in Ohnmacht gefallen seyn. Und der Bauerssohn, der aus der Fremde zurück kam, war ein lüderlicher Mensch worden, der nicht mehr arbeiten, und dem Vater nicht mehr gehorchen wollte. Wenn der Vater daran gedacht, und sich vorgestellt hätte, vielleicht ist dein Sohn kein guter Mensch mehr, so würde er wohl vor Freuden sein Bein nicht gebrochen haben.

So redete der Rector mit dem armen, müden Ludwig. Und dieser hörte ihm so gerne zu, daß er darüber seine Müdigkeit vergaß, und immer weiter fortschritt.

Da kam des Rectors Hund gelaufen, sprang an ihm hinauf, welzte sich, bellte, lief hin und wieder, und indem sie so dem Hunde zusahen, kamen sie an des Rectors Gartenthür.

Er machte sie auf, und gieng in Begleitung seiner kleinen Gäste hinein.

Fünftes Kapitel.

Henriette, des Rectors Frau, empfieng ihre lieben Gäste sehr liebreich. Sie versicherte, daß der Bote nach Ludwigs Eltern abgeschickt sey, und führte sie in die Stube, wo sie eine Abendmahlzeit bereitet fanden.

Diese war sehr mäßig. Es war da nichts von Wein, noch Braten, noch Gebackenen zu sehen. Eine Schüssel voll Kirschen, und etwas Butter und Käse, machte die ganze Mahlzeit aus. Aber die gesunden, freundlichen Gesichter, die um den Tisch standen, gaben ihr mehr Annehmlichkeit, als der kostbare Schmaus des Herrn Heilbergs hatte.

Kommt Kinder, laßt uns essen und fröhlich seyn! sagte der treuherzige Rector, wir sind gesund, haben Hunger und Speise genug, wir sind unter guten ehrlichen Leuten — **brauchen wir mehr um fröhlich zu seyn?**

Ludwig setzte sich und ließ es sich wohl schmecken. Er wurde noch mehr aufgeheitert, da der Rector eine Unterhaltung anfieng, die ihm ganz

F. Aßner sc.

Brauchen wir mehr, um Fröhlich zu seyn.

neu war. Nun, fragte er, Kinder, wißt ihr nichts zu erzählen? Sogleich erzählte Henriette von einer Königin, die, als sie von einer Prinzeßin wäre besucht und gebeten worden, ihr ihre Kostbarkeiten zu zeigen, ihre Kinder vorgeführt und gesagt habe, diese sind meine liebsten Kostbarkeiten, die mir über alles Gold, Silber und Juwelen gehen. Ernst, der älteste Sohn, brachte eine Geschichte vor, von einem Manne, der Schiffbruch gelitten, und da die ganze Schiffgesellschaft den Verlust ihres Vermögens beklaget, ganz ruhig gesagt hätte: ich habe alles bey mir. Fritz, der jüngere Sohn, sagte, er habe von einem Edelmanne gelesen, der seine Tochter an ihren Liebhaber nicht eher habe verheurathen wollen, als dieser ein Handwerk gelernet habe. Die kleine Karoline stammelte etwas her, von einem Mäuschen, das seiner Mutter nicht habe gehorchen wollen, und ihren Warnungen zuwider, mit einer Katze habe spielen wollen, aber von ihr sey gefangen und todt gebissen worden. Und der Rector unterhielt die Gesellschaft mit einer Gespensterhistorie, die anfänglich sehr schrecklich anzuhören war, aber am Ende ein allgemeines Gelächter erregte, da es sich offenbarte, daß es blos eine Betrügerey von einigen jungen, muthwilligen Leuten gewesen sey.

Denn der Rector hatte die Gewohnheit in seinem Hause eingeführet, daß jeder Tischgenosse sich um ein Geschichtchen bemühen, und es während der Mahlzeit vorbringen mußte, und hierdurch wurde das gesellschaftliche Vergnügen ungemein befördert, indem es da immer etwas zu plaudern, zu scherzen und zu lachen gab.

Nun kam die Reihe an Ludwigen, den man auch drang, etwas zu erzählen. Da er sich auf nichts besinnen konnte, so brachte er die Geschichte seiner Verirrung vor.

Da er bey derselben einigemal seinen Vater und Mutter nennen mußte, so merkte man gar deutlich, daß er immer wehmüthiger wurde. Gegen das Ende derselben tratten ihm sogar Thränen in die Augen. Er bat, daß man ihm erlauben möchte sich einen Augenblick zu entfernen.

Man erlaubte es ihm — er kam aber nicht wieder. Der Rector suchte ihn im Hofe, in der Küche, in der Nebenstube — aber da war kein Ludwig zu finden.

Endlich entdeckte er ihn hinter der Küchenthüre, wo er bitterlich weinte.

R. Was fehlt dir denn, kleiner Gast?

L. Gar nichts.

R. Dir muß doch etwas fehlen, weil du weinst?

L. **Ach! wenn ich nur bey meinem Vater und Mutter wäre!**

R. Du empfindest also, gutes Kind! **Sehnsucht.** Denn das Verlangen nach abwesenden Personen und Sachen nennet man Sehnsucht. Dieß verdenke ich dir gar nicht. Denn ein gutes Kind hat keinen Menschen lieber, als seine Eltern. Nothwendig muß es sich also nach ihnen sehnen, wenn es von ihnen entfernet ist. Aber mein Lieber! wenn du vergnügt leben willst, so mußt du die Sehnsucht, eben sowohl als das Schrecken und die Furcht und die Freude, zu mäßigen wissen, sonst bringt sie dich um vieles Vergnügen. Glaubst du wohl,

daß du durch dein Sehnen und Weinen deinen Vater und Mutter herbeybringen kannst? Du schüttelst? Du glaubst also, es sey unmöglich? so hilft dir also deine Sehnsucht gar nichts. Aber gar viel, viel, gar viel, schadet sie dir. Sieh! itzo wird ein Spiel in der Stube angefangen werden, da wird es etwas zu schäkern und zu lachen geben, da könntest du noch eine recht vergnügte Stunde haben. Wenn du aber dein Sehnen nicht lassen kannst, so bringst du dich darum, und hast also in deinem Leben eine vergnügte Stunde weniger. Komm mit mir in die Stube, und sey vergnügt! Deinem Vater und Mutter geht es wohl. Sie wissen nun, daß du gut aufgehoben bist, und werden also deinetwegen keinen Kummer haben. Morgen, hayda! da geh ich mit dir fort, und bringe dich zu deinen Eltern, da kannst du sie küssen und mit ihnen plaudern, wie du willst.

L. Ach, lassen Sie mich! lassen Sie mich satt weinen. Ich kann heute unmöglich mitspielen.

R. Nun, wenn du durchaus mißvergnügt seyn willst, so sey es! ich kann dir nicht helfen.

Da gieng denn der Rector in die Stube, und alle kamen um ihn herum, und fragten: wo ist er denn? was fehlt ihm denn unserm lieben Ludwig?

Er steht hinter der Küchenthür, antwortete der Rector, und sehnt sich nach Vater und Mutter, und weint.

Da schlugen sie alle in die Hände, und sagten: Das arme Kind! wenn wir ihm doch helfen könnten!

Und alle kamen heraus, und baten ihn, daß er doch nicht weinen sollte. Da weinte er immer heftiger.

Sie zogen ihn mit sich in die Stube, und er wendete sich gegen die Wand und weinte immer fort.

Nun, sagte der Rector, Kinder! die Zeit vergeht, laßt uns ein Spiel anfangen! Aber da hörte niemand drauf. Alle sahen nach Ludwigen, und sagten: das arme Kind.

So geht es! fuhr der Rector fort mit dem Sehnen nach Dingen, die man nicht haben kann. Man bringt sich nicht nur selbst um seine Freude, sondern macht auch durch das beständige Klagen und Seufzen und Wimmern und Winseln alle seine Freunde verdrüßlich. Da habe ich mich den ganzen Tag über auf diesen Abend gefreuet, und meine Frau und Kinder haben sich darauf gefreuet, da muß der Kleine — nun liebe Frau, unsere Lust ist doch verderbt, bring ihn zu Bette. Ich will auch in mein Schlafzimmer gehen.

Wirklich machte der Rector Anstalt zum Fortgehen.

Da besann sich Ludwig und erkannte, wie unanständig es sey, wenn er diese guten Leute verdrüßlich mache, die sich so viele Mühe gegeben hatten, ihm Freude zu machen.

Lieber, lieber Herr Rector, sagte er, bleiben Sie ja da. Ich will gerne nicht mehr weinen, ich will mitspielen. Bleiben Sie doch!

Da blieb denn der Rector, und alles freuete sich. Und Fritz und Ernst küßten ihn, und Karolinchen hüpfte in der Stube herum und sang: Liebe, liebe Ludwig mitpile oll! liebe, liebe Ludwig mitpile oll *).

*) Lieber, lieber Ludwig mitspielen soll.

Ludwig wurde munter, und mußte selbst über Karolinchens unschuldige Fröhlichkeit lachen.

Man rückte Stühle herbey und setzte sich an den Tisch.

Nun meine Liebe, fragte der Rector seine Frau, welches von deinen Kindern ist denn heute das beste gewesen?

Da lächelte Fritz. —

Siehst du es ihm nicht an, sagte Henriette, dort das kleine Blauauge, das ist das gefälligste und fleißigste Kind heute gewesen.

Da gieng der Rector zu ihm, knif ihn in die Backen, küßte ihn, und sagte: ist dir es diesen Abend nicht recht wohl, weil du ein so gutes Lob erhältst? Guter Junge! sey doch immer so, daß du immer so vergnügt seyn kannst! Itzo will ich dir noch ein Vergnügen mehr machen. Du sollst das Spiel bestimmen, das dir das liebste ist. Das wollen wir spielen.

Das Kaufmannsspiel, sagte Fritz.

Gut Kinder! sagte der Rector, diesen Abend spielen wir das Kaufmannsspiel. Ich bin der Kaufmann. Ich habe zu verkaufen, allerley Sorten von Eßwaaren, schöne Galanteriewaaren, schöne Bänder, schöne seidene Tücher, Bücher, Naturalien, alles, was man haben will, alles um einen billigen Preis.

Da forderte denn jedes von der Gesellschaft etwas. Aber dann fragte auch der Rector, wer es verfertige? wovon es verfertiget werde? wo man es verfertige? wozu man es brauche? wie vielerley Arten davon es gäbe? und wer denn eine

Frage unbeantwortet ließ, oder unrecht beantwortete, der mußte ein Pfand geben.

So forderte Ernst einen Hut. Und er wurde gefragt, wer ihn mache? wovon er gemacht werde? ob es mehr als eine Art von Hüten gäbe? wozu man den Hut brauche? u. s. w.

Da gab es nun immer etwas zu scherzen und zu lachen, besonders da die Pfänder ausgelösset wurden.

Nun waren sie ausgelösset.

Noch einmal! noch einmal wollen wir spielen, riefen alle.

Der Rector schüttelte und sagte: ich dächte: Ihr mäßiget euch in eurem Vergnügen, und gienget zu Bette.

Aber die Kinder baten, nnd küßten die Hände, so lange, bis der Vater sagte, nun so sey es drum, spielet noch einmal! ihr werdet schon sehen, was daraus erfolgen wird.

Da spielten sie denn noch einmal. Aber es gieng bey weitem nicht so lustig, als das erstemal. Alle wurden müde. Fritz fieng an zu jähnen, Ernst rieb sich die Augen, Ludwig schlief gar ein, Karolinchen fieng an zu weinen, und klagte: zu Bette! will zu Bette Mamma, und Fritz fragte selbst, hören wir bald auf zu spielen?

So geht es, sagte der Rector, **wenn man sich in seinem Vergnügen nicht zu mäßigen weiß.** Es entsteht allemal daraus Misvergnügen! Hättet ihr zur rechten Zeit aufgehöret zu spielen, so wäret ihr mit Vergnügen zu Bette gegangen, nun aber geschieht es mit Misvergnügen.

Da hörte denn das Spiel auf, und alle Kinder giengen zu Bette. Karolinchen weinend und die übrigen mit verdrüßlichen Gesichtern.

Sechstes Kapitel.

Bald früh war alles in des Rectors Hause so munter und laut, daß Ludwig nicht länger im Bette bleiben konnte, so gerne er auch noch ein paar Stündchen geschlaffen hätte, weil er von seiner gestrigen Reise sehr müde war. Er kam also herunter in das Wohnzimmer, wo alles mit Kämmen, Waschen, Ausspielen des Mundes, Auskehrung und Anziehung der Kleider beschäftiget war. Und er machte alles geschwinde mit. Denn in der That war er ein Kind, das Ordnung und Reinlichkeit liebte.

Da er eben mit Reinigung seiner Zähne fertig war, schlug der Rector dreymal mit dem Schlüssel auf den Tisch, und sagte, Achtung!

Da trat alles um ihn. Er aber setzte sich an das Klavier, und spielte ein allerliebstes Lied, das sich anfieng:

Süßer, angenehmer Fleiß!
O wie herrlich ist der Preis,
Den er jedem Jüngling beut,
Der ihm seine Kräfte weyht!

Und alles sang mit und freuete sich. Da das Lied aus war, kam Brod und eine Kanne warme Milch auf den Tische Und nun setzte sich die ganze Familie um zu Frühstücken.

Ernst trank seine Milch nicht alle, sondern goß einen Theil davon auf einen Teller, brockte Brod darein, und da ihn Ludwig fragte, was er damit thun wolle, so sagte er: das will ich Ramboldenbringen. Das gute Hundchen hat heute noch kein Frühstück bekommen.

Und da stund er denn auf, um seinem kleinen muntern Lieblinge das Frühstück zu geben.

Aber was ist denn das, er weinet ja? gar jämmerlich weinet er. Die ganze Familie läuft hinaus, um zu sehen, was ihm begegnet sey? Da steht der arme Ernst und zerfließt fast in Thränen. Alle fragen ihn, was ihm fehle? Ach! antwortete er, mein Hündchen, mein gutes Hundchen! **Ramboldchen ist todt!** Alle traten um ihn herum und bedauerten ihn. Denn da lag der gute Hund, den Ernst so lieb gehabt, und jeden Bissen mit ihm getheilet hatte, und war todt. Und niemand wußte, wodurch er so plötzlich um sein Leben gekommen sey.

Der Rector redete besonders liebreich mit Ernsten, und sagte: du dauerst mich, armer Ernst, denn ich weiß, daß du deinen Hund sehr lieb gehabt hast. Aber höre auf zu weinen! Ich will selbst dafür sorgen, daß du, künftige Woche schon, ein recht artiges Hundchen wieder bekommst, einen Bologneser.

Dieß alles half nichts, Ernst weinte immer fort, und schrie: ach, mein Hundchen! mein Hundchen! mein armer Rambold!

Der Knabe, sagte der Rector, ist sehr traurig. Es ist aber ein Elend, wenn man so ausschweifend trauert, daß man sich gar nicht zu fassen weiß. Man richtet durch Trauren doch nichts aus; und wenn Ernst ein ganzes Jahr klaget: mein gutes Hundchen! mein Ramboldchen! so wird er es doch nicht wieder bekommen. Man macht durch das viele Trauern seinen Zustand nur noch immer schlimmer. Ernst wird durch das Weinen seine Augen verderben, seine Geschäfte vernachläßigen, und sich einen sehr misvergnügten Abend machen. Kommt, Kinder! laßt uns in den Garten zu unsern Geschäften gehen. Es fängt schon an warm zu werden!

Ich auch? fragte Ludwig wehmüthig; wollen Sie mich denn nicht bald zu meinen lieben Eltern führen?

Bald, bald, antwortete der Rector, nur muß ich erst meine Gartenarbeit austheilen, dann meinen Gehülfen in den Klassen nachsehen, und endlich selbst eine Stunde Unterricht geben. Denn wer ein vergnügtes Leben führen will, dieß merke dir Ludwig! der muß seine Arbeit ordentlich verrichten. Man wird niemals recht froh, wenn man sich immer an die Arbeiten erinnern muß, die man vernachläßiget hat.

Ludwig folgte ihm etwas betrübt nach, aber da er in den Garten kam, sahe er auf einmal vergnügter aus. Das war ein Garten! das war ein Garteu! Keine Piramiden und Alleen von Taxus,

Buchsbaum, Tannen und unfruchtbaren Bäumen; keine Bildsäulen noch Springbrunnen waren darinn. Aber alles, was da war, bezahlte den Platz reichlich, den es einnahm. Gleich bey dem Eintritte waren etliche Beete voll Blumenkohl, darauf folgten eine Menge Beete voll Kohlrabi, Blaukohl, Gurgen, Petersilge, Zwiebeln, Erbsen, Bohnen, Sellerie, Möhren; durch den Garten liefen Alleen von Fruchtbäumen, die von den besten Sorten von Aepfeln und Birnen voll hiengen. Hier und da stund auch ein großer Aprikosenbaum, dessen goldgelbe Früchte Ludwigs Mund lüstern machten. Der ganze Garten war in Vierecke eingetheilet, um welche Beete liefen, die mit mannigfaltigen Blumen angefüllt waren. Hier duftete Ludwigen ein Nelken, dort ein Levkojenbeet an. Da lachten ihm Balsaminen, dort Astern entgegen. An den Wänden standen, auf der einen Seite, Pfirsichbäume, auf der andern Weinstöcke, deren volle Trauben man, ohne lüstern zu werden, kaum ansehen konnte. Itzo glaubte Ludwig am Ende des Garten zu seyn. Aber nein! die Wand von Korueliuskirschen, die das Ende des Gartens zu seyn schien, hatte noch einen Eingang, der ihn in den andern Theil des Garten führte. Dieser war durchaus mit Klee besäet, auf dem Bienen zu Tausenden summeten, und den Saft seiner Blüthen einsogen. Sie kamen aus dem großen Bienenhause, das zur rechteu Hand erbauet war.

In dem Klee standen unzählige Aepfel- Birnen- Kirsch- Pflaumen- und weisse Maulbeerbäume,

Ludwig stand entzückt da. Er faßte des Rectors Hand, drückte sie, und sagte: ey wie schön ist es da! Welch herrlicher Garten! Ach, wenn Vater und Mutter hier wären, in meinem Leben wollte ich mich nicht von hier wegsehnen!

Der Rector fieng itzo an, jedem seiner Kinder ein Geschäft aufzutragen. Karolinchen mußte von einem gewissen Beete das Unkraut ausraufen, Fritze bekam den Auftrag, für seine Mutter Bohnen zu pflücken, und Ernst hätte die Weinreben anbinden sollen. Der arme Knabe war aber, wegen des Todes seines Rambolds, so untröstlich, daß er sich diese Freude nicht machen konnte. Der Vater mußte ihn sogar aus dem Garten wegführen, damit er durch sein Weinen die übrigen in ihrem Vergnügen nicht stören möchte.

Nun kam der Rector zu Ludwigen zurück, nahm ihn bey der Hand und setzte sich mit ihm auf eine Rasenbank, von der er einen großen Theil des Gartens übersehen konnte.

„Es ist mir lieb, sagte er, daß dir es bey mir gefällt. Aber dieser Platz ist nicht immer so schön gewesen als er itzt ist. Vor vierzehn Jahren, war er noch ein wüster Platz, voll Stein- und Aschenhaufen. Ich kam hieher, heurathete meine Frau, weil ich sie herzlich lieb hattt; aber die Belohnung, die ich für das Schulhalten bekam, und die sich nicht viel über hundert Thaler belief, wollte nicht hinreichen, uns zu ernähren. Dieß machte mich sehr betrübt, und ich brachte einige Monate zu, ohne vergnügt zu seyn,

Da besuchte mich einmal mein alter Amtmann, der sahe mir meinen Kummer an. Freund, sagte er, warum so betrübt? Wie kann, antwortete ich, ein so armer Mann, wie ich bin, vergnügt seyn? Sie arm? antwortete er, ein Mann, der sein Vermögen auf hundert und mehrere tausend Thaler berechnen kann! O, Sie spotten meiner! sagte ich, wenn Sie mir vier hundert Gulden geben, so sollen Sie mein ganzes Vermögen haben. Top! sagte er, grif in seine Tasche, holte ein Messer heraus, ergrif meine rechte Hand, und stellte sich als ob er sie abschneiden wollte. Ich zog sie erschrocken zurück. Nur her! nur her mit der Hand, sagte er, für diese einzige gebe ich Ihnen vierhundert Gulden, die linke und all ihr übriges Vermögen will ich Ihnen lassen. Du kannst leicht denken, lieber Ludwig, wie sehr mich diese Zumuthung erschreckte, und daß ich ein paar Schritte zurück trat.

Da sehn Sie ja, Herr Schulrector, sagte er, wie reich Sie sind! dieß einzige Glied wollen Sie mir nicht für 400 Gulden lassen. Wenn ich Ihnen nun gar den Kopf abschneiden wollte, wie würden Sie sich da geberden! Ohne Scherz, Herr Rector, ein Mann, der jung und gesund ist, einen Kopf nnd gesunde Hände hat, darf nicht über Armuth klagen. Sehen Sie dort ihre Hüner an, die finden überall ihre Nahrung, und auch jene Tauben. So ist es mit allen Thieren, mit den Raben, den Eulen, den Füchsen und den Schmeisfliegen, alles ist sinnreich genug, sich Nahrung zu verschaffen. Warum denn nicht auch der Mensch? Strengen Sie nur ihren Kopf an, und, anstatt zu sorgen und zu

lamentiren, denken Sie lieber nach, wie Sie ihren Zustand verbessern wollen, und brauchen ihre Arme, da wird alles gut gehen! Behüte Sie Gott, Herr Rector! künftige Woche komme ich wieder zu Ihnen. Und so verließ er mich in diesen Gedanken.

Ich schlug bekümmert die Augen auf, und erblickte eine Spinne, die eben itzo eine grosse Fliege gefangen hatte, sie mit ihren Fäden umwebte, und hernach mit grosser Begierde ihren Saft in sich sog. Ihr ganzes Gewebe lag voll Fliegen, die sie bereits ausgesogen hatte. Die Spinne, dachte ich, lebt ohne Sorgen. Die verschaffet sich doch täglich ihre Nahrung. Und du! hier sprang ich hitzig auf, du ein Mensch! sagte ich, der nachdenken, rechnen, schreiben kann, der Arme voll Kraft hat, und die künstlich gebauten Hände, mit denen so vielerley Arbeiten können verrichtet werden, du solltest dir nicht Nahrung verschaffen können?

Von dieser Stunde an, strengte ich alle mein Nachdenken an, um eine Arbeit zu erfinden, mit der ich mich ernähren könnte. Ich brachte die ganze Nacht schlaflos zu. Und da man in schlaflosen Nächten besonders zum Nachdenken geschickt ist, so wendete ich die ganze Nacht dazu an. Mir war es, als wenn mein ganzes Dorf vor mir stünde. Ich gieng in Gedanken durch alle Winkel, und suchte, wo etwas für mich zu finden wäre. Da kam ich an diesen großen Platz, den du hier vor dir siehest, wo, etliche Jahre zuvor, Häuser gestanden hatten, die aber durch ein unglückliches Feuer niedergebrant waren, und die nicht konnten aufgebauet werden, weil die Leute, die sie bewohnt hatten, ihrer gro=

ßen Armuth wegen, in andre Länder gezogen waren. Da blieb ich stehen. Da, dachte ich, wäre wohl Nahrung für dich. Wenn du diesen Platz hättest, und bepflanztest, da wüchse für dich und deine Frau Nahrung genug. Ich freuete mich über diesen Einfall, und zählte alle Stunden, bis mein guter Amtmann wieder kam. Endlich kam er, und seine erste Frage war: Nun, wie steht es? haben Sie etwas ausgesonnen? Ich umarmte ihn, und sagte, ja, wenn ich jenen Platz bekommen könnte, da wollte ich Nahrung genug finden. Aber wo Geld her, um ihn zu kaufen? Dafür lassen Sie mich sorgen, antwortete er. Hier haben Sie meine Hand: der Platz ist ihre. Sie können ihn heute schon brauchen. Und da machte er denn ein Schreiben an den Fürsten, durch welches er mir diesen Platz für ein geringes Geld verschafte, das ich nach und nach bezahlen sollte.

Nun gieng die Arbeit an. Ich beschäftigte mich täglich etliche Stunden damit, daß ich den Platz aufräumte und umgrub. Die Steine legte ich um den Platz herum, und machte daraus eine Art von Mauer, um das Vieh abzuhalten, daß es meinen Garten nicht beschädigte. Die Kohlen und Asche grub ich aber ein, um ihn damit zu düngen. Das nächste Jahr brachte ich meiner Frau schon Bohnen, Erbsen, Gurken, Kohl, Sallat, Zwiebeln, die in diesem Garten gewachsen waren, und hatte allemal eine herzliche Freude, wenn ich etwas bringen konnte, das ich selbst gebauet hatte. Wenn ich Obst aß, so sammelte ich die Kernen, und säete sie in meinem Garten, und zog daraus die vielen schö-

nen Bäume, die du hier siehst. Sieh einmal den herrlichen Apfelbaum, wie seine Aeste sich beugen von den schmackhaftesten Aepfeln; ich habe ihn unterstützen müssen. Die Bauern freueten sich, wenn sie mich arbeiten sahen, und brachten mir mit Vergnügen junge Weinstöcke, die ich dort an das Spalier verpflanzt habe, und die itzo so herrliche Trauben tragen. Jene Gegend besäete ich mit Klee, und bekam davon so viel Futter, daß ich zwey Kühe halten, und alle Tage Milch von ihnen bekommen konnte. Auch pflanzte ich diese Maulbeerbäume, um einmal Seidenwürmer ziehen zu können. So brachte ich zwey Jahre zu, und war wegen meiner Arbeiten viel gesünder als sonst. Aber immer war ich noch betrübt. Denn mit aller Arbeit konnte ich nicht so viel erwerben, daß ich die Kaufleute hätte bezahlen können. Da besuchte mich mein Amtmann wieder. Er war außerordentlich vergnügt, da er sahe, wie alles so schön wuchs, und wie ich alles so hübsch angelegt hatte. Nun, sagte er, werden Sie doch wohl auskommen können? Ich schlug die Augen nieder, und sagte: nein. Ich bin itzo drey hundert Gulden schuldig. Da wurde dir der Mann böse, stampfte seinen Stock gegen die Erde, und sagte: nicht auskommen? Mann! Sie können nicht auskommen? wie geht denn das zu? Sie brauchen ja nichts als Nahrung und Kleidung und einige Bücher? In ihrem Garten wächst ja für Sie und ihre Frau überflüssige Nahrung, und von dem Gelde das man Ihnen für Ihr Schulhalten giebt, können Sie sich Kleidung und Bücher kaufen. Schreiben Sie denn nicht auf, was Sie ausgeben? Ich sag-

te ja, und da mußte ich ihm denn gleich meine Rechnung holen. Er nahm seine Brille heraus, setzte sie auf und las:

2 Paar seidene Strümpfe	9 fl.
12 Ellen Taffet zum Anzuge für die Frau	20 —
Wein	15 —
Kaffee	10 —
Zucker	12 —
Eine Garnitur silberne Schnallen . . .	16 —
Seife	2 —
Fleisch	10 —
Ein Paar Kästen	24 —
Ein Spiegel	10 —
Summa	128 fl.

Da haben wir es! sagte er unwillig, Seife und Fleisch ist unter allem, was Sie hier berechnet haben, das einzige Nothwengige, alles Uebrige hätten Sie entbehren, oder an dessen statt etwas wohlfeileres wählen können. Und dieß kostet gerade 128 fl. Da frage man, wo das Geld hinkommt. Herr! wenn man den Kaffee nicht bezahlen kann, so muß man Ziegenmilch trinken, statt des Weins, Bier. Baumwollene Strümpfe hätten eben so gute und noch bessere Dienste gethan als seidene; Ihre Frau hätte sich mit einem leinenem Anzuge begnügen können, und wenn man keine Kästen und theure Spiegel bezahlen kann, so muß man sich mit einem Schranke und einem Spiegel für 8 Groschen behelfen. Sehen Sie den Raben dort, der

eine Muschel erbeutet hat, und mit Vergnügen verzehret. Er sättiget sich täglich, und lebt ohne Sorgen und Schulden: denn die Natur bringt alles hervor, was er bedarf. Sobald er aber es sich in den Kopf wollte kommen lassen, daß die inländischen Muscheln, Mäuse und Knochen, die Nester von inländischem Holze, für ihn zu schlecht wären, und wollte seine Muscheln, und Mäuse, und Knochen, und Holzwerk zu Gelde machen, um dafür Austern, indianische Mäuse und Zimmetrinde einzukaufen, so würde die Natur ihm nicht genug mehr liefern können, um seine Uippigkeit zu befriedigen. Er würde bald in Schulden und Sorgen gerathen.

Ich kann es nicht leiden, wenn Leute, die überflüßiges Geld haben, dasselbe verschließen, und gar nichts zu einem entbehrlichen Vergnügen anwenden. Aber das glaube ich auch, daß man erst für das Nothwendige sorgen müsse, ehe man an das Uiberflüßige denkt. Und **die Geschicklichkeit, überflüßigen Aufwand zu vermeiden, um den nothwendigen bestreiten zu können, nenne ich Sparsamkeit.** Sparsamkeit, Sparsamkeit müssen sie noch lernen, lieber Herr Schulrector! sonst hilft Ihnen alle ihr Fleiß nicht. Sie werden bey allem ihrem Fleiße Sorgen leiden. Und, nehmen Sie mir nicht übel, Sie werden ihre armen Kinder in Schulden stürzen, und an den Kaufleuten zum Betrüger werden. Adieu, Herr Rector! nehmen Sie meine wohlgemeinte Erinnerung gut auf.

Freylich verdroß mich diese Erinnerung ein wenig. Da ich aber nachdachte, mußte ich dem lieben

Amtmanne doch recht geben. Ich überlegte, ob die Natur für mich nicht eben so gut, als für die Raben gesorgt hätte, und sahe gar bald ein, was ich sonst nicht begreifen konnte, daß ich, um mich herum, alles so gut haben konnte, als ein Rabe. Flachs und Wolle gab mein Acker und meine Schaafe, zur Kleidung für mich und meine Familie, und beydes konnte meine Frau, mit Hilfe ihrer Magd, spinnen. Milch, Butter, Käse, Fleisch, Gemüse, konnte ich alles aus meinen Ställen und Gärten nehmen. Bier konnte ich aus der Gerste bräuen, die mein Acker lieferte. Und wenn ich etwas mehreres brauchte, so konnte ich es ja für das Uiberflüßige, was ich aus meinen Gärten und Ställen nahm, und für die Belohnung, die ich für mein Schulhalten bekam, einkaufen. Ich schlug meiner Frau vor, daß wir uns mit den Nahrungsmitteln und der Kleidung behelfen wollten, die wir selbst durch unsern Fleiß hervorbrächten, und daß wir alles Uiberflüßige nicht eher kaufen wollten, bis wir Geld übrig hätten.

Von dieser Stunde an hörten meine Sorgen auf. Es fehlte mir an nichts mehr. Ich kam sogar so weit, daß ich Haus und Bücherstube und Garten, alles verschönern konnte.

Dieß alles, was du hier siehst, habe ich meiner Arbeitsamkeit und Sparsamkeit zu danken.

F. Aßner. Sc.

Dieß alles, was du hier siehest, habe ich meiner Arbeitsamkeit und Sparsamkeit zu dancken.

Siebentes Kapitel.

Bey diesen Worten stund der Rector auf, und sagte, er müsse nun nothwendig einen Kranken besuchen, der seinen Trost verlange. Willst du etwa mich begleiten? fragte er Ludwigen. O ja! gern! antwortete dieser.

Und so giengen beyde mit einander fort. Bald kamen sie vor ein kleines Haus, das mit Stroh gedeckt war. Hier pochte der Rector an. Eine Frau machte ihm die Thüre auf, die die Hände rang, und einmal über das andere schrie: ach, Herr Rector! der Jammer! der Jammer! kommen Sie nur herein!

Sie öffnete die Stubenthür — Guter Gott! da war ein schrecklicher Anblick. Anf dem Bette saß ein Mann, dem der Krebs die Nase und das halbe Gesicht weggefressen hatte. An dem Bette sassen vier Kinder, die sobald sie den Rector sahen, alle weinten und schrien: ach, unser armer Vater! er muß gar viel ausstehen.

Der Rector konnte es nicht aushalten. Er wendete sein Gesicht gegen die Wand und weinte. Und Ludwig weinte mit ihm. Da er seine Thränen abgettocknet hatte, wendete er sich schluchzend zu dem Kranken und fragte: wie befindet ihr euch, armer Freund?

Recht wohl, sagte dieser. Ich nehme mich nur immer in Acht, daß ich über meinen Schmerz nicht böse werde, ich bin geduldig, und durch

Geduld kann man den größten Schmerz überwinden. Wenn ich ungeduldig werden, wenn ich mich im Bette umherwerfen, und mit meinen Hausgenossen zanken wollte, so wäre ich auf einmal verloren. Mein Schmerz würde immer größer werden, und meine Frau und Kinder, die ohne dieß Beschwerde genug von mir haben, würden mich ohne Wartung lassen. Da ich aber geduldig bin, so ist mein Schmerz gelinde, und Frau und Kinder, und alle Nachbaren bedauern, warten und laben mich. **Geduld kann alle Schmerzen lindern.**

Ihr habt recht, lieber Freund! sagte der Rector zu ihm. Wenn man leidet, thut man immer am besten, wenn man seinen Unwillen zu mäßigen und zu verbergen sucht. Denn was können denn die unschuldigen Leute, die um uns sind, dafür, daß wir Schmerzen haben? warum wollten wir sie diesen entgelten lassen? würden wir durch unser übles Betragen nicht alle von uns vertreiben? Guter Mann, ihr glaubt nicht, was für Mitleiden ich mit euch habe! wie gern ich euch besuche! Ich würde euch aber wenig bedauern, und höchst ungern zu euch kommen, wenn ihr über euren betrübten Zustand murren und toben wolltet. Fahret doch ja fort geduldig zu seyn, bis ihr durch einen sanften Tod von eurem Elende befreyet werdet.

Der Rector sagte noch gar vieles, um diesen armen Kranken zu beruhigen, drückte ihm einiges Geld in die Hand, und gieng fort.

Unter Wegs begegnete ihnen der Dorfpfarrer, der auch zu einem Kranken gieng. Er ersuchte den

Rector, ihn dahin zu begleiten. Auch Ludwigen ward erlaubt mitzugehen. Sie kamen bald in ein ander Haus, wo sie einen eben so kläglichen Anblick hatten. Auf halb vermoderten Stroh lag ein Mann mit blassem, verfallenem Gesichte und bleichen Lippen. Ein elender, schmutziger, zerrissener Lumpen bedeckte seinen Leib, aber so, daß man allenthalben durch die Löcher das ausgezehrte Gerippe sehen konnte. Er wollte den Pfarrer anreden, aber ein heftiger Husten, der ihn so marterte, daß er grosse Klumpen Blut und Lunge auswerfen mußte, verhinderte ihn. Ach! Ach, daß Gott erbarme! ach, der Schmerz! ach, ich armer Mann! so seufzte er, da der Husten aufhörte, fiel auf sein Stroh zurück und wimmerte. Der Pfarrer und der Rector sahen ihn wehmüthig an, und baten, daß er ruhig seyn möchte, bis der Schmerz sich geleget habe.

Nach einigen Minuten fragte er ihn: armer Mann, was fehlet euch denn?

Die Lungensucht habe ich, die Lungensucht, Herr Pfarrer, antwortete er, mit dunfigter Stimme.

Und wie seyd ihr dazu gekommen? fragte dieser weiter.

Da schwieg der Kranke. Bald aber sammelte er seine Kräfte, richtete sich mit vieler Mühe in die Höhe, und biß die Zähne vor grossem Schmerze zusammen.

An alle diesem Elende, sagte er mit leisen gebrochenen Worten, denn seine Lunge war schon größtentheils weggefault, **an all diesem Elende ist meine Unmäßigkeit Schuld!** Ich hatte

vor etlichen Jahren — das — Unglück — daß ich in liederliche — Gesellschaft — kam. Da gewöhnte ich mich — an das Saufen. Des Morgens — saß ich — im Branteweinhause, und des Abends — bis Mitternacht — im Bierhause. Da versäumte ich — meine Arbeit — fieng Zank — und Schlägerey an. Da — mußte ich — Strafe — geben — wo wollte — das Ding hinaus? — ich mußte — einen — Acker nach — dem andern — verkaufen — Schaafe — Kuh — Pferd — Kleider — alles habe ich — vertrunken — und für Strafe — hingegeben — nun bin ich ein — Bettler. Ach! und durch das — Saufen — und durch das Aergerniß — bey dem — Saufen habe — ich mir — den Rest gegeben — hier, — hier Herr Pfarrer — ach, Himmel! — hier — hier — fehlt es —

Er wollte weiter reden, aber ein heftiger Anfall vom Husten, der ihm die größteu Schmerzen verursachte, ließ es nicht zu.

Da er wieder einige Ruhe hatte, redete ihn der Pfarrer sehr rührend an: Unglücklicher Mann, ihr erfahret, was für eine häßliche Sache die Unmäßigkeit sey! Gott hat uns Essen und Trinken gegeben, daß wir uns daran laben, und unsern Leib damit nähren sollen. Und wenn wir so lange essen, bis unser Hunger gestillt ist, und nicht eher trinken, bis wir Durst haben, da schmeckt es so gut, und erhält unsere Gesundheit und Kräfte. Aber, wenn man mehr genießt, als man nöthig hat, so wird alles zu Gift, man wird faul und unmuthig, man wird arm, und am Ende wird

durch das Ueberflüßige, das man zu sich genommen hat, Blut, Lunge, Magen, und der ganze Körper verdorben. Man muß Krankheit und Schmerz ausstehen, und zieht sich selbst einen frühzeitigen Tode zu. Ists nicht wahr, dieß alles habe ich euch vor etlichen Jahren gesagt?

Ja wohl, ja wohl, sagte der Kranke, ich wollte — es — aber nicht glauben — ich dachte — weil ich nicht — gleich krank — wurde — es wäre — nicht — wahr — ach — nun fühle ich — es — wohl. —

Seyd ihr denn nun aber mit eurer vorigen Lebensart zufrieden? fragte der Pfarrer weiter.

Ach — nein! antwortete der Kranke, **es reuet mich, daß ich so unordentlich gelebet habe.** Ach Gott! wenn ich — Ihnen gehorchet — hätte — wenn ich fein mäßig gewesen wäre — was für — ein — glücklicher Mann — wäre ich itzo — könnte mein Vermögen — mit Gesundheit — geniessen — nun lieg — ich da — ein kranker — Bettler — ach, du lieber Gott! Hier schoß ein Strom von Thränen über seine Backen, der den Pfarrer, den Rector und Ludwigen wehmüthig machte.

Ach, wenn ihr doch, sagte der Pfarrer, euer unordentliches Leben vor etlichen Jahren bereuet hättet, da hättet ihr vielleicht euer Elend wieder gut machen können. Aber nun, nun ist es zu spät. Späte Reue ist etwas schreckliches: denn durch diese kann man seine Fehler nicht wieder gnt machen. Wenn doch alle junge Leute sich euer Exempel zur

Warnnng dienen ließen, und bald sich über ihre Fehler betrübten, wenn sie sich noch bessern können.

Der Pfarrer sagte hierauf noch verschiedenes, um den Kranken zu beruhigen, und gieng alsdenn in des Rectors und Ludwigs Begleitung unter sehr lehrreichen Gesprächen nach Hause.

Da der Rector nach Hause kam, erwartete ihn Marie, eine Bäuerin, um ihm etwas Geld zurück zu zahlen, daß er ihr vor einiger Zeit geliehen hatte.

Da sie der Rector fragte, wie es ihr denn itzo gienge? so sah sie ihm starr in die Augen und sagte: schlecht.

Wie so? fragte dieser.

Da brach das Weib in laute Klagen aus, und sagte: **ich unglückliches Weib — keine frohe Stunde habe ich mehr.** Wenn ich meinen Schwager ansehe — ja, der hat gut leben. Vor zwey Jahren ein neu Haus gebauet, vorm Jahre einen Acker gekauft: dieß Jahr drey Aecker gekauft. Was kann ich denn kaufen? nichts. Da sitze ich immer in dem alten Hütchen, das ich von meiner Großmutter geerbt habe — das Häuserbauen vergeht mir wohl. An Aecker kaufen — ha! da denke ich gar nicht. Ich bin froh, wenn ich die paar Furchen erhalten kann, die mir meine Aeltern hinterlassen haben. Aber alles Ding hat seine Weile. Ich will wohl erleben, daß mein großprahlerischer Schwager noch mit dem Bettelstabe fortgehen muß. Ich habe dergleichen Leute schon mehr gekannt, die so hoch herfuhren, und am Ende mit Schande davon gehen mußten. Wer weiß, wo er das Geld her hat! Der Schelm der! wenn man mit Arbeit

so viel erwerben könnte, warum kann ich es denn nicht? ich lege die Hände doch auch nicht in Schoos.

Liebes Weib! sagte der Rector, seyd ihr denn noch gesund?

M. Gott Lob! ich kann über keine Krankheit klagen.

R. Und euer lieber Mann?

M. Den thut auch keine Ader weh.

R. Und eure Kinder?

M. Je, die sind alle wie die Wachteln.

R. Wie geht es mit eurer Viehzucht?

M. Ich kann eben nicht klagen.

R. Und Essen und Trinken habt ihr doch auch wohl alle Tage?

M. Daran fehlt es niemals.

R. Und doch sagt ihr, ihr wäret ein unglückliches Weib?

M. Freylich. Kann ich denn ein neues Haus bauen? kann ich denn einen Acker kaufen?

R. Nun da sehe ich es wohl, daß ihr ein unglückliches Weib seyd. Ihr habt Gesundheit, gutes Auskommen, und alles, was zu einem vergnügten Leben gehört. Aber ihr habt gar einen häßlichen Fehler, der heißt der Neid. Der macht daß ihr euch nicht freuet über das viele Gute, das ihr habt, sondern euch ärgert über das Gute, daß andere haben. Armes Weib! so lange ihr den Neid nicht los werdet, werdet ihr nie froh werden. Seht einmal in den Spiegel! sonst hattet ihr eine frische, muntere Farbe, und nun ist sie so gelb. Dieß macht nichts anders, als der Neid. Und des Nachts — ist es nicht wahr, da habt ihr wenig Ruhe? dar-

an ist der Neid auch Ursache. Was aber das Schlimste ist, so verleitet er euch zur Bosheit gegen euren unschuldigen Schwager. Bedenkt einmal! ihr habt ihn einen Schelm genannt. Und ich weiß doch, er ist der ehrlichste Mann im Städtchen. Sein Geld hat er seinem unermüdeten Fleiße und seiner Klugheit zu verdanken. Einen so ehrlichen Mann — der euch so viele Gefälligkeit erwiesen, und, da vor etlichen Jahren euer Mann krank war, euren Acker umsonst bearbeitet hat, einen Schelm zu heissen! die Frau fieng an zu weinen, und wollte sich entschuldigen. Aber der Rector fiel ihr ins Wort und sagte wieder; einen so lieben, ehrlichen, gefälligen Mann, einen Schelm zu heissen! euch um eure ganze Freude, um Gesundheit und Schlaf zu bringen, euch vor der Zeit alt und ungestalt zu machen! Bedenkt einmal, was ihr für eine Thörin seyd, was der Neid für ein häßliches Laster ist! Da erkannte denn die Frau, daß sie neidisch sey, daß sie unrecht thue, dankte dem Rector für seine guten Lehren, nnd versprach sich zu bessern.

Itzo gieng sie fort. Und Ludwig nahm von der ganzen lieben Gesellschaft, die ihm so viel Gutes erwiesen hatte, Abschied. Der Rector nahm seinen Stock und Hut, um ihn zu begleiten, und wollte eben itzo zur Stube hinausgehen, als er noch einmal nach der Wachtel sah, die Ernsten gehörte, und vor dem Fenster hieng. Die lief, wie rasend, im Häuschen herum. Der Rector nahm sie herein — das arme Thier! kein Körnchen Futter hatte es mehr. Die große Traurigkeit, die Ernst über den Tod seines Rambold gehabt hatte, hatte ihm die

arme Wachtel ganz aus den Gedanken gebracht. Der Rector ward unwillig, rief Ernsten und sagte: da füttere deine Wachtel! das hast du von deiner übermäßigen Traurigkeit! Wenn ich die arme Wachtel nicht bemerket hätte, so wäre sie diese Nacht gewiß verhungert, und so hätten wir morgen eine neue Wehklage gehabt.

Ernst fütterte das arme Thier. Und nun gieng der Rector mit Ludwigen fort, immer zum Garten hinaus.

Achtes Kapitel.

Sie kamen bald in den Wald, in dem sich Ludwig, den Tag zuvor verirrt hatte, und an den Ort, wo er Gespenster zu sehen glaubte. Ludwig mußte selbst lachen, da er die Büsche und Aeste sahe, die er itzo ganz dreuste anfühlte, und die ihm den Tag zuvor solch Grausen erwegt hatten. Wart du kleines Männchen, sagte er zu einem Büschchen, das ihm den vorigen Abend zugenickt hatte, und schüttelte es, wart, ich will dich lehren die Leute erschrecken.

Aber, fragte er, Herr Rector! sagen Sie mir, giebt es denn gar keine Gespenster? „Ich glaube nicht, antwortete der Rector. Ich bin nun so alt geworden, und habe nie ein Gespenst gesehen. Andere Leute wollen zwar immer Erscheinungen gehabt haben, ich will dir aber sagen, wie es damit zugeht. Bisweilen sehen die Leutt im Dunkeln etwas, für-

ten sich, und ihre Furcht macht, daß sie es für ein Gespenst halten, da laufen sie denn, schreyen, und erzählen, was sie für einen fürchterlichen Geist gesehen hätten. Wenn du gestern wärest aus dem Walde gekommen, und hättest die Dinge, die dich in Furcht setzten, nicht untersuchen können, du würdest schreckliche Historien erzählet haben. Du hättest wohl darauf geschworen, daß sie wahr wären. Bisweilen giebt es auch muthwillige Leute, die allerley Gaukeley vornehmen, um andere zu betrügen. Davon weiß ich gar viele Exempel. Ich will dir aber nur eines erzählen. Drey Offizire kehrten vor etlichen Jahren in einem Gasthofe ein, und wählten sich das beste Zimmer. Sie waren aber nicht lange da, so kam ihr General an, und sie mußten ihm das Zimmer räumen, und mit einem schlechten vorlieb nehmen. Dieß verdroß sie, und sie beredeten sich unter einander, daß sie ihn vexiren wollten. Da es eilfe schlug, kamen sie in sein Zimmer, waren alle in weisse Tücher gehüllt, und tanzten um sein Bette herum. Daß der General anfänglich erschrack, kannst du leicht denken. Er merkte aber bald den Betrug, kroch leise hinter dem Bette heraus, zog das Bettuch nach sich, wickelte sich darein, und mischte sich, ohne daß sie es merkten, in ihre Gesellschaft und tanzte. Hu — hu — da tanzten vier weisse Dinge — — sie erschracken, liefen fort, und erzählten den andern Tag allenthalben, daß es in diesem Gasthofe spucke.

„So sind, Lieber Ludwig! alle Gespensterhistorien entstanden. Entweder die Leute haben aus Furcht, nicht recht gesehen, oder sind durch andere

betrogen worden. Wenn du des Nachts etwas siehst, das dir bedenklich ist, so gehe nur getrost darauf los, und untersuche es, du wirst allemal finden, daß du dich geirrt hast, oder, daß dich jemand betrügen will.„

Ludwig schüttelte den Kopf, als wenn er es nicht glauben könnte, und sagte: ich will Ihnen aber doch etwas erzählen, das wirklich war ist. Unsere alte Magd sitzt einmal in unserer Stube, des Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr — da kommt ihnen ein weisses Männchen, nicht größer als ich, zur Thür hinein, und winkt, immer winkt es. Die Magd, die schon gelernet hatte, wie sie solchen Gästen begegnen mußte, geht nach. Da führt das Gespenst sie in den Keller, giebt ihr ein Grabscheid, und sagt, daß sie an einem gewissen Orte graben, aber ja, ja kein Wort reden solle. Sie gräbt, und kömmt auf einen ganzen Braukessel voll Goldstücken. Da will sie zugreifen, und schreit: ach, das viele Gold! da thut es einen großen Schall, und auf einmal ist der ganze Schatz weg. Was meinen Sie dazu, lieber Herr Rector, hat die Magd nicht recht gesehen? oder hat sie jemand betrügen wollen?

Dieß meine ich dazu, antwortete der Rector, daß die alte Magd dich belogen hat, um dir die Zeit zu vertreiben, oder dich furchtsam zu machen. Denn es giebt auch Leute genug, die sich ein Vergnügen daraus machen, solche Geschichten zu erdichten, und andern als wahr zu erzählen. —

Wollen Sie denn nicht einem armen elenden Menschen etwas mittheilen? so rief eine Stimme hinter einer alten Eiche hervor, und unterbrach das

Gespräch. Der Rector, nebst Ludwigen, gieng sogleich auf den Baum los, um zu untersuchen, woher die Stimme komme — da saß ein elender Bettler, der den rechten Arm verlohren hatte, und mit der linken Hand den Hut hielt, um ein kleines Almosen zu empfangen. Der Rector erschrack, gab ihm etwas Geld, und Ludwig theilte ihm auch etwas Scheidemünze von seinem kleinen Vorrathe mit.

Wie seyd ihr zu dem Unglücke gekommen? fragte der Rector.

Da richtete sich der Bettler mit vieler Mühe auf, und sagte: „wenn Sie mir erlauben wollen, daß ich Sie begleiten darf, so will ich Ihnen alles erzählen. Ich bin so gesund, und gerade auf die Welt gekommen, als Sie. Aber da ich jung war, war ich gar ein leichtfertiges, verwegnes Kind. Ich kletterte und stieg den ganzen Tag herum. Mein lieber Vater und Mutter sagten immer zu mir, Kind! Kind! klettere nicht immer! aber ach! ich folgte nicht! wenn ich dem guten Vater und Mutter gehorcht hätte, da wollte ich itzo ein anderer Mann seyn.

Einmal sahe ich unter unserm Dache ein Sperlingsnest. Das mußt du haben, dachte ich, lehnte eine große Leiter an, stieg hinauf, und trat auf ein Bret, das unter einem Fenster sehr leicht befestigt war — Knack! da brach das Bret — da lag ich — und mein rechter Arm — ach, lieber Gott! der war ganz zerbrochen. Mein armer Vater, meine arme Mutter weinten, und liefen geschwinde zu einem Barbierer, der mich verbinden mußte. Drey Wochen hat er mich gemartert und geschnitten, und el-

Schmid fec:

Gesunde Glieder sind mit keinem Gelde zu bezahlen.

nen Splitter nach dem andern aus dem Arme herausgeholet. Endlich ward der ganze Arm schwarz — wie ein Topf schwarz, und da mußte er ihn denn abschneiden. Auweh! das war ein Schmerz! Hernach nahm er ein glühend Eisen, und brennte mich damit, daß ich mich nicht verbluten sollte. So wurde ich ein Krüppel! Mein Vatter hatte mich lieb, und befahl, daß ich nach seinem Tode all sein Geld bekommen sollte, das etliche hundert Thaler ausmachte. Aber weil ich nicht habe arbeiten können, so habe ich alles verzehret, und muß nun von dem leben, was mir gute Leute schenken. Unterdessen haben meine Brüder, die nichts von dem Vater bekommen haben, ihr reichliches Auskommen: denn sie haben gesunde Arme, mit denen sie so viel erwerben können, als sie wünschen. „**Ach gesunde Glieder sind mit keinem Gelde zu bezahlen.**"

Der Rector sprach ihm auf eine sehr liebreiche Art Muth ein; „Betrübet euch nicht, sagte er, Armer Freund! wenn ihr immer gut seyd, eure Gebrechlichkeit mit Geduld traget, und niemanden beleidiget, so werden sich immer Leute finden, die euch bedauern und Gutes thun. Ihr werdet gewiß niemals Noth leiden dürfen."

„Das ist ja wohl gut, antwortete der Arme, wenn ich doch aber auch nur jemanden helfen könnte. Sollte mich es denn nicht dauern, wenn ich sehe, wie alle Menschen für einander arbeiten, und ich muß allein den Leuten zur Last herumgehen, und mein Brod in Müßiggang verzehren? Ach, wenn

ich doch nur gestorben wäre, daß ich den Menschen nur nicht mehr vor den Augen herumgehen dürfte!"

Dieß solltet ihr nicht wünschen, sagte der Rector, ihr könnet der Welt noch gar sehr nützlich seyn, wenn ihr nur wollet. Ihr habt keinen rechten Arm mit dem ihr arbeiten könnt, aber habt ihr keine Zunge? ach brauchet die nur gut, so könnt ihr viel Gutes stiften. Wenn ihr Kinder seht, die so verwegen sind, daß sie an gefährlichen Oertern herumklettern, so saget ihnen: Kinder! Kinder! seyd behutsam! ich war in meiner Jugend eben so unbedachtsam; aber seht, diesen meinen rechten Arm habe ich durch meine Unbedachtsamkeit eingebüßt. Wann ihr Leute seht, die gesunde Glieder und ihr Auskommen haben, und doch misvergnügt sind, so zeigt ihnen den Ort, wo euch der Arm abgeschnitten ist, und saget: warum seyd ihr dann misvergnügt, da ihr gesund seyd, und gesunde Glieder habt? Wenn ihr wollet misvergnügt seyn, was will ich armer einärmichter Mann denn thun? Ach, wenn ich zwey Arme hätte, ich wollte mich für den glücklichsten Menschen halten. So werdet ihr gewiß manchen Nutzen schaffen können."

Neuntes Kapitel.

Da sie so miteinander sprachen, hörten sie eine Kutsche rollen. Die Neugier reizte Ludwigen, daß er einige Schritte voraus lief. Da sah er sie aus

dem Gebüsche hervorkommen. — Ich will es doch nimmermehr hoffen? sollte es denn wohl möglich seyn? ja, wirklich! wirklich! Herr Rector! Herr Rector! mein Vater! meine Mutter! ach lieber Vater! liebe! liebe Mutter! so schrie er — breitete die Arme gegen die Kutsche; der Kutscher hielt stille, und, wie der Wind, war er in der Kutsche, lag dem Vater am Halse, küßte und schluchzte, fiel nun wieder an der Mutter Hals, und konnte nichts vorbringen als, lieber, süßer Vater! süße Mutter!

Vater und Mutter waren ebenfalls bis zu Thränen gerührt, und hielten ihren wiedergefundenen Sohn in ihren Armen, ein paar Minuten lang, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich unterbrach der Vater das Stillschweigen, und fragte, hast du denn keinen Begleiter bey dir? Einen Begleiter? antwortete Ludwig, o ja, hier ist er, sprang aus der Kutsche, faßte den Rector bey dem Arme, führte ihn zum Vater hin, und sagte: Das ist der liebe, liebe Mann, der mich gestern aus Todesangst gerissen, und mir das Leben erhalten hat. Der Vater stieg aus der Kutsche, umhalsete den Schulrector und sagte; o, bester Mann! wie soll ich Ihnen vergelten, was Sie an meinem armen, verirrten Sohne gethan haben! o, kommen Sie zu uns in den Wagen, wir sind Ihnen entgegen gefahren, um Ihnen den Weg zu uns zu ersparen. Da mußte denn der Rector sich in den Wagen setzen.

Fahrt fort, rief Ludwig dem Kutscher zu. Aber der Rector sagte, lieber Kleiner! ich dächte doch, wir übereilten uns nicht. Es ist doch wohl billig, daß ich diesen elenden Mann deinem lieben Vater

bekannt mache. Er rief ihn herbey, erzählte mit wenigen Worten seine Geschichte, und Herrman wurde so gerührt, daß er ihm zwey große Geldstücke in den Hut warf. Der Arme war vor Freuden ausser sich, und machte Herrmannen tiefe Verbeugungen. Herrmann war auch sehr gerührt, drückte des Rectors Hand, und dankte ihm, daß er ihm Gelegenheit geschenkt hatte, einen armen Menschen zu erfreuen.

Ludwig mußte darauf umständlich erzählen, was ihm den Tag zuvor begegnet war, und wie liebreich er von dem Schulrector und seiner Familie wäre bewirthet worden. Und Herrmann und seine Sophie bekamen gegen den Rector und seine Familie immer mehr Zuneigung, je länger sie Ludwigen zuhörten, und wünschten sehnlich, bald selbst bey ihr zu seyn.

Sie ermunterten den Kutscher, die Pferde anzutreiben, daß sie etwas hurtiger giengen. Hey! da sprangen sie! Hurra! da rollte die Kutsche fort, daß Steine und Schlamm umherstoben, und das Wasser, das in den Wegen stund, über der Kutsche zusammenspritzte. Itzo kamen sie an einen hohlen Weg, wo es etwas mühsamer zu fahren war, und Ludwig wurde sehr unwillig, daß die Pferde wieder langsamer gehen mußten. Ach hätte er gewußt, was in diesem Wege ihm und der ganzen Gesellschaft für ein Ungemach bevorstünde, er würde gern eine Stunde weit ganz langsam den hohlen Weg umgefahren seyn. Denn kaum waren sie ein paar hundert Schritte hineingefahren, so stießen sie auf eine andere Kutsche. Ausgewichen! rief Hans, der jene Kutsche führte.

Dummer Kerl! antwortete Niklas, Herrmans Kutscher, wo soll ich denn hinweichen? du siehst ja, daß auf beyden Seiten Berg ist. Wer hat dir denn geheißen in den hohlen Weg zu fahren, sagte Hans.

Und wenn du so klug bist, antwortete Niklas, warum bist denn du nicht draußen geblieben? Darauf fluchten und schalten die beyden Kutscher auf eine schreckliche Art. Braus, der Mann, der in jener Kutsche saß, rief heraus zu seinem Kutscher: schlag die Canaille todt, wenn sie nicht weichen will. Herrmann gerieth über dies unverständige Betragen in Zorn, ergrif seinen Stock, und sprang, ob ihn gleich Sophie und der Rector zurückhielten, aus der Kutsche heraus. Braus sprang auch heraus. Beyde traten gegen einander, und geriethen in heftigen Wortwechsel. Die beyden Kutscher sprangen von ihren Böcken herab, dreheten die Peitschen um, und schlugen so unbarmherzig auf einander los, daß ihnen beyden das Blut an den Köpfen herunter lief. Itzo faßten sie einander bey den Haaren, balgten sich, und zogen einander im Schlamme herum. Braus und Herrmann redeten auch immer heftiger. Sophie weinte! um Gottes willen! lieber Mann! komm doch herein! Ludwig lamentirte: Niklas! Niklas! laßt es doch gut seyn. Der Rector gab auch gute Worte. Das half aber alles nichts. Es war ein abscheulicher Lermen, und der Rector glaubte alle Augenblicke, daß die Herren einander eben so, wie ihre Knechte, bey den Köpfen kriegen würden.

Endlich besann sich Herrmann. Er faßte liebreich Brausens Hand und sagte: Lieber Mann!

Br. Was da! was da! warum sind Sie so ungestümm?

H. Aber wenn wir nicht aufhören ungestümm zu seyn, so werden wir wohl einander am Ende eben so bey den Köpfen fassen, wie unsere Knechte.

Br. Mag es seyn! denken Sie vielleicht, daß ich Sie fürchte?

H. Das nicht. Aber wollen Sie wohl so grausam seyn, und einen unschuldigen Mann schlagen?

Br. Wenn Sie es nicht besser haben wollen.

H. Und wenn Sie mich nun blutrünstig geschlagen haben, wird dadurch mein Wagen weggeschaffet?

Br. Freylich nicht.

H. Wäre es nicht vernünftiger, wenn ich meinen Wagen zurückfahren ließ, damit Sie hinlänglichen Raum bekämen, durch den hohlen Weg zu fahren?

Br. Ja, wenn Sie das thäten!

H. Gerne will ich es thun.

Br. Warum haben Sie es nicht gleich vom Anfange gethan?

H. Wie gerne hätte ich es gethan, wenn die Unbescheidenheit ihres Kutschers mich nicht aus meiner Fassung gebracht hätte.

Braus wurde durch das liebreiche Betragen Herrmanns so gerührt, daß er ihm um den Hals fiel, und sagte: o, vortreflicher Mann! verzeihen Sie mir meine Unbescheidenheit! ich bin an dem

ganzen Verdrusse Ursache. Ich hätte meinem ungestümen Kutscher sein unfreundliches Betragen verweisen sollen.

Der Rector war sehr vergnügt darüber, daß diese verdrüßliche Sache noch eine so angenehme Wendung genommen hatte. Er schlug in die Hände, und sagte: O wie gut ist es, wenn man seinen Unwillen mäßigen kann! **wie schön ist die Sanftmuth!** den heftigsten Feind kann sie oft zu unserm Freunde machen.

Herrmann und Braus umhalseten noch immer einander, und bezeugten, wie leid ihnen ihr Betragen wäre. Die Kutscher aber zogen sich im Schlamme herum.

Nun, meine Lieben! sagte der Rector zu den beyden Herren, hier ist keine Zeit zu verlieren. Lassen Sie uns sehen, wie wir die Kutscher aus einander bringen, und unsern Weg weiter fortsetzen.

Sie sprangen alle den erbitterten Knechten zu, die mit Schlamme so überzogen waren, daß man die Farbe ihrer Kleider nicht mehr sehen konnte. Sie bemühten sich, sie aus einander zu reißen, aber sie waren gegen einander so aufgebracht, und hielten einander so fest bey den Haaren, daß ihre Mühe umsonst war. Itzo wollte sich Hans empor richten, aber Niklas warf ihn so unbarmherzig wieder nieder, daß sein Kopf gegen das Kutschen Rad schlug, nnd er ohnmächtig niedersank. Nun erst, da der arme Hans keinen Widerstand mehr thun konnte, nun erst kam Niklas zu sich selbst, stund auf — wollte Hansen auch empor richten — aber in diesem war kein Leben mehr. Das Gesicht war blaß, der

Kopf hieng auf die eine Seite. Er schüttelte und rief einigemal: Hans! Hans! hörst du nicht? da er aber nicht antwortete, so sprang er auf, schlug die Hände über den Kopf zusammen und schrie: Ach, daß Gott erbarme! was hab ich gethan! ich bin unsinnig gewesen? ich habe ihn ja todt geschlagen! Hansen! meinen alten Freund!

Die ganze Gesellschaft war erschrocken und klagte, und trat um den armen Hansen herum. Der Rector war der Entschlossenste. Was hilft alles Klagen! sagte er, laßt uns sehen, wie wir den Menschen retten! Er holte ein Büchschen aus seiner Tasche, mit starkem Spiritus, bestrich ihm damit die Schläfe, hielt es ihm an die Nase, und brachte so den guten Hans wieder in das Leben zurück. Welche Freude war das für die ganze Gesellschaft, da er die Augen wieder aufschlug! Niemand aber war freudiger als Niklas, er druckte Hansens Hände, bat ihn um Verzeihung, suchte ihm wieder aufzuhelfen —

Aber Hans war so betäubt, daß er nicht allein stehen konnte. Er taumelte von einer Seite zur andern, und wäre beynahe wieder umgefallen, wenn ihn Niklas nicht aufgefangen hätte.

Nun war guter Rath theuer. Braus hatte nun keinen Kutscher, der ihn hätte weiter bringen, und Niklas keinen Gehilfen, der ihm bey Zurückziehung des Wagens hätte beystehen können. Die Gesellschaft hielt sich wohl noch eine Viertelstunde mit Klagen auf, und sahe immer noch kein Mittel weiter zu kommen.

Endlich fieng der Rector an, wenn wir nicht bald einen Ausweg finden; so müssen wir diese Nacht unter freyem Himmel zubringen, und dieser arme Mensch kann wohl gar sein Leben einbüssen. Geschwind laßt uns Anstalten machen, weiter zu kommen. Ein Wagen muß zuerst herausgerückt werden. Welcher soll es seyn?

Meiner! meiner! riefen Herrmann und Braus zugleich. Jeder wollte gern den Ruhm haben, daß er zuerst nachgegeben hätte, bis endlich der Rector sie überzeugte, das Vernünftigste wäre wohl, daß Brausens Wagen zuerst herausgeführet würde, damit Herrmanns Kutscher desto geschwinder fortfahren, und dann zurückkommen, und Brausens Wagen weiter bringen könnte.

Was sollen wir aber mit Hansen thun? fragte Braus mitleidig? Kein ander Mittel ist da, sagte der Rector, als daß wir ihn in Herrmanns Kutsche nehmen, und zu mir führen. Da will ich ihn schon so lange verpflegen, bis er vollkommen wieder hergestellt ist.

Und so mußten denn die Leute, die vor einer Stunde einander nicht um einen Fuß breit weichen wollten, sich gefallen lassen, die größten Unbequemlichkeiten zu übernehmen. Erst brachte man den vom Blute und Schlamme triefenden Hans in Herrmanns saubern Wagen. Und der Rector sagte, indem er Hansen hinein half, mit einigem Unwillen: **Das sind die Früchte des Zornes.** Man richtet damit niemals etwas aus, man macht die Sache immer schlimmer. Denn wenn der Mensch erst zornig wird; so handelt er nicht mehr klug, er weiß

nicht mehr, was er thut, und wenn der Zorn vorbey ist, so reuet ihn sein Betragen allemal. Itzo könnten wir alle zu Hause seyn, könnten in Ruhe sitzen, und der arme Hans wäre noch gesund, wenn jedes seinen Zorn hätte unterdrücken können. Hierauf mußte Niklas die Pferde hinter Brausens Wagen spannen, mit vieler Mühe ihn zurückziehen, und dann Herrmanns Wagen nach dem Schulhause zu fahren.

Was that aber unterdessen Braus? Gerne wäre er mitgefahren. Aber was würden unterdessen die Pferde angefangen haben? wie leicht hätte sein schwer bepackter Wagen bestohlen werden können! Was sollte er thun? er mußte sich entschliessen, bey seinen Pferden so lange zu bleiben, bis Niklas zurück gekommen wäre.

Der arme Mann! die Zeit wird ihm ziemlich lang werden, wenn er einige Stunden ganz alleine im Felde bleiben, und die Stelle seines Knechts vertreten soll. Warum ist er aber auch so zornig gewesen; wer kann ihm nun helfen?

Zehntes Kapitel.

Herrmann fuhr unterdessen, nebst seiner Gesellschaft nach des Rectors Wohnung zu. Auf dem Wege stunden sie große Angst aus. Denn Hans wurde immer ohnmächtig, fiel bald in Herrmanns, bald in seiner Sophie Armen. Wie übel ihre Kleider

durch das Blut und den Schlamm, womit Hans bedeckt war, zugerichtet wurden, kann man sich leicht vorstellen. Dieß alles würden sie aber gern ausgestanden haben, wenn sich nur Hans besser befunden hätte. Dieser wurde aber immer schlechter, und sie mußteu immer fürchten, daß er im Wagen sterben würde. Deswegen sahen sie sich alle Augenblicke um, ob sie nicht bald zu dem Städtchen kämen, und baten Niklasen, daß er doch ja die Pferde antreiben möchte, damit sie bald ihren Weg endigten.

Er that sein möglichstes — nach ein paar ängstigen Viertelstunden waren sie da.

Ihre erste Sorge gieng nun dahin, Hansen wieder herzustellen. Sie wollten ihn aus dem Wagen bringen, aber da sie ihn aufrichteten, fiel er wieder zurück und sank ohnmächtig in des Rectors Arme. Sie mußten also einen Trupp Bauern, der sich um den Wagen versammelt hatte, um die fremden Leute zu sehen, die in demselben gekommen wären, bitten, ihn nach des Rectors Stube zu tragen.

Wie sehr die gute Rectorin erschrack, da sie einen todten, ihr ganz unbekannten Mann in ihre Stube bringen sah, kann man sich leicht vorstellen. Sie fragte ihren Mann gar vielmal, was dieß wäre, was dieß alles vorstellen solle. Die Kinder weinten, Herrmann, seine Sophie und Ludwig wunden die Hände, der Rector selbst war ängstlich, lief in der Stube auf und nieder, und wuste nicht recht was er thun sollte. Endlich sagte er: den Wundarzt her! laßt mir Herrn Gregorius hohlen! — und Ernst sprang fort, um ihn zu rufen.

Wie lange währte doch die Viertelstunde, ehe er herbey kam! Fünfzigmal liefen sie wohl, bald dieses bald jenes, nach dem Fenster zu, und sahen, ob er nicht da wäre. Dann traten sie wieder bey Hansen, befühlten seinen Puls, bestrichen seine Schläfe, hielten ihm Spiritus an die Nase, aber immer wollte er kein Auge aufschlagen. Der stirbt! schrie die Rectorin, er ist todt! rief Sophie. Ja, ja, er ist todt! rief die ganze Gesellschaft, und die ganze Stube erscholl von Aechzen und Wehklagen.

Der Rector selbst wurde kleinmüthig, gieng bekümmert die Stube auf und ab, sahe nach dem Fenster, gieng wieder zu Hansen, seufzete, gieng wieder zurück, und bemerkte endlich, daß Niklas in einem Winkel stund und beynahe in Thränen zerfloß. Und was macht ihr denn da? fragte er, ich glaubte ihr wäret längst wieder bey Herrn Brausen.

Ach! ich kann nicht von dieser Stelle, antwortete er, und wenn Sie mir tausend Thaler gäben, bis ich weiß, was aus Hansen geworden ist.

Der Rector sowohl, als die übrige Gesellschaft suchten ihn zu bereden, zu Herrn Brausen zu eilen, der nun so lange auf ihn gewartet hätte. Es war alles umsonst. Ich kann, sagte er immer, nicht von der Stelle gehen, bis ich weiß, was aus meinem Kammeraden geworden ist.

Da sie sich so miteinander stritten, trat Herr Gregorius, der Wundarzt, in das Zimmer. Alles versammelte sich um ihn, und wollte wissen, was er von dem halbtodten Manne hielt.

Wir wollen sehen, wir wollen sehen, sagte er, ließ sich ganz kurz sein Unglück erzählen, lief nach

dem Schlafzimmer zu, hohlte aus dem Bette eine Pflaumfeder und hielt sie Hansen vor die Nase. Da bewegte er sich. Er lebt noch! rief er, er zieht noch Odem! warf seinen Rock ab, und schlug ihm eine Ader. Auch diese floß gut. Hierauf hohlte er wieder ein Büchschen aus seiner Tasche und hielt es ihm unter die Nase. Da schnaubte er, öffnete die Augen, sahe starr um sich her: wo bin — wo — wo bin ich? sagte er mit schwacher Stimme. Bey mir! rief Niklas: Hans kennst du mich noch? Hans seufzete und schloß seine Augen wieder. Der Wundarzt untersuchte seinen Kopf. Und da er ihn untersucht hatte, rief Herrmann: Ist Hofnung da? ist Hofnung da? ist Hofnung da? riefen alle. Ja, sagte der Wundarzt: es ist Hofnung da. Ich glaube nach etlichen Tagen soll er wieder ausgehen können.

Wenn das wahr wäre! sagte Hans, von dem man geglaubt hatte, daß er wieder ohnmächtig wäre.

Da freuete sich alles.

Dem Himmel sey Dank! rief Niklas, daß Hoffnung da ist. Nun will ich gerne zufrieden seyn, nun will ich gerne fort und Herrn Brausen weiter bringen. Und so gieng er denn fort, und führte Herrn Brausen weiter, der vor Ungeduld beynahe Wagen und Pferde hätte stehen lassen.

Der Rector sorgte dafür, daß Hans in ein Bette gebracht wurde, und suchte die ganze Gesellschaft zu beruhigen. Sein Sie zufrieden, sagte er, es ist ja Hoffnung da. O, welch schöne Sache ist die Hoffnung! Wie wohl uns, wenn man

bey betrübten Umständen doch künftig noch etwas Gutes zu erwarten hat!

Eilftes Kapitel.

Nun war der Abend da, und der Rector konnte mit gutem Grunde vermuthen, daß seine Gäste hungrig seyn würden. Er bat also seine Frau, daß sie in der Geschwindigkeit eine kleine Mahlzeit zurichten sollte. Diese war bald fertig. Die Rectorin schafte von allem herbey, was sie in ihrer Speisekammer vorräthig hatte. Es war nicht viel, aber alles so reinlich und so gut zubereitet, daß es die Gesellschaft wirklich mit vielem Appetite würde genossen haben, wenn sie nicht durch einen neuen Umstand wäre unterbrochen worden. Da sie sich nämlich setzen wollte, that Hans einen so lauten Seufzer, der aus seiner Kammer durch die ganze Stube schallte, in der die Gesellschaft versammlet war. Alle erschracken, liefen ängstlich nach Hansens B tte, und fragten, was ihm fehle?

„Ach! sagte dieser, ach! mein armes Weib! meine armen Kinder! was werden diese denken, wenn ich nicht nach Hanse komme! Wenn sie hören, daß ich bin geschlagen worden! Wenn sie nicht wissen, ob ich noch lebe! Ach, die armen Leute!"

Die ganze Gesellschaft wurde betrübt, und sahe einander traurig an. Herrmann zog seine Sophie bey Seite, und sagte: ich kann mir leicht vorstel-

len, wie dem armen Manne zu Muthe ist; wenn ich so zerschlagen wäre — und könnte nicht zu dir kommen! — Liebster Herrmann, antwortete sie, wenn du einmal nicht nach Hause kämest, und ich hörte, du lägest am Tode — ach, liebster Mann! das könnte ich nicht aushalten. — Ludwig fieng an zu weinen, und sagte: Sie am Tode? Sie, lieber Vater! am Tode und nicht bey uns? ich stürbe, ich stürbe, wenn Ihnen so etwas begegnen sollte.

Der arme Mann! das arme Weib! die armen Kinder! sagte Herrmann nochmals, wenn wir ihnen doch nur helfen könnten!

O! lieber Vater, antwortete Ludwig, Sie können ja sonst immer guten Rath geben, wissen Sie denn itzo gar nichts? o, besinnen Sie sich doch ja.

Herrmann rieb sich die Stirne, und sagte: ich könnte ja wohl helfen, aber es wird Geld kosten.

Geld? Geld? sagte Ludwig, wenn es weiter nichts ist; hier, lieber Vater, hier ist mein Beutel, nehmen Sie daraus, was Ihnen gefällig ist, nehmen Sie alles, machen Sie nur, daß Hans nicht stirbt, und daß sein armes Weib und Kinder aus der Angst gerissen werden.

Mein Beutel ist auch da, antwortete Sophie, ich will ihn gerne hingeben, wenn ich damit diese Leute ruhig machen kann.

Und meinen will ich auch nicht zurückhalten, sagte Herrmann. Es wird aber so viel nicht nöthig seyn.

Er redete alsdenn mit dem Rector, ob er ihm nicht einen Boten schaffen könne, der sogleich nach

Hansens Familie lief und ihr meldete, daß Hans wohl aufgehoben und außer aller Gefahr seye.

Dieser wird wohl aufzubringen seyn, antwortete der Rector, da aber die Nacht schon da, und der Weg weit ist, so wird er sich seine Mühe theuer bezahlen lassen.

Er wird doch wohl, sagte Herrmann, nicht über fünf Gulden verlangen?

O, für zwey Gulden, antwortete der Rector, geht jeder Bauer noch einmal so weit.

Und so wurde denn bald ein Mann herbeygebracht, der mit Freuden die Gelegenheit ergrif, ein paar Gulden zu verdienen, und versprach, daß er alles recht gut ausrichten wolle.

Und den Wundarzt, sagte Herrmann zu dem Rector, den bezahlen wir, und alles, was an Arzeney und Erquickungen aufgeht: lassen Sie es ja an nichts fehlen? Der Rector wollte dieß zwar nicht zugeben, und sagte, die Arzeneyen und Erquickungen wolle er bezahlen. Aber Herrmann versicherte, daß er dieß nicht zugeben könne. Es würde die Rectorin, und er schon Mühe und Unbequemlichkeit genug von dem Kranken haben; warum sie auch die Unkosten tragen wollten? und nach einigem Wortwechsel brachte er ihn dahin, daß er seinen Vorschlag annehmen mußte.

Nun giengen sie vergnügt zu Hansen, und sagten ihm, er solle ruhig seyn, seine Cur sollte gut besorgt werden.

Aber mein Weib? meine Kinder? fiel er ihnen in die Rede.

Diese sind, sagte Herrmann, von allem benachrichtiget. Ich habe einen Boten an sie abgeschickt, der ihnen gemeldet hat, wo ihr seyd, und daß ihr außer aller Gefahr euch befindet.

„Wirklich? wirklich? fuhr Hans auf: an meine Frau, an meine Kinder haben Sie geschickt? Sie wollen mich pflegen? Sie wollen mich curiren lassen? ach, lieber, mitleidiger Mann! **ihr Mitleiden erhält mein Leben und giebt mir meine Ruhe wieder.** Nun will ich ruhig schlafen, da ich weiß, daß mein Weib und Kinder beruhigt sind.“

Die ganze Gesellschaft wurde durch Hansens Betragen gerührt, und setzte sich nun, auf des Rectors Bitte, vergnügt zu Tische.

Während der Mahlzeit führte der Rector fast immer das Wort allein. „Es ist doch sonderbar, fieng er an, daß ein guter Mensch allemal betrübt wird, wann er Betrübte sieht, — daß er Mitleiden hat. Es ist freylich wahr, daß uns das Mitleiden manche trübe Stunde macht, die wir nicht hätten, wenn wir uns um anderer Noth nicht bekümmerten, so wie vorhin unsre ganze Mahlzeit gestört wurde, so bald wir uns um den seufzenden Hans bekümmerten. Aber das Mitleiden treibt uns auch an, unsern betrübten Nebenmenschen, wie wir können und wissen, zu helfen. Sobald unser lieber Ludwig Mitleiden empfand, war auch sein Beutel da, um damit den armen leidenden Hans zu beruhigen: und zuvor dachte er nicht daran. So sind durch Mitleiden schon viele tausend Menschen gerettet worden, die da hätten verderben müssen,

wenn andere sich über ihr Leiden nicht betrübt hätten. Und wenn man denn einem betrübten Menschen geholfen hat, da ist uns so wohl, so wohl, da schmeckt uns jedes Vergnügen so gut, wie itzo Ludwigen sein Butterbrod. Was meinst du dazu, kleiner, lieber Mann?

Ludwig lächelte, und sagte: das ist wahr, so gut hat mir lange keine Mahlzeit geschmeckt. Wenn ich daran denke, wie ruhig nun Hans ist, wie bald er wieder gesund werden wird; wie lieb er mich alsdenn haben wird, ach, da habe ich so eine Freude, die mir lieber ist, als mein ganzer Geldbeutel.

Nun, guter Ludwig, fuhr der Rector fort, gewöhne dir das Mitleiden ja nicht ab. Wenn du künftig einen betrübten, leidenden Menschen siehst, und es wird dir ängstlich ums Herz, so suche nur nicht sogleich die Aengstlichkeit zu vertreiben, sondern setze dich lieber gleich an des Leidenden Stelle, und denke, wie dir zu Muthe seyn würde, wenn du itzo an dieses Menschen Stelle wärest. Da wird dir dein Herz gleich sagen, was du thun mußt, und du wirst durch Mitleiden dir noch viel solche vergnügte Tage machen, als du itzo hast."

Zwölftes Kapitel.

Der Rector würde weiter geredet haben, wenn er nicht durch die Magd wäre unterbrochen worden, die ihm etwas in das Ohr flüsterte.

Wie? fragte der Rector, er will nicht kommen? nicht kommen, da ich ihn habe einladen lassen? Man sollte nicht glauben, daß es so harte, und unbiegsame Menschen in der Welt gäbe! Nun, wenn er denn nicht kommen will, so will ich kommen.

Er stund heftig auf, grif nach seinem Stabe und wollte fortgehen. Die erschrockene Gesellschaft fragte, was ihm Widriges begegnet wäre? er sagte aber weiter nichts, als: ich bitte herzlich um Verzeihung, daß ich sie auf einige Augenblicke verlasse. Ich gehe sehr misvergnügt fort, ich hoffe aber, daß ich vergnügt zurückkommen werde. Und so gieng er fort und ließ seine Gäste in gänzlicher Ungewißheit, warum er sich so schleunig entfernte habe.

Die Ursache war diese: sein Bruder, Anselm, war schon seit einem halben Jahre nicht freundlich gegen ihn gewesen. Er hatte nicht einen Brief an ihn geschrieben, und wenn der Rector geschrieben, so hatte er ihm nicht geantwortet. Er war schon dreymal durch sein Dorf gereiset, und hatte ihn nicht besucht. Itzo hat der Rector von dem Wundarzt gehöret, sein Bruder wäre da, und wäre im Wirthshause eingekehrt. Er hatte seine Magd heimlich abgeschickt, und ihn bitten lassen, in seinem Hause zu übernachten. Er hatte aber sagen lassen, er würde nicht kommen. Der Rector gieng also zu ihm.

Da er die Thür seines Zimmers öffnete, sah er Anselmen! in tiefen Gedanken mit schrecklichen Mienen, heftig auf- und abgehen. Er stund ein paar Augenblicke in der Thür stille, da entdeckte

ihn Anselm; gieng trotzig auf ihn los und fragte: Was willst du?

R. Dich besuchen.

A. Habe ich dich verlangt?

R. Freylich nicht. Ich glaubte aber, es wäre nicht recht, wenn ich meinen leiblichen Bruder so nahe hätte, und nicht sähe, wie er sich befände. Ich verlangte aber dich; warum kamst du nicht?

A. Fragst du noch, Nichtswürdiger?

R. Allerdings frage ich. Ich frage noch mehr: warum bist du nun dreymal durch mein Dorf gereiset und hast mich nicht besucht?

A. Du willst es wissen?

R. Allerdings will ich es wissen; und ich gehe nicht eher von dir, bis du es mir gesagt hast.

A. So wisse es denn: **ich hasse dich.**

R. Mich hassen?

A. Soll ich es noch einmal sagen? ich hasse dich; ich hasse dich.

R. Also wünschest du mir wohl nichts Gutes?

A. Nein.

R. Du wünschest mir wohl gar Böses?

A. Das versteht sich. Ich wollte, daß es dir und deiner gottlosen Frau nimmermehr wohlgehe!

R. Bruder! Bruder! das wünschest du mir, deinem Bruder? meiner unschuldigen Frau wünschest du das?

A. Ja, eben deswegen, weil du mein Bruder bist. Hätte mir ein Fremder den Streich gespielt, nicht halb so sehr sollte es mich verdrüssen.

R. Einen Streich gespielt? und welcher ist denn das.

A. Ich glaube, du willst dich entschuldigen?

R. Nicht entschuldigen, sondern nur wissen, was ich für einen Streich gespielt habe?

A. Bist du es nicht, der — o, ich zittere, wenn ich an die Bosheit denke.

R. Welche Bosheit denn?

A. Ist das nicht Bosheit, seinem Bruder seine Braut entreissen?

R. Braut — entreissen — dem Bruder? ich weiß nicht, was du damit sagen willst.

A. Du weißt also wohl nicht, daß ich deiner Frauen Schwester zur Frau verlangt habe?

R. Gar nicht.

A. Auch nicht, daß sie dazu geneigt wär?

R. Eben so wenig.

A. Auch nicht, das du sie davon abgebracht, und sie überredet hast, einen andern zu heurathen?

R. Am allerwenigsten.

A. Nun, das ist doch abscheulich. Erst einen solchen Schelmenstreich zu spielen, und hernach so frech zu seyn, und ihn zu läugnen!

R. Aber, lieber Bruder, habe ich dir denn schon mehrere solche Srreiche gespielt?

A. Niemals.

R. Wie kannst du denn glauben, daß ich auf einmal so abscheulich worden bin?

A. Es hat mir viele Mühe gekostet, so etwas Böses von dir zu glauben, aber das ganze Betragen deiner Schwägerin hat mir **Argwohn** gegen dich beygebracht.

R. Und wie war denn das Betragen meiner Schwägerin?

A. Ich gab ihr zu verstehen, daß ich sie gern heurathen möchte, sie hörte mich so freundlich an, uud versprach mir so liebreich bald Antwort auf meine Anfrage zu geben, daß ich gewiß glaubte, sie würde meinen Antrag annehmen. Kurz darauf reisete sie zu dir, und sobald sie zurück kam, schrieb sie mir eine abschlägige Antwort, und heurathete Roberten. Kann ich da anders, als glauben, daß sie dich um Rath gefraget, und du sie beredet hast, Roberten, den du immer lieber, als mich, deinen Bruder, gehabt hast, ihre Hand zu geben?

R. Wenn hast du diese Frage an sie gethan?

A. Ohngefähr im Februar.

R. Wenn ich dir aber beweisen könnte, daß sie schon im November des vorigen Jahres an Roberten versprochen gewesen?

A. Das möchte ich doch sehen.

R. Du sollst es gleich sehen.

Mit diesen Worten lief der Rector fort, war nach wenigen Minuten schon wieder da, und brachte einen Brief, den seine Schwägerin schon im vorigen Jahre geschrieben hatte, in dem sie ihm meldete, daß sie sich mit Robert verlobet hätte, aber auch wünschte, daß es noch einige Zeit geheim bleiben möchte. Anselm, da er diesen Brief gelesen hatte, stund ein paar Minuten wie versteinert da, dann fragte er heftig: ists möglich? ich habe dir Unrecht gethan?

R. Wie du siehst.

A. Dir, meinem Bruder, Unrecht gethan? habe dich also für einen Bösewicht gehalten? Ach bester Bruder! (hier fiel er ihm weinend um den

Hals und küßte ihn) vergieb es mir. Habe deinen Bruder wieder lieb! ich will in meinem Leben keinen solchen Argwohn wieder gegen dich fassen.

R. (weinend) O, welche glückliche Stunde, da ich meinen Bruder wieder bekommen habe!

A. Guter Bruder! ich bin gestraft genug — Argwohn und Haß sind schreckliche Sachen, die haben mich genug gepeinigt. Aus dem Argwohn entspringt der Haß: denn weil ich Böses von dir glaubte, so wünschte ich dir auch Böses. Seit der Zeit hatte ich keine vergnügte Stunde. Wenn ich an dich dachte, wenn ich deinen Namen las, da gab es mir allemal einen Stich durchs Herz, ich zitterte, ich stieß gegen dich, ach, vergieb es mir! böse Worte aus. Ich wurde hämisch gegen andere. Des Nachts hatte ich keine Ruhe, und wenn ich einschlief, so zankte ich mich im Traume mit dir. O, wie freudig klopfte mir sonst mein Herz, wenn ich dein Dörfchen in der Ferne sahe! wie spornte ich da das Pferd, um recht bald bey dir zu seyn! Aber seit der Zeit, daß ich dich haßte, knirschte ich mit den Zähnen, wenn ich dein Dorf erblickte, und die Nacht, die ich in dem Wirthshause deines Dorfs zubrachte, war mir allemal schrecklich. **Ach! wie unglücklich ist der Mensch, der den andern hasset.**

R. So komm denn, mein Lieber! und laß uns von dieser Stunde an desto glücklicher seyn! Anselm weigerte sich nicht, seines Bruders Einladung anzunehmen, sondern gieng, an seiner Hand, nach seinem Hause zu.

Herrmann, nebst seiner Frau, waren sehr begierig zu erfahren, was drr Rector vorhabe, und wo er hingegangen sey? sie thaten deswegen allerley Fragen an die Frau Rectorin, die sich aber gar deutlich merken ließ, daß sie dieselben nicht gerne beantworten wollte, und sie dadurch noch neugieriger machte. Da trat der Rector in die Stube, hatte seinen Bruder an der Hand, den sie aber nicht kannten. Nun, dachten sie, würden sie das ganze Geheimniß erfahren. Sie mußten aber doch noch eine ziemliche Zeit warten, ehe es ihnen bekannt gemacht wurde. Denn sobald des Rectors Bruder sich zeigte, entstund ein solcher Lärmen, daß man auf alle ihre Fragen nicht achtete.

Himmel! sind Sie es? Herr Bruder! liebster Herr Bruder! sind Sie es? Sie kommen wieder zu uns? und mit so einem liebreichen, freundlichen Gesichte? ach, was ist das für ein glücklicher Tag! so rief die Rectorin ihm entgegen, druckte freundschaftlich seine Hand, Und nun sprang sie nach der Speisekammer zu, und trug alles herbey, was sie aufbringen konnte, um ihren lieben Gast zu bewirthen.

Und die Kinder — die hatten eine Freude! sie stürzten auf ihn los, hiengen sich an seine Arme, nmfaßten seine Knie, und riefen: lieber Herr Vetter! liebe! Hel Vette! Eins brachte ihm eine Schlafmütze, das andere Pantoffeln, Karolinchen aber holte eine Morselle aus ihrem Schränkchen, die ihr Herrmann mitgebracht hatte, und druckt sie ihm in die Hand.

Tab. V. pag. 83

Schmid fec

Wenn man andere lieb hat, so haben sie uns wieder lieb

Anselm war ganz außer sich vor Freuden, da er sahe, wie sehr es sich die ganze Familie seines Bruders augelegen seyn ließ, ihm recht vieles Vergnügen zn machen. O, wie glücklich, rief er aus, macht uns die Liebe! **wenn man andere lieb hat, so haben sie uns wieder lieb!** Alle dieß Vergnügen müßte ich entbehren, wenn ich meinen Bruder noch haßte.

Herrmann bat inständig, ihm doch zu erklären, was denn alles dieses bedeuten solle?

Darf ich es erzählen? fragte der Rector seinen Bruder.

O ja, antwortete Anselm. Aber lieber wäre es mir, wenn ich es selbst erzählen dürfte. Und so erzählte er denn alles umständlich, wie er Argwohn gegen seinen Bruder gefaßt, wie er ihn deswegen gehasset, was für traurige Tage und Nächte er seit dieser Zeit gehabt habe, und wie wohl er sich nun befinde, da er ihn wieder liebe.

Ueber dieser Erzählung vergieng ihnen die Zeit, ohne daß sie es selbst merkten, so, daß sie würden noch länger bey einander gesessen haben, wenn sie nicht wären erinnert worden, wie spät es sey. Denn da eben Herrmann ein Exempel erzählen wollte, von einem Manne, der durch Haß sich alle seine Freude geraubt hätte, so rief der Wächter unter dem Fenster: Höret ihr Herren laßt euch sagen: die Glocke hat Eins geschlagen! und dieß überzeugte sie, daß es wohl Zeit seyn möchte, zur Ruhe zu gehen.

Dreyzehntes Kapitel.

Mit Tages Anbruch wurde die ganze Gesellschaft munter, und, sobald sie sich angekleidet hatte, verfügte sie sich zu Hansens Bette, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Bis nach Mitternacht, antwortete er, habe ich grosse Schmerzen gehabt, und kein Auge zugethan. Da es aber zwey geschlagen hatte, fiel ich in einen Schlaf — ach, der war so süsse, daß ich es nicht beschreiben kann. Alle meine Schmerzen hörten auf, und nun, da ich erwacht bin, ist es mit mir als wenn ich neu gebohren wäre. **Ach, was ist der Schlaf für eine herrliche Sache!** Er befreyet uns von allen Sorgen und Schmerzen, und giebt uns neue Kraft und Munterkeit. Wer guten Schlaf hat, sollte nicht klagen, da er weiß, daß er wenigstens etliche Stunden des Tages ruhen, und sich wohl befinden wird.

Ich habe es mein Lebtage noch nicht so gefühlet, wie viel der Schlaf werth sey, als itzo. Wenn mir künftig jemand eine gute Nacht wünscht, will ich mich allemal recht herzlich bedanken. Und wenn ich eine gute Nacht gehabt habe, will ich gern nicht murren, wenn auch ein saurer Tag darauf folgt. Schade, Schade, daß es Menschen giebt, die den Schlaf misbrauchen. Denn wenn man zu lange schläft, wird man auf den ganzen Tag verdrüßlich. Ich denke noch immer auf die Frau von Schlummer, bey der ich vor vier Jahren diente, die schlief,

so wahr ich ehrlich bin, bis um zehn Uhr. Wenn sie hernach aufstund, so war es ihr nirgends recht, sie zankte mit allen Leuten, und sie hat mich wohl eher einen dummen Menschen geheissen, wenn ich bat, daß sie mir Haber für die Pferde möchte geben lassen. „Der Schlaf kommt mir vor, wie ein Geruchte Erbsen und Speck. Wenn man es mäßig genießt, so giebt es Kräfte, wenn man es aber unmäßig zu sich nimmt, so wird man so faul und verdrüßlich, daß es uns in der ganzen Welt nirgends mehr recht ist.“

Unterdessen, daß die Gesellschaft sich mit Hansen unterhielt, entstund in Fritzens Schlafkammer eine grosse Unruhe. Der arme Junge, der zuerst zu Bette gegangen war, und eine Stunde länger, als die übrige Gesellschaft, geschlafen hatte, war von einem gewissen Uebel befallen worden, das man den Eigensinn nennt. Dieß ist ein großes Uebel. Wer es hat, der verlangt, daß alles in der Welt nach seinem Kopf gehen soll, und wenn es nicht so geht, so murret und zankt er, wenn er auch im Uebrigen alles hat, was er bedarf. So waren alle Menschen, die in des Rectors Hause sich befanden, sehr vergnügt, sogar Hans war es, Fritze hätte es eben so gut seyn können, aber sein Eigensinn ließ es nicht zu.

Unter der Zeit, da er im Bette lag, brachte ein armer Junge eine Wachtel zu verkaufen, noch dazu ein Hähnchen, von dem er versicherte, daß es gewiß recht gut schlagen würde. Ernst, der gar zu gerne seinem Geschwister Freude machte, kaufte es, um Fritzen es zu schenken. Er verbarg es in

seiner Weste, schlich sich in Fritzens Kammer, der eben itzo aus dem Bette stieg.

„Ey, ey! guten Morgen, sagte er, kleiner Langschläfer! beynahe hast du das Frühstück verschlafen.“

„Halt das Maul! fuhr dieser auf, warum hast du mich denn nicht geweckt? Du bist ein recht neidischer Junge. Keine Freude gönnst du mir, du hast mich doch nur deswegen schlafen lassen, weil du allein mit Ludwigen spielen willst.“

„Was der Bursche da plaudert! antwortete Ernst, ich habe ihn wohl zehnmal geweckt, und er wollte immer nicht aufstehen, nun will er noch mit mir zanken!“

Da wurde Fritz noch unwilliger, und schrie: Mutter! Mutter! Die erschrockne Mutter, die da besorgte, daß ihm ein Unglück begegnet wäre, lief geschwinde herzu, und erkundigte sich was ihm fehle.

Ernst, sagte er, zankt; er heißt mich einen Langschläfer, und er hat mich doch nicht geweckt.

Da aber die Mutter gar bald erfuhr, daß Ernst unschuldig sey, und daß Fritz vom Eigensinne geplaget werde: so bat sie diesen gar sehr, daß er sich ja bald bessern und sich bemühen solle, liebreich zu seyn, sonst würde er einen sehr verdrüßlichen Tag haben.

Unterdessen schlich sich Ernst mit seiner Wachtel fort. Auf der Treppe begegnete ihm Karolinchen, das kleine freundliche Mädchen schlang sich um seine Knie, und sagte: Mäule tebe! Mäule tebe! da gab ihr Ernst ein Mäulchen, und — und — und —

räthst du wohl, sagte er, was ich hier in der Weste habe?

Das Mädchen rieth auf eine Bretzel, auf einen Zwiback, auf Rosinnen: und da ihr Ernst sagte, es sey etwas lebendiges, auf einen Frosch, einen Sperling, einen jungen Hund. Da sie es nicht rathen konnte, so ließ endlich Ernst das Wachtelköpfchen aus der Weste herauslauschen.

Da hätte man die Freude sehen sollen! Das Mädchen hüpfte, und klatschte in die Hände. Und da sie sogar hörte, daß Ernst ihr die Wachtel schenken wolle, so war sie vor Freuden ganz außer sich. Sie hüpfte zur Mutter, und machte ihr mit einem lauten Freudengeschrey bekannt, daß Ernst ihr eine Wachtel geschenket habe.

Die Mutter hatte ein Vergnügen über Ernstens Freygebigkeit und Karolinchens Freude, und suchte geschwind ein Häußchen, ein Eß- und Trinktöpfchen auf, damit Karolinchen ihren neuen Gast recht gut einquartieren und bewirthen könnte.

Fritz aber sahe mit hämischem Gesichte zu, und ärgerte sich, daß Ernst ihm die Wachtel nicht gegeben hätte. Gut war es, daß Karolinchen auf ihn nicht Achtung gab, und nur auf ihre Wachtel sah, sonst würde sie sich vor seinem gräßlichen Gesichte entsetzet haben.

Kaum war die gute Mutter wieder die Treppe hinunter gegangen, so rief Fritz wieder: Mutter! Mutter!

Die Mutter, die den ganzen Morgen freundlich gewesen war, wurde nun verdrüßlich; sie gieng wieder nach Fritzens Schlafkammer, da sie aber die

Thür öffnete, sahe Fritze an ihr nicht mehr das liebreiche, lächelnde Gesicht, das sie sonst immer hatte. Ein paar tiefe Runzeln hatten sich über ihre Stirn gezogen, und sie fragte ziemlich heftig: was willst du wieder, unruhiges Kind?

„Meine Stiefeln sind ja nicht da, antwortete dieser weinend, ich muß ja meine Stiefeln haben.“

„Diese sind, sagte die Mutter, bey dem Schuster, du mußt heute die Schuhe anziehen,“ gieng fort, und ließ das unartige Kind sitzen.

Da setzte er sich auf das Bette und weinte so jämmerlich, wie wenn ihm das größte Unglück begegnet wäre.

In der untern Stube war aber lauter Freude. Die Gäste wurden mit Kaffee bewirthet, und weil es einmal ein Tag des Wohllebens war, so bekam auch jedes Kind eine Schale, und noch dazu ein paar Kipfeln. Freylich der arme Fritz nicht, denn dieser hatte sich ja weder gewaschen noch gekämmet. Es wurden da allerhand artige Geschichten erzählet, man scherzte, man lachte. Ernst mit Karolinchen kramten ihre Schränkchen aus, brachten ihr Spielwerk herbey, und die Gäste bewunderten es. Ja — ey der tausend! was ist denn das? Da sie wieder zusammenpacken wollen, findet ein jedes unter seinem Spielwerke etliche allerliebste Bilder, die die Frau Herrmann unvermerkt darunter geschoben hatte.

Der arme Fritz! wenn er doch da gewesen wäre, da hätte er gewiß auch Bilder bekommen.

Die Gesellschaft vereinigte sich hierauf, daß sie in einen nahe liegenden Wald fahren, und den Vormittag daselbst zubringen wollte.

Darf ich auch mit? darf ich auch mit? fragten Ernst und Karolinchen, und die Mutter sahe sie so freundlich an, daß sie wohl merken konnten, daß sie nicht zu Hause bleiben würden. Da war Freude, da umarmten und küßten sie sich! die Pferde wurden aus dem Stalle gezogen, angespannt, man stieg schon in die Wagen — da fiel es Ernsten ein, daß Fritze fehle.

Darf denn Fritze nicht mit? fragte er seine Mutter betrübt.

Wenn er fertig ist, antwortete sie, so mag er immerhin mitfahren.

Da sprang Ernst die Treppe hinauf, um seinem Bruder diese fröhliche Nachricht zu hinterbringen. Aber — da sahe es noch windig aus. Der saß noch auf dem Bette, kratzte seinen Kopf, und hatte noch keiuen Strumpf angezogen. Weil er keine Stiefeln haben konnte, wollte er auch keine Strümpfe anziehen.

Da sahe Ernst nun wohl, daß man auf ihn nicht warten könne, lief zurück, setzte sich in den Wagen und fuhr fort.

Da Fritze die Wagen rollen hörte, und erfuhr, daß die ganze Gesellschaft ausgefahren wäre, und ihn zurückgelassen hätte, erhob er ein jämmerliches Geschrey, stampfte mit den Füssen, und führte sich sehr unartig auf. Wer weiß, was er noch alles würde gethan haben, wenn nicht die alte Magd sich seiner angenommen hätte. Diese gab ihm den Rath, er sollte sich hurtig anziehen, der Gesellschaft nachlaufen, den Vater und die Mutter um Verge-

bung bitten, so würden sie ihm vielleicht noch erlauben, an dem Vergnügen Theil zu nehmen.

Nach vielem Zureden entschloß er sich endlich diesen Rath zu befolgen, machte sich auf den Weg, und kam wiewohl etwas spät, bey der Gesellschaft an.

Freylich bekam er von seinem Vater und seiner Mutter kein gar zu freundlich Gesichte, er mußte sogar einen Verweis, wegen seines Eigensinns einnehmen. Da er aber gute Worte gab und Besserung versprach, so wurde ihm doch erlaubt, bey der Gesellschaft zu bleiben.

Wenn er nur sein Wort gehalten hätte, so hätte er noch manches Vergnügen genießen können. Er ließ es aber gar bald merken, daß ihn der Eigensinn noch nicht verlassen habe.

Ernst schlug vor, daß sie sich durch ein gemeinschaftliches Spiel vergnügen wollten; alle stimmten für ein gewisses Spiel, das sie des Jägers nannten, und das sie für den offnen Platz, der vor dem Walde war, recht gut schickte. Nur Fritz hatte keine Lust dazu. Dieser bestund darauf, man solle die blinde Kuh spielen. Die ganze kleine Gesellschaft bemühte sich, ihn zu bereden, an ihrem Vergnügen Theil zu nehmen — er gab nicht nach. Und da er denn gar nicht nachgeben wollte, so ließ man ihn endlich gehen, und fieng das Spiel ohne ihn an.

Ludwig war der Jäger, Ernst der Hund, Karolinchen das Häschen. Ludwig eröffnete die Jagd, indem er einigemal ausrief: Häschen verstecke dich! der Hund kömmt und beißt dich! Tara! tara! tara!

Da gab es nun mancherley Spas. Das Häschen stemmte alle seine Kräfte an, um dem Hunde zu entrinnen, schrie, wenn er ihm zu nahe kam, und wenn es gefangen wurde, entstund ein allgemeines Gelächter.

Fritz hätte vor Verdruß vergehen mögen, da er die allgemeine Freude sahe, und doch keinen Theil daran nehmen konnte. Er glaubte immer, daß Ludwig oder Ernst wieder kommen, und ihn zu ihrem Spiel einladen würden, und er würde gar zu gerne ihre Einladung angenommen haben — da war aber nicht dran zu denken. Keinem fiel es wieder ein, den eigensinnigen Menschen zur Gesellschaft zu ziehen.

Da warf er sich voller Unmuth unter einen Baum und klagte: ich armes Kind, **wie unglücklich macht mich der Eigensinn!** Er hat mich heute schon um die Wachtel, die mir mein guter Bruder zugedacht hatte, um das Frühstück, ach! um meiner Aeltern Gunst, um so vieles Vergnügen gebracht. Kein Mensch will ja etwas mit mir zu thun haben. Wenn ich doch niemals wieder eigensinnig wäre!

Indem er so klagte, kam sein Vater gegangen, und hatte die Frau Hermannin am Arme. Sobald er Fritzen bemerkte, gieng er auf ihn los und fragte: was fehlt dir denn? warum nimmst du denn an dem Spiele deiner Geschwister keinen Antheil?

Er getrauete sich aber nicht zu antworten, wandte das Gesicht weg, und hielt die Hand vor die Augen.

Was fehlt dir denn? fragte der Vater wieder, so rede doch!

Ach ich schäme mich, sagte er, ich kann es nicht sagen.

Du schämst dich? antwortete der Vater, du besorgst meinen Tadel? da mußt du doch etwas Unrechts gethan haben. Denn **wer Scham empfindet, weiß allemal, daß er Unrecht gethan habe.** Rede! was ist es.

Da erzählte er nun, mit vielen Thränen, wie eigensinnig er sich den ganzen Tag betragen, und wie vieles Misvergnügen er sich dadurch zugezogen habe.

Der Vater bedauerte ihn, gab ihm aber die Erinnerung, daß er sich bessern, und künftig immer gut seyn solle, so würde er sich vor niemanden schämen dürfen, und jedermann getrost in die Augen sehen können.

Hättest du, fuhr er fort, wohl noch Lust dich mit deinen kleinen Freunden zu vergnügen?"

„Ach gerne, antwortete er, ich besorge nur, sie werden mich nun nicht annehmen."

„Du hast ja freylich nicht verdient, sagte der Vater, daß sie dich annehmen. Wenn du aber verträglicher seyn willst, so komm nur mit, so will ich für dich bitten!"

Da trocknete denn Fritze seine Thränen ab, und gieng, an der Hand des Vaters, mit niedergeschlagenen Augen, nach der Gesellschaft zu. Sie nahm ihn gerne auf, da der Vater versicherte, daß er künftig sie nicht mehr durch seinen Eigensinn kränken würde. Und nun gieng das Spiel noch einmal

so lustig, da zwey Häschen da waren, die sich hetzen ließen.

Vierzehntes Kapitel.

Das eine Häschen, welches nunmehr Fritze war, war so hurtig, daß es ein Gebüsche erreichte, durch dasselbe sprang, und mit vieler Mühe jenseits desselben gefangen wurde.

Durch diesen Zufall aber wurde eine Entdeckung gemacht, die der ganzen Gesellschaft Freude verursachte. Man stieß auf vier allerliebste freundliche Knaben, die sich mit dem Ballspiele vergnügten. Sie waren die Söhne des Försters, der ohnweit davon wohnte. Die ganze Jagdgesellschaft war über diese Entdeckung so vergnügt, daß sie ihr Spiel einstellte, und dem Spiele dieser Knaben zusahe. Ja, es schien, als wenn sie alle der Jagd überdrüßig wären, und sie lieber mit dem Ballspiele vertauschet hätten. Fritze sagte es sogar laut: o wenn ich doch meinen Ball da hätte, da wollten wir auch damit spielen!

Kaum hatte dieß Fritz gesagt, so kam der eine Knabe, Fränzchen hieß er, auf ihn los und sagte, du willst einen Ball haben, lieber Freund? Verzieh nur einen Augenblick, Ich habe zu Hause einen Ball, den will ich dir gleich holen. Und alle die übrigen Knaben sagten: o ja, das thu doch! geschwind lauf und hole ihn!

Fränzchen lief fort. Ehe er aber zurück kam, bot ihnen ein anderer Knabe, Gilbert, seinen Ball an, und bat sie, damit so lange zu spielen, bis Fränzchen zurück gekommen wäre. Die Kinder weigerten sich, ihn anzunehmen, und so jener ihre Lust zu stören. Da aber jene mit Bitten nicht nachliessen, so vereinigten sie sich dahin, daß sie zusammen treten, und gemeinschaftlich spielen wollen.

Da gab es nun eine neue Lust. Einige schlugen den Ball in die Höhe, die andern bemühten sich, ihn zu fangen. He! wie lachten sie, wenn ihn Ludwig, der im Ballspiele vorzüglich geübt war, bisweilen so hoch schlug, daß man ihn kaum noch sehen konnte, und wenn ihn dann Ernst auffienge. Die Freude über dieß Spiel war so groß, daß sie gar nicht daran dachten, zu ihrer Reisegesellschaft zurückzukehren.

Wer weiß, wie lang sie noch gespielt hätten, wenn die Rectorin sie nicht zurückgerufen hätte. Diese kam aber, und zeigte ihnen an, daß sie zurückkommen sollten, weil Herrmann darauf bestünde, daß er nun zurückreisen wolle. Da sie bey ihren Kindern den Ball sahe, so erkundigte sie sich gleich, wo sie denselben bekommen hätten.

Ach liebe Mutter! sagte Ernst, von diesen Knaben, die hier mit uns spielen. Sehn Sie nur, was für allerliebste, gefällige Kinder sie sind. Kaum ließ Fritze sich merken, daß wir gerne einen Ball hätten, so lief Fränzchen gleich nach Hause, um uns den seinigen zu holen, und Gilbert gab uns sogar den Ball, damit sie spielten, daß wir nicht zu lange warten sollten.

Und wie hat euch denn dieß gefallen? fragte sie weiter.

Recht wohl! riefen alle, ach wenn wir doch nur wüßten, wie wir uns gegen diese lieben Kinder wieder gefällig bezeigen könnten.

Freue ich mich doch selbst, fuhr die Rectorin fort, daß ich so liebe Kinder hier gefunden habe. O bittet sie doch, daß sie mit euch gehen, damit ich sie meinem Manne und meinen lieben Gästen zeigen kann.

Dieß ließen sich die Kinder nicht zweymal sagen. Sie sprangen nach ihren gefälligen Freunden zu, zogen sie, so sehr sie sich auch weigerten, mit sich fort, immer nach der Gesellschaft zu.

Diese war nun durchgängig durch die Gefälligkeit dieser Kinder gerühret, und jedes bemühte sich, ihnen Gegengefälligkeiten zu erzeigen.

„Künftigen Sonntag,“ sagte der Rector zu seinen Kindern, „habt ihr ein Fest, wie ihr wißt, da ich euch ein kleines Vogelschiessen werde anstellen lassen. Da wäre es euch ja wohl lieb, wenn eure Gesellschaft etwas groß wäre.

„Ja wirklich, antwortete Ernst, und da erlauben Sie uns doch wohl, lieber Vater! daß wir diese guten Kinder zu uns bitten dürfen? Ja Fränzchen, künftigen Sonntag komme zu uns, und bringe Gilberten und deine andern Brüder mit, da wollen wir uns ein recht Vergnügen machen. Der Vater läßt uns einen Vogel verfertigen, Armbrüste haben wir auch, da wollen wir den ganzen halben Tag darnach schießen.“

Ey wirklich, riefen Ernstens Geschwister, faßten ihre gefälligen Freunde bey den Händen, und baten sie, zu versprechen, daß sie kommen wollten.

Man kann leicht denken, daß sie die Einladung gerne annahmen. Doch, sagten sie, müssen wir erst unsern Vater um Erlaubniß bitten.

„Da thut ihr auch wohl daran, sagte der Rector, denn ein gutes Kind darf, ohne seiner Eltern Einwilligung, nirgends hingehen. Ich will aber schon euren Vater selbst bitten, daß er es euch erlaube."

Die Rectorin, die einen Korb voll Kirschkuchen mitgenommen hatte, ihre Gäste zu bewirthen, legte ihnen nun vor, und gab, wie man leicht vermuthen kann, jedem dieser gefälligen Kinder eine Portion. Die Frau Herrmannin, die immer etwas bey sich führte, womit sie guten Kindern eine Freude machte, holte itzo auch etwas herbey. Tausend was wird das seyn! Es war in Papier gewickelt — itzo schlug sie es aus einander — Bilderchen — Bilderchen waren es, allerliebste Bilderchen, von den besten Meistern verfertiget. Sie theilte sie liebreich unter des Försters Söhne aus. Diese weigerten sich anfänglich zwar sie anzunehmen, aber die Frau Herrmannin drang sie ihnen auf und sagte: O nehmt sie immer an, gute, gefällige Kinder! **Eine Gefälligkeit ist der andern werth.**

F. Assner sculp.

Eine Gefälligkeit ist der andern werth

Fünfzehntes Kapitel.

Nun kam die Minute, da sich die Gesellschaft trennen mußte. Die Trennung gieng allen sehr schwer ein. Denn weil alle gegen einander gefällig gewesen waren, so hatten alle einander liebgewonnen, und wären gar zu gerne recht lange bey einander geblieben. Weil aber Herrmann nothwendige Geschäfte zu verrichten hatte, so ließ er sich nicht halten, sondern nahm, mit den liebreichsten Ausdrücken, nebst seiner Familie, von der Gesellschaft Abschied, und drückte, so sehr sich auch der Rector weigerte, diesen zwey Dukaten in die Hand, um Hansen davon verpflegen zu lassen, stieg, nebst seiner Familie, in seinen Wagen und rollte fort. Des Försters Söhne giengen nach Hause, nachdem sie zuvor des Rectors Kinder geküßt und versprochen hatten, künftigen Sonntag, wenn es der Vater erlaubte, bey ihrem Vogelschiessen zu seyn. Und des Rectors Familie fuhr gleichfalls nach ihrer Wohnung zurück.

Herrmann hatte auf dem Wege sein Vergnügen beständig an der Erndte. Er bewunderte bald die Menge von Getreide, die aus wenigen Körnern gewachsen war, bald den unermüdeten Fleiß, den die Landleute anwenden, um dasselbe zusammen zu bringen, und in ihre Scheuer zu führen. Er wurde durch diesen Anblick so gereizt: daß er nicht länger im Wagen bleiben konnte, sondern ausstieg, und dem Kutscher befahl, langsam vorauszufahren. So-

Bayerische Staatsbibliothek München

phie und Ludwig leisteten ihm Gesellschaft. Sie konnten nun, da sie den Weg zu Fusse machten, alles weit besser betrachten, und sie erstaunten, da sie sahen, wie viele sich von einem Gerstenacker nährten. Denn nicht nur Menschen nahmen davon ihren Unterhalt, sondern auch eine Menge Vögel, Käfer, Heuschrecken, Hamster und Feldmäuse. Dieß gab Stof zu allerley Gesprächen.

Ludwig machte die Anmerkung, daß das Getraide nicht auf allen Aeckern gleich gut stünde. Auf manchen stund es so dicke, wie ein Wald, auf andern ungleich dünner; und auf manchen war es mit Unkraut so durchwachsen, daß man kaum merkte, daß sie besäet waren. Ludwig konnte den Grund davon nicht begreifen. Die Aecker hatten doch alle einerley Boden, lagen dicht beyeinander, und hatten also einerley Witterung.

Er entdeckte dem Vater seine Bemerkung, und fragte, was wohl der Grund davon seyn möchte?

Den können wir, antwortete er, nicht besser erfahren, als wenn wir einen Landmann fragen. Dort sehe ich einen, dessen freundliches Gesicht mich hoffen läßt, daß er unsere Fragen gern beantworten wird.

Sie giengen auf ihn los, grüßten ihn, und Herrmann fragte, woher es doch kommen müsse, daß unter den Aeckern ein so grosser Unterschied wäre? Er habe Aecker gefunden, an deren Fruchtbarkeit er seine Augen geweidet hätte, aber auch andere, die ganz mit Disteln und anderm Unkraute bedeckt gewesen wären.

Bayerische Staatsbibliothek München

„Aha: antwortete der Landmann und lächelte, das werden Nachbar Kaspars seine Aecker gewesen seyn. Der hat immer auf seinen Aeckern Zeug, das nicht werth ist, daß man es abhauet. Wie kann es aber anders kommen? Wenn ich und andere Bauern drey bis vier Stunden auf dem Felde gearbeitet haben, so liegt dieser noch im Bette und schläft. Wenn unsere Saat bald Aehren bringen will, so fängt dieser erst an auszusäen. Und wenn wir einen Acker dreymal umpflügen, so wird er kaum mit seinem einmal fertig. Da kömmt er, da kömmt er! Sie können schon an seinem Anstande und an seiner Kleidung sehen, was er für ein Zeisig ist.“

Sie drehten sich um, und sahen ganz langsam ein Pferd mit einem Karren kommen, das so ausgehungert war, daß es kaum gehen konnte. Auf ihm saß Kaspar in einem zerlumpten Rocke, mit einem Hute, der so alt und schmutzig war, daß man nicht wohl errathen konnte, von was für einer Farbe er seyn sollte. Sein Haar war ungekämmt, voller Federn, und sein Gesichte schmutzig. Er saß so verdrossen da, als wenn er einschlafen wollte.

Sie bezeugten ihre Verwunderung über diesen Menschen, und Ludwig versicherte, daß er nicht geglaubt hätte, daß solche faule Leute auf der Welt seyn könnten, wenn er es nicht itzo mit seinen eigenen Augen gesehen hätte.

„Ja, fuhr der freundliche Landmann fort, wie der Acker aussieht, so sieht der Kerl aus, und wie der Kerl aussieht, so sieht das Pferd aus, und wie das Pferd aussieht, so sieht Stube, Kammer, Hof und alles aus. Er getraut sich keinen Nagel ein-

zuschlagen, und wenn ein Stück Holz im Wege liegt, und er stolpert zehnmal darüber, so giebt er sich doch die Mühe nicht, es aufzuheben. Aber, wie er es macht, so geht es ihm auch. Der Acker trägt immer weniger, das Haus will einfallen, das Pferd läuft kein Vierteljahr mehr — am Ende wird er wohl noch betteln müssen. Er wird auch niemals recht vergnügt. Ich kenne ihn nnn schon lange, und habe ihn doch niemals lachen sehen. Denn dabey bleibe ich, **ein fauler Mensch wird niemals froh.** Wohin er sieht, trift er Arbeit an, die noch nicht geschehen ist. Er sieht, wie in seiner Haushaltung alles zu Grunde geht, das macht ihn verdrüßlich, durch das viele Schlafen und Stillesitzen wird sein Blut immer dicker, die Glieder werden immer langsamer und schwerer: wie kann da ein Mensch gutes Muths seyn? Ich für mein Theil lobe mir die Arbeit. Ich bin nicht vergnügter, als wenn ich recht viel zu thun habe, da habe ich keine trübe Stunde, und wenn ich vor einem Acker vorbey gehe, bey dem ich es mir habe sauer werden lassen, und sehe, wie das liebe Getraide darauf wallet; ha! da lacht mir das Herz im Leibe!"

„Ihr habt Recht, guter Freund! sagte Herrmann, bleibt bey diesen Gedanken! greift die Arbeit frisch an! so werdet ihr immer vergnügt seyn, und gute Aerndten werden euren Fleiß belohnen!"

Mit diesen Worten schied er von ihm, und da der Kutscher verdrüßlich zu werden schien, daß die Reise so langsam gieng, und ein paarmal fragte, ob er nicht bald wieder in den Wagen steigen wol-

ke? so gab er nach und stieg mit seiner Familie wieder ein.

Ludwig stieg ungern ein. Denn nun konnte er die schöne Flur kaum halb so gut geniessen, als da er zu Fuße gieng. Er legte sich daher auf den Kutschenschlag, sahe sich um, so weit er mit den Augen reichen konnte, und da die Kutsche sehr schnell fuhr, so kam es ihm vor, als wenn die Garben, Bäume, Aecker und Dörfer vor ihm vorbey liefen. Das machte ihm gar eine herzliche Freude.

Die Mutter rief ihm aber zu: Kind! Kind! setze dich! du könntest ein Unglück haben.

Er setzte sich zwar, fragte aber doch: „warum soll ich mich denn setzen? wenn ich sitze kann ich doch das schöne Feld gar nicht so gut sehen, als wenn ich stehe und mich auf den Schlag lehne. Und ich weiß ja gar nicht, was ich da für ein Unglück haben könnte."

„Du mußt, sagte Herrmann, allemal gehorchen, wenn ich oder deine Mutter dir etwas befehlen, wenn du auch nicht weißt, warum wir es thun. Denn wir sind älter als du, und müssen also besser wissen, was dir gut oder schädlich sey, als du es selbst wissen kannst. Lieb haben wir dich auch. Wie kannst du also glauben, daß wir dir etwas sagen würden, das dir nicht gut wäre? Wenn du aber wissen willst, warum deine Mutter dir untersagt hat, dich auf den Schlag zu lehnen, so will ich es dir sagen: sieh, der Schlag ist zwar mit einem Eisen verwahret, aber durch das viele Schütteln des Wagens —

Da er so redete, bekam der Wagen, der vermuthlich über einen großen Stein gefahren war, einen Stoß, daß sie alle in die Höhe fuhren. Der Schlag, auf den sich Ludwig vorher gelehnet hatte, sprang auf, und Herrmanns spanisches Rohr fiel hinaus.

Der Kutscher mußte halt machen, Heremann stieg aus und Ludwig folgte ihm nach — Da lag das schöne Rohr, ganz beschädigt. Den silbernen Knopf, mit dem er beschlagen war, hatte das Rad ergriffen und ganz krumm gefahren.

Ludwig wurde blaß, da er dieß sahe, und alle seine Glieder zitterten. Er faßte seines Vaters Hand und küßte sie. Guter, lieber Vater, sagte er: von was für einem Unglücke hat mich meine gute Mutter gerettet! Wenn Sie mich nicht gewarnet, oder wenn ich ihrer Warnung nicht gehorchet hätte, so wäre ich itzo herausgestürzet, so hätte das Rad itzo meinen Kopf, meine Arme oder Füsse zerquetschet! ach, lieber, guter Vater! **in meinem Leben will ich Ihnen nicht ungehorsam seyn!** Er sprang in die Kutsche, umarmte seine Mutter, weinte, und versprach ihr auch, niemals ungehorsam zu seyn. Sie waren alle durch diesen Zufall so gerührt, daß sie eine ziemliche Weile saßen, ohne ein Wort zu sprechen.

Sechszehntes Kapitel.

Sie würden noch länger so gesessen haben, wenn nicht durch einen neuen unvermutheten Zufall ihr Stillschweigen wäre unterbrochen worden. Herrmann bemerkte nämlich einen Mann in sehr dürftiger Kleidung, der langsam vor der Kutsche hergieng. Herrmann schüttelte den Kopf und sagte: der Mann ist mir bekannt, ich kann mich nur nicht erinnern, wo ich ihn gesehen habe. Ich will doch nicht hoffen, daß es — nein, unmöglich, das kann nicht seyn — das war ja ein gar reicher Mann.

Itzo holte die Kutsche ihn, er blieb stehen, und machte gegen Herrmannen eine sehr demüthige Verbeugung.

Himmel! rief Herrmann, was sehe ich! Er ist es! er ist es! halt Kutscher!

Der Kutscher hielt, Herrmann stieg aus, und Ludwigen trieb die Neugier nachzufolgen.

„Sind Sie nicht, fragte Herrmann, Herr Friedrichson, deu ich vor ohngefähr zwanzig Jahren in Wien habe kennen lernen?"

F. (seufzend) Leider bin ich es. Und Sie? Sie sollte ich auch kennen. Sind Sie — sind Sie nicht Herr Herrmann?

H. Ja, der bin ich. Aber, lieber Freund! Sie scheinen mir in bedrängten Umständen zu seyn. Sind Sie unglücklich gewesen? Haben Sie etwa Feuerschaden gehabt?

F. Ach nein!

H. Oder sind Sie geplündert worden?

F. Auch nicht.

H. Oder sind Sie etwa durch unglücklichen Proceß um ihr Vermögen gekommen?

F. Das alles nicht. Wenn ich doch nur jemanden wüßte, dem ich die Schuld von meinem Unglücke beymessen könnte, so wollte ich mich noch beruhigen, aber, das kann ich nicht. Ich selbst, ich selbst bin an meinem Elende schuld. **Die Verschwendung hat mich arm gemacht.**

H. Die Verschwendung?

F. Ja, ja, die Verschwendung. Mein Vater hinterließ mir ein Vermögen von 50000 Gulden. Ich heurathete eine Frau, die mir zum wenigsten 70000 Gulden zubrachte. Ach, wir wußten beyde nicht, wie schwer das Geld zu erwerben, und wie leicht es ausgegeben sey. Wir glaubten nicht, daß es möglich sey, so viel Geld zu verzehren, und führten also unsere Haushaltung ohne alle Ueberlegung. Was uns gefiel, kauften wir. Meine Frau machte alle neue Moden mit, und ich kleidete mich auch immer in die theuersten Zeuge. Sobald eine Kleidung etwas altmodisch wurde, verschenkten wir sie. Unsere Handwerksleute konnten unsere Mobilien nicht gut genug machen, wir verschrieben sie aus Paris. Wir tranken die delicatesten Weine, nahmen an allen öffentlichen Lustbarkeiten Theil, hielten wöchentlich ein paar Schmäuse in unserem Hause, schaften uns Equipage an. Ich hatte den fürstlichen Garten gesehen, und kam auf den tollen Einfall, mir einen ähnlichen anzulegen. Auf diesen allein verwendete ich in etlichen Jahren mehr als

12000 Gulden. Ich merkte nach fünf Jahren, daß ich diese Wirthschaft unmöglich länger forttreiben könnte, weil mein Vermögen schon bis auf die Hälfte geschmolzen war, stellte es meiner Frau vor; diese aber sagte, daß wir unsern Aufwand unmöglich einschränken könnten, ohne uns vor der ganzen Welt verächtlich zu machen. Wir hätten ja noch von einem reichen Vetter eine Erbschaft zu erwarten. Dieser könnte nicht lange mehr leben, und wenn wir dessen Gut erbten; so könnten wir recht gut unsern Aufwand fortsetzen. Ich ließ mich einschläfern, gab immer mehr aus, als ich einnahm, für Sachen, die ich nicht nöthig hatte, fieng an Schulden zu machen, immer in der Hoffnung, daß mein Vetter sterben würde. Er starb nicht, und meine Schulden vermehrten sich mit jedem Jahre. Endlich starb er, und hineerließ mir ein Vermögen von 90000 Gulden. Aber, ach! von diesem Reichthume habe ich nicht einen Groschen in die Hände bekommen. Die Schulden, die ich gemacht hatte, überstiegen die Erbschaft gar weit. Meine Gläubiger erwachten, nahmen davon Besitz, und da das ererbte Geld, zur Tilgung der Schulden, nicht hinreichte, griffen sie mich an, — mein Haus — Garten — Kleidung — mein ganzes Vermögen nahmen sie weg, und doch wurde nicht alles bezahlt. Meine Frau hielte dieß Elend nicht lange aus. Da sie an eine prächtige Lebensart von Jugend auf gewohnt war, so war ihr die Armuth so schrecklich, daß sie in etlichen Wochen vor Gram starb. Und ich — ach, wenn ich doch auch nur schon bey ihr wäre! Denn ich sehe doch nichts als

Jammer und Elend vor mir. (hier fieng er an gar bitterlich zu weinen.)

H. Aber wie haben Sie doch, ich bitte Sie, so unüberlegt handeln können? Wenn Sie sahen, wie viel Aufwand Sie in einem Jahre gemacht hatten, so kannten Sie ja leicht überrechnen, wie viel Sie auf vierzig Jahre nöthig hätten, und konnten also leicht einsehen, daß Ihr Vermögen nicht hinreichen würde, so einen grossen Aufwand zu bestreiten.

F. Sie haben Recht! Sie haben Recht, lieber Mann! Aber ich und meine Frau sind in der Jugend verdorben worden. Weil unsere Eltern viel Geld hatten, so bekamen wir von ihnen alles, was wir verlangten. Ja wir bekamen noch mehr als wir verlangten. Wir speisten täglich an einem Tische, der mit acht bis zehn Gerüchten besetzt war, wir bekamen die theuersten Kleider, und wenn wir Besuch geben wollten, mußte allemal eine Kutsche mit zwey raschen Hengsten angespannt werden, um uns zu unsern Freunden zu bringen. Da haben wir uns an eine vornehme Lebensart so sehr gewöhnt, daß wir sie hernach nicht lassen konnten. Und unser Hang zur Eitelkeit war so stark, daß wir nicht vermögend waren ihm etwas zu versagen. Ach, wie glücklich wäre ich itzo; wenn mein Vater ein Taglöhner gewesen wäre! da würde ich bey einem Stück Brod und Wasser vergnügt leben, und diese kleine Reise mit Freuden thun. Aber, ach, lieber Herrmann! Sie glauben es nicht, wie wehe es thut, wenn man in der Jugend gute Bissen gegessen, gute Weine getrunken hat, und immer in der

Kutsche gefahren ist, und im Alter sich an schlechte Kost gewöhnen, und Meilen weit zu Fuße gehen muß.

Herrmann wurde durch diese Erzählung sehr gerührt. Er versprach, daß er nachsinnen wolle, ob er seine Umstände verbessern könne, und bat ihn, sich mit in den Wagen zu setzen, und bey ihm ein Nachtquartier zu nehmen.

Friedrichson sahe ihn wehmüthig an und sagte: werden Sie sich nicht schämen, neben einem Bettler zu sitzen?

Wenn Sie, sagte Herrmann, ihre vorige Lebensart aufrichtig bereuen, und von nun an anfangen sich zu bessern, so werde ich mich ihrer weder itzo noch künftig schämen.

Und so mußte denn Friedrichson sich zu ihm in den Wagen setzen.

Er erzählte noch lange von seiner vorigen Lebensart, und seinem gegenwärtigen Elende, und bat Herrmann: Freund! wenn Sie ihre Kinder lieb haben, so gewöhnen Sie sie nicht zu einer vornehmen Lebensart. Man kann, wenn man eignes Vermögen bekommt, gar leicht der guten Speisen und theuern Kleider gewohnt werden, aber schwer, ach, gar schwer hält es, sich von den Pastetten, an Rüben oder Kraut, von seidnen, an schlechte Kleider zu gewöhnen.

Siebenzehntes Kapitel.

Unter diesen Gesprächen waren sie wieder in die Stadt gekommen, wo Herrmann wohnte. Luischen hatte schon lange am Fenster gelauscht, und ihrer lieben Eltern Ankunft erwartet. Itzo erblickte sie den Wagen. Geschwind war sie herunter an die Thür, und da ihre Eltern und Bruder aus dem Wagen stiegen, fiel sie ihnen um den Hals, weinte, und konnte nichts vorbringen, als: lieber Vater! liebe Mutter! lieber Bruder! Sie küßten sie alle sehr liebreich, und Ludwig brachte ihr eine Melone mit, die er von dem Rector geschenkt bekommen hatte. Darüber hatte das Mädchen gar eine herzliche Freude.

Herrmann ließ sogleich dem armen Friedrichson ein Zimmer anweisen, er aber begab sich mit seiner Familie in seine Wohnstube, und sagte, dieser Abend soll auch ganz für meine Kinder seyn!

Am mehrsten machte er sich nun mit Luischen zu schaffen, und erkundigte sich sehr sorgfältig, wie sie die Zeit, da er abwesend gewesen war, zugebracht hätte. Da erzählte sie ihm alles; brachte die Kleider her, aus denen sie die Flecken hatte waschen lassen, die Wäsche, die sie genäht, und das Schreibe- und Rechenbuch, in welchem sie fertig gemacht hatte, was ihr von ihrem Informator war aufgegeben worden.

Die Mutter sahe die Wäsche durch, und sagte: hast du dieß alles genäht? Nein, liebe Mut-

ter! antwortete sie, Lottchen hat mir geholfen. Hier den linken Ermel hat sie genäht.

Also, fragte der Vater, hast du wohl Besuch gehabt?

L. Ja, lieber Vater! Lottchen ist zweymal bey mir gewesen, und Nachbars Binchen auch einmal.

V. Du bist aber wohl nicht aus dem Hause gekommen?

L. O ja, lieber Vater! ich bin gestern ein paar Stunden bey Lottchen gewesen, meine Frau Muhme hat es mir erlaubt.

V. Es ist doch wohl sonst nichts vorgefallen?

L. Lieber Vater! zürnen Sie ja nicht auf mich! ich habe einen Schaden angerichtet.

V. Und welchen denn?

L. Da spielte ich mit Lottchen und Minchen die blinde Kuh, stieß, weil mir die Augen verbunden waren, an den Tisch, und zerbrach eine schöne Tasse, noch dazu eine Meißner.

V. Du hättest freylich vorsichtiger seyn sollen, aber es ist doch besser, daß du es mir gestehst, als wenn du es geläugnet hättest.

Während dieses Gesprächs war Luischens Frau Muhme in die Stube gekommen, die in Herrmanns Abwesenheit die Aufsicht über das Haus gehabt hatte. Herrmann erkundigte sich auch bey dieser sehr sorgfältig nach Luischens Aufführung. Da gab sie ihm ein Büchelchen, und sagte: Lesen Sie selbst! ich habe alles aufgeschrieben, was in jeder Stunde vorgefallen ist. Er las — und alles, alles traf mit Luischens Erzählung überein.

„Gutes Mädchen! sagte er, du hättest mir Lügen sagen können — aber was würde dir es geholfen haben? Ich würde bald hinter deine Lügen gekommen seyn, und alsdenn hätte ich dir gewiß nicht wieder geglaubt. Denn wer mich einmal belogen hat, dem glaube ich sobald nicht wieder. Du hast mir aber alles so erzählt, wie es gewesen ist, du hast die Wahrheit geredet, und diese **deine Liebe zur Wahrheit macht, daß ich dir künftig immer glauben werde.**"

Hier umarmte er sie, und küßte sie, und ihre Mutter that ein gleiches.

In dieser zärtlichen Umarmung wurden sie überrascht durch einen Fremden, der unvermuthet in das Zimmer trat. Er fiel Herrmannen mit größter Lebhaftigkeit um den Hals, und sagte: O, wie freue ich mich, bester Mann, daß ich, nach so vielen Jahren, Sie endlich wieder an meine Brust drücken kann!

Herrmann wunderte sich nicht wenig über die Zärtlichkeit und Vertraulichkeit dieses Fremden, der ihm ganz unbekannt war.

„Ich weiß nicht, sagte er, ob Sie nicht vielleicht sich in Ansehung meiner irren. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals die Ehre gehabt haben sollte, Sie zu kennen."

„Mich nicht kennen? fragte der Fremde lächelnd, erinnern Sie sich denn nicht des kleinen Alberts, der neben Ihnen in der Schule saß."

Dessen erinnere ich mich wohl. antwortete Herrmann, aber —

Tab VII. pag 110.

Schmid fec:

– deine Liebe zur Wahrheit macht, das ich dir: immer glauben werde.

Aber, Sie werden nicht begreifen können, fuhr der Fremde fort, wie sich der arme Schneiderssohn in einen vornehmen Mann habe verwandeln können?

In der That, sagte Herrmann, ist es mir unbegreiflich, und ich bin sehr begierig, ihre Geschichte zu erfahren. O, setzen Sie sich doch, ich bitte sehr, zu mir, und befriedigen meine Neugier!

Er setzte sich neben ihm auf das Kanapee und erzählte ihm, mit vieler Lebhaftigkeit, seine merkwürdige Lebensgeschichte. „Sie wissen, sagte er, daß mich, nach meines Vaters Tode, mein Pathe zu sich nahm, um mich ein Handwerk lernen zu lassen. Ehe es aber dazu kam, behielt er mich einige Zeit in seiner Bibliothek zu. Ich durchsuchte alle seine Bücher, und wenn ich eines fand, das mir gefiel, so hörte ich nicht eher auf zu lesen, bis ich es geendiget hatte. Meine Begierde, etwas aus den Büchern zu lernen, war so groß, daß ich mich auch die lateinischen Wörter, die darinnen vorkamen, nicht abschrecken ließ. Ich nahm ein lateinisches Wörterbuch, und gab mir alle Mühe, sie aus demselben verstehen zu lernen. War es mir nicht möglich, so fragte ich meinen Pathen. Dieß gefiel diesem lieben Manne so wohl, daß er mich einmal auf seine Stube kommen ließ und fragete: ob ich wohl Lust zum Studiren habe? Ich antwortete, an Lust fehle es mir wohl nicht, aber er wisse ja, daß ich arm sey, und also den Aufwand nicht machen könne, der zum Studiren erfordert werde. Daran, sagte er, soll es nicht fehlen; wenn du nur Lust zum Studiren hast, so will ich dich auf eine Schule bringen und unterhalten. Ich küßte seine

Hände und versicherte, daß mir kein Geschäfte in der Welt so vieles Vergnügen machen werde, als das Studiren.

Er hielt mir von Stund an einen lieben jungen Mann, der mich täglich in der lateinischen Sprache unterrichten mußte, und mich in einem Jahre so weit brachte, daß ich die Schulpforte beziehen konnte.

Da ich wußte, daß ich kein eignes Vermögen hatte, und mir auf nichts Rechnung machen durfte, als was ich durch meine Wissenschaft erwerben würde, so ließ ich mir freylich angelegen seyn, in meinen Schuljahren recht viel zu lernen. Ich merkte genau auf das, was meine Lehrer vortrugen, ich schrieb auf, alles, was mir merkwürdig schien, ich wiederholte es auf meiner Stube, und brachte es bald so weit, daß ich auf die Univerſität nach Leipzig ziehen, und durch Unterweisung der Kinder so viel erwerben konnte, als ich brauchte, um mich drey Jahre daselbst aufzuhalten.

Ich will Sie nicht mit Erzählung alles dessen ermüden, was mir seit dieser Zeit begegnet ist. Genug, ich bin so glücklich gewesen, daß ich der Welt gefallen, und das Amt eines Professors, nebst dem Titel eines Hofraths, einem sehr ansehnlichen Gehalte, in Halle erhalten habe.

„So sind Sie, fragte Herrmann voller Erstaunen, Professor? Hofrath? haben eine ansehnliche Einnahme? Nun, da sehe ich doch, daß es wahr ist, was ich immer geglaubt habe: **Verstand ist besser als Reichthum.** Ich habe heute einen Menschen kennen lernen, der mehr als eine und eine

halbe Tonne Goldes besessen hat, und itzo ein Bettler ist. Und Sie, Sie haben von Ihren Eltern vielleicht keinen halben Gulden bekommen, und haben durch Ihren Verstand sich so eine ansehnliche Einnahme und einen so hohen Rang erworben.„

„Ich bin, mein Lieber! fuhr der Hofrath fort, vollkommen Ihrer Meinung. Wenn man nur durch Fleiß in der Jugend seinen Verstand geübt und ihm nützliche Kenntnisse verschaft hat, so kann man auch sich Geld verschaffen. Wenn ich hingegen des Moguls Schätze hätte, kann ich mir wohl dafür Verstand erkaufen? Wie leicht verliert man auch den Reichthum! Feuer, Uiberschwemmungen, Krieg, Diebstahl, Processe und andere Unglücksfälle, können in kurzen den reichsten Mann arm machen. Aber, wenn mein ganzes Haus niedergebrannt, und all mein Gut durch Wasser weggeschwemmt würde, so bliebe mir doch mein Verstand, den mir niemand rauben kann, wer mir nicht den Kopf einschlägt.“

Achtzehntes Kapitel.

Unterdessen, daß Herrmann sich so mit dem Hofrathe unterredete, besorgte Sophie in einem andern Zimmer eine kleine Abendmahlzeit. Sie hatte schon vorher der Köchin gesagt, was sie zubereiten und auftragen sollte. Itzo war sie hingegangen, um zu sehen, wie ihre Befehle wären befolgt worden. Sie fand die Tafel vollkommen nach ihrem Willen

eingerichtet, nur etwas fehlte — die eingemachten Kirschen.

„Warum, fragte sie die Köchin, habt ihr keine eingemachten Kirschen aufgetragen?“

„Eingemachte Kirschen? eingemachte Kirschen? haben Sie diese verlangt? das habe ich nicht gewußt.“ Dieß antwortete sie, und ihr ganzes Gesicht wurde so roth wie Scharlach.

Sophie befahl, sie noch herbeyzubringen. Dorothee gieng ab, kam aber nicht wieder. Sophie wurde unwillig, gieng ihr nach, und fragte, warum sie die eingemachten Kirschen nicht auftrüge?

„Es sind keine mehr da,“ war die Antwort.

„Keine mehr da? fragte Sophie, ich habe doch die vorige Woche gesehen, daß die Büchse noch halb voll gewesen ist, und seit der Zeit sind ja keine aufgetragen worden.“

Dorothee brachte mancherley vor, um Sophien zu überreden, daß sie sich irre. Da aber Sophie immer selbst ihr ganzes Haus unter der Aufsicht hatte, so war sie ihrer Sache gewiß. Und da niemand, ausser Dorotheen, in die Speisekammer kommen konnte, so konnte sie auch gewiß glauben, daß niemand, als sie, die Büchse ausgeleert habe. Sie sagte ihr also ziemlich ernstlich, daß sie es nur bekennen solle, daß sie die Kirschen verzehrt habe — da mußte sie es gestehen.

„Aber, sagt mir nur, fragte Sophie, wie ihr so unüberlegt handeln und naschen könnt, da es euch doch an nichts fehlet? Ihr bekommt ja von allem, was auf unsere Tafel kommt — warum greift ihr denn nach dem, was euch nicht gehört?“

„Ach, sagte Dorothee, und weinte kläglich, ich habe mir das Naschen als ein kleines Kind angewöhnt. Wenn ich in meiner Mutter Obstkammer gieng, so steckte ich allemal einen Apfel oder eine Birn ein; wenn ich für sie aus dem Würzladen etwas holen mußte, so kostete ich es allemal, ehe ich es ihr brachte. Da bin ich so naschhaft geworden, daß ich nichts sehen kann, wozu ich Appetit habe, ohne etwas davon auf die Seite zu bringen. Ach, vergeben Sie mir, liebe Frau! in meinem Leben soll es nicht wieder geschehen."

„Wie könnt ihr doch, antwortete Sophie, sagen, daß es in eurem Leben nicht wieder geschehen solle, da ihr mir selbst eingestanden habt, daß ihr das Naschen nicht lassen könnt? Ich muß euch vielmehr auf die Probe gestellet haben, ehe ich glauben kann, daß ihr euch gebessert habt. Unterdessen gebt ihr den Augenblick die Speisekammer- und Kellerschlüssel ab: **denn wer naschhaft ist, dem darf nichts anvertrauet werden.**"

Dorothee bat, unter Vergiessung vieler Thränen, daß man sie doch nicht so sehr beschimpfen solle: weil, wenn es nun die andere Magd erführe, daß sie naschhaft wäre, sie deswegen würde verachtet und verspottet werden.

„Ich weiß wohl, antwortete Sophie, daß die Naschhaftigkeit keine Ehre bringt. Aber, was kann ich denn dafür, daß ihr eine so häßliche Gewohnheit angenommen habt? Wenn ihr euch nicht selbst bey Ehre erhalten wollt, so kann ich es auch nicht."

So mußte sie denn die Schlüssel abgeben, und bekam von nun an nichts unter ihre Hände, als was Sophie ihr zugemessen oder zugezählt hatte.

Dieser unangenehme Vorfall hatte Sophien ziemlich unruhig gemacht. Ihre ganze Stirn war mit Runzeln überzogen worden. Sie hielte es aber für unbillig, durch ihren Verdruß ihren lieben Mann und Gast zu beunruhigen, gab sich vielmehr alle Mühe, ihren Unwillen zu verbergen, strich die Runzeln vom Gesichte, gieng zur Gesellschaft, und bat sie, sich zur Mahlzeit einzufinden.

Zugleich fragte sie ihren Mann, ob Friedrichson auch zur Gesellschaft gebeten werden solle?

Herrmann gab ihr aber zu verstehen, daß ihm dieses nicht lieb sey. Man möchte das Essen auf seine Stube schicken, bis er hinlänglich gezeiget habe, daß er gebessert sey.

Man setzte sich zu Tische. Der Hofrath erzählte noch viel Merkwürdiges, daß ihm unter der Zeit, daß er Herrmannen nicht gesehen hatte, begegnet war, und alle hörten ihm aufmerksam zu.

Da man vom Tische aufstund, sagte er lächelnd: das wichtigste habe ich bis zuletzt gespart. Es hat mir zeither zu meiner Glückseligkeit weiter nichts gefehlt, als eine liebe Frau, die meine Haushaltung führte, und bey meinen Geschäften durch ihre Freundlichkeit mich aufheiterte. Die habe ich nun gefunden. Sie ist die Mademoiselle Friedliebin, die einige Häuser weit von ihnen wohnt. Sie reiste vor einiger Zeit, nebst ihren Eltern, durch Halle. Da lernte ich sie kennen, bemerkte bald an ihr, daß sie ein verständiges, geschicktes, sanftes

und gefälliges Frauenzimmer sey, gewann sie lieb, und da ich aus ihrem Betragen gegen mich schloß, daß sie mir auch nicht gram sey, so bat ich ihre Eltern, daß sie sie mir zur Frau geben möchten. Ich erhielt bald ihre Einwilligung, und wir versprachen einander, daß wir unsere Verlobung so lange geheim halten wollten, bis wir die Hochzeit vollziehen könnten.

Dieß wird nach zwey Tagen geschehen. Und da ich an diesem Tage gern recht vergnügt seyn wollte, so möchte ich auch gern alle meine Freunde, vorzüglich Sie, Herr Herrmann! meinen ältesten Freund! der mich schon liebte, da wir noch mit einander den Ball schlugen, nebst ihrer ganzen lieben Familie beysammen sehen. Sie werden meine Bitte doch nicht ausschlagen?

Die ganze Familie freute sich über diese Erzählung, und wünschte dem Hofrathe zu der bevorstehenden Veränderung Glück.

Was aber die Einladung betraf, so sahen sie einander alle an, als wenn jedes das andere hätte fragen wollen: was meinest du dazu? und jedes lächelte dem andern so schalkhaft zu, daß Herrmann gar leicht merken konnte, daß sie alle nicht abgeneigt waren, an der Hochzeit Theil zu nehmen.

Herrmann gab also dem Hofrathe die Hand, und versprach, daß er mit seinem ganzen Hause sich einfinden würde. Und so schieden sie vergnügt von einander.

Neunzehntes Kapitel.

Sophie war zwar keine Freundin vom Putze, und kleidete, besonders ihre Kinder, sehr wohlfeil und ungekünstelt. Wann sie aber bey Feyerlichkeiten sich öffentlich zeigen mußte, so hielt sie es doch dem Wohlstande gemäß, sich in ihrem Anzuge einigermaßen nach dem Geschmacke ihrer Mitbürgerinnen zu richten.

Sie stellte also den folgenden Tag Ueberlegungen an, wie sie ihre und ihrer Kinder Kleidung einrichten wolle; hielt es zwar nicht für nöthig, viele neue Stücke anzuschaffen, fand aber desto mehrers, das einer Aenderung bedurfte.

Luischen bekam bey solchen Gelegenheiten immer auch Geschäfte. Dießmal sollte sie die Falbeln säumen, mit welchen ihr und ihrer Mutter Kleid besetzt werden sollte. Sie war sehr willig dazu, denn wirklich machte es ihr Freude, wenn sie die Aufträge ihrer Mutter ausrichten konnte. Da sie aber die Länge der Falbeln sahe, und hörte, daß sie schon den andern Tag des Morgens fertig seyn sollten, schüttelte sie den Kopf, und sagte: liebe Mutter! das ist nicht möglich, das kann ich in so kurzer Zeit nicht endigen.

„Ich will dir, antwortete die Mutter, einen guten Rath geben, wie du es gar wohl endigen kannst. Du mußt nur beständig seyn, darfst nicht gleich aufhören, wenn es dir einige Mühe macht, und nicht immer von deinem Sitze aufstehen und um-

herlaufen, sondern du mußt heute und morgen nichts anders vornehmen, mußt von deiner Arbeit nicht weggehen, als wenn es nöthig ist. Da gieb einmal Achtung, was du in etlichen Stunden ausrichten kannst, durch **Beständigkeit** kann man unglaubliche Dinge möglich machen."

Luischen lächelte, und sagte, ich will sehen, wie weit ich es bringen kann.

Herrmann beschäftigte sich unterdessen mit ganz andern Gedanken. Er dachte itzo an nichts, als was er mit Friedrichsson anfangen sollte. Nach einer Ueberlegung von etlichen Stunden, faßte er endlich einen Entschluß. Sein Bedienter mußte allerley bringen, in ein Tuch schlagen, und auf den Tisch legen. Da dieses geschehen war, mußte Friedrichson kommen.

Er kam in einer sehr demüthigen Stellung, und stund vor Herrmannen so schüchtern, als wenn er ihn, wegen jedes elenden Kleidungsstückes, das er anhatte, um Verzeihung bitten wollte.

„Ihr Zustand, sagte Herrmann, betrübt mich sehr. Sie können versichert seyn, daß ich recht herzlichen Antheil an ihrem Schicksale nehme. Wenn Sie mir doch nur Vorschläge thun könnten, wie Ihnen zu helfen wäre."

F. Mir helfen? mir helfen? Ach Gott, wenn das noch möglich wäre, daß mir könnte geholfen werden! aber ich sehe keine Möglichkeit.

H. Freylich ist es unmöglich den Aufwand fortzusetzen, den Sie zeither gemacht haben. Denn wenn ich Ihnen auch mein ganzes Vermögen anbieten wollte, so würde dieß doch nur einige Jahre

dauern, hernach würden wir beyde so arm seyn, als Sie itzo sind.

F. O, kränken Sie mich nicht, lieber Mann, mit Vorrückung meiner unverzeihlichen Unbesonnenheit. Ich habe herzliche Reue über mein voriges Betragen. Es kommt mir nicht in den Sinn, daß ich wieder solche Ausschweifungen machen wollte. Ich will mich gerne, gar zu gerne gewöhnen, mit geringer Kost und Kleidung zufrieden zu seyn. Wenn ich doch nur diese bis an meinen Tod hätte! Wenn ich doch nur — nur einige Groschen täglich zur kümmerlichen Erhaltung meines Lebens haben sollte!

H. Wenn Sie sich täglich mit einigen Groschen begnügen lassen wollten — diese könnte ich Ihnen wohl geben. Können Sie sich aber wohl entschließen, Almosen anzunehmen?

F. Almosen! (hier stürzten ihm die Thränen aus den Augen) Almosen! ach, bester Mann! bedenken Sie doch, was es für eine Beschimpfung, was für eine bittere Kränkung es ist für einen Mann, der immer im Ueberflusse gelebt hat, und so, wie ich, gesund ist, und in seinen besten Jahren steht, wenn er vom Almosen leben soll.

H. Ich glaube es freylich. Wie kann man Ihnen aber sonst helfen? Haben Sie Lust zu arbeiten?

F. O, gerne will ich arbeiten, wenn ich nur nicht Almosen nehmen darf. Almosen nehmen ist kein Schimpf für Personen, die alt oder krank sind. Aber ich junger gesunder Mann — wie kann ich Almosen nehmen, ohne mich verächtlich zu machen? und gleichwohl, was soll ich arbeiten? ich habe ja nichts gelernt?

H. Gar nichts? auch nicht Rechnen und Schreiben?

F. Beydes gut. Wer giebt mir aber etwas dafür?

H. Freund! nun sind sie mir noch einmal so lieb. Sie haben sehr gefehlt, aber wie es scheint, sind Sie noch ein ehrlicher Mann. Wenn Sie arbeiten wollen, so bleiben Sie bey mir. Sie sollen täglich etliche Briefe schreiben, und eine kleine Rechnung führen, dafür gebe ich Ihnen jährlich 150 Gulden. Besorgen Sie aber diese Geschäfte pünktlich und ordentlich, so will ich Ihnen bald wichtigere übergeben, und Ihren Gehalt erhöhen. Ja, wenn ich sehe, daß Sie sich zur Arbeit, Ordnung und Sparsamkeit gewöhnen, so glaube ich im Stande zu seyn, es so weit zu bringen, daß Sie nach etlichen Jahren Ihre eigene Handlung anfangen können.

F. Das wollen Sie thun? an mir armen Manne? Mein Leben, meine Ehre wollen Sie retten?

H. Aber ich sehe, daß Sie wegen Ihrer schlechten Kleidung verlegen sind. Sie würden nicht zufrieden werden, wenn Sie in derselben unter der Leute Augen umhergehen sollten; und gleichwohl könnten wohl Jahre vergehen, ehe Sie im Stande wären, sich ordentlich zu kleiden. Hier, Freund! hier in diesem Tuche werden Sie finden, was Sie nöthig habeu. Ich gebe es Ihnen, nicht als ein Almosen, sondern als ein freundschaftliches Geschenk.

Friedrichson schlug das Tuch auf, und war ganz außer sich, da er darinne Wäsche, Tuch zum Kleide und Beinkleider, Strümpfe und alles fand, was er nöthig hatte, wenn er sich wieder mit Anstand in Gesellschaft zeigen wollte.

Er war durch diese **Wohlthätigkeit** so gerührt, daß er nichts vorbringen konnte, als — mein Erretter! mein Wohlthäter! Engel, den mir Gott gesandt hat! Itzo wollte er vor ihm auf die Knie fallen. Aber Herrmann gieng fort und sagte: ich sehe, daß Sie zu sehr zerstreut sind. Fassen Sie sich, und schenken Sie mir bald die Freude, Sie recht glücklich zu sehen.

Gleich vor der Stubenthür begegnete ihm Sophie, die ihn sehr liebreich bey der Hand nahm, und ihn bat, ihr zu Tische zu folgen. Er setzte sich, speiste, sprach aber sehr wenig. Sophie war sehr begierig, die Ursache seines Stillschweigens zu erfahren. Sie that verschiedene Fragen an ihn, erfuhr aber nichts gewisses. Unterdessen waren die aufgetragenen Gerüchte verzehrt, und sie winkt ihren Kindern, daß sie sich nun entfernen könnten.

Kaum waren diese fort, so stund sie auf, und sagte: so will ich doch sehen, ob ich nicht im Stande bin, dich gesprächig zu machen, gieng über ihren Schrank, und holte ein Fläschchen Maderawein, damit ihr ihre Mutter, den Tag zuvor, ein Geschenk gemacht hatte.

Hier, sagte sie, Herrmännchen! hier ist etwas das die Zunge löset. Sie schänkte ihm ein Gläschen ein, er nahm es lächelnd an, und kostete es.

Nu, fragte sie, wie schmekte dieß?

„Gut, sehr gut, liebes Weib! antwortete er, aber ich habe heute etwas geschmeckt, das süsser ist, als der köstliche Wein — das Vergnügen des Wohlthuns habe ich geschmeckt. Ich habe heute Friedrichson geprüft, und gefunden, daß er ein ehrlicher Mann ist. Da habe ich ihn kleiden lassen, habe ihm einige Geschäfte in meiner Handlung aufgetragen, und dafür ein kleines Gehalt versprochen. Wenn er arbeitsam, treu und ordentlich ist, so hoffe ich ihn auch bald dahin zu bringen, daß er seine eigne Handlung anfangen kann. Ach du hättest sehen sollen, wie der Mann gerührt war, er weinte, er wollte vor mir auf die Knie fallen! O Sophie! (hier fiel er vor Vergnügen um ihren Hals) **unter allen Vergnügen ist das süsseste, das Vergnügen des Wohlthuns.** Dieser Wein macht meinem Gaumen einen angenehmen Kützel, der nach einigen Minuten vorbey ist. Aber — wenn ich das Glück haben sollte, Friedrichson zu retten, wenn ich ihn aus einem Müßiggänger, aus einem Bettler, zu einem arbeitsamen Manne machen könnte, der nun ohne Sorgen, sein Auskommen hätte — das wäre eine Freude für mich auf meine ganze Lebenszeit. So oft ich ihn sehe, so würde mein Herz mir sagen, den hast du gerettet, und da würde ich mich allemal so freuen, wie du, wenn das liebe Mädchen zu dir kommt, das du hast erziehen lassen."

Du hast Recht, guter Mann! sagte Sophie, laß uns fortfahren, von unserm Vermögen den Elenden wohlzuthun, so werden wir auch im Alter noch

Freude haben, wenn wir andere Vergnügungen nicht mehr genießen können."

Zwanzigstes Kapitel.

Die Fortsetzung dieses Gesprächs wurde durch einen Ladendiener unterbrochen, den Herrmann seit einigen Tagen bekommen, und dem er verschiedene kleine Geschäfte aufgetragen hatte, um daraus zu sehen, ob er so viel gelernt hätte, als er zu Führung der Handlung wissen mußte. Itzo trat er herein, um Herrmann zu zeigen, was er ausgearbeitet hätte. Es war ein französischer, ein deutscher Brief, und eine kleine Rechnung.

Herrmann sahe es durch und schüttelte den Kopf. Was ist denn dieß für eine Sprache, fragte er, in welcher dieser Brief aufgesetzt ist?

Französisch, antwortete der junge Mensch.

Französisch? fragte Herrmann weiter, dieß hätte ich nicht gewußt, wenn Sie es mir nicht gesagt hätten. Davon verstehe ich ja fast gar nichts. Da ist ja keine Zeile ohne Fehler. Und dieser deutsche Brief — sehen Sie einmal selbst, wie fehlerhaft er geschrieben ist! hunderrt Funt Feffer, vunfzig Funt Muschgate nis — welcher Deutscher wird denn so schreiben? Die Rechnung ist ja auch falsch, Sie haben sich ja um 272 Gulden verrechnet."

Der junge Mensch wurde blutroth, und wußte kein Wort zu seiner Verantwortung hervorzubringen.

Tab. VIII. pag. 125

Schmid fec.

O, wenn ich doch meine vorigen Jahre wieder zurük bringen könnte.

Ich bedaure Sie, fuhr Herrmann fort, Sie sind ein unglücklicher Mensch. Ich kann Sie in meiner Handlung nicht brauchen.

„Ach, lieber Herr Herrmann! rief der junge Unglückliche aus, verstoßen Sie mich doch ja nicht! Ich will gerne recht fleißig seyn, daß ich noch etwas lerne."

"Das hätten Sie eher thun sollen, war die Antwort, Sie sind nicht zu mir kommen französisch Schreiben und Rechnen zu lernen, sondern um meine Handlung zu führen. Da Sie nun dieß nicht können, so sind Sie mir weiter nichts nütze. Kurz, packen Sie heute Ihre Sachen ein, damit Sie mit der morgenden Post wieder abgehen können. Und daß Sie sehen, daß ich Mitleiden mit Ihnen habe, so will ich Ihnen die Reisekosten völlig bezahlen."

Der junge Mensch wollte weiter reden, aber Herrmann gieng fort, ließ ihn stehen, und sagte noch im Weggehen: Sie wissen meinen Entschluß, richten Sie sich darnach!

Da stund nun der arme Mensch, rang die Hände, lief ängstlich die Stube auf und ab und klagte — ach, meine armen Eltern! meine armen Eltern! was werden diese sagen, wenn ich wieder nach Hause komme! die streben vor Gram — haben so viel Geld an mich gewendet — nun hab ich nichts gelernt — bin gänzlich unwissend — o, **wenn ich doch meine vorigen Jahre zurückbringen könnte!** wo ich so vieles hätte lernen können, und die ich wegen meines Leichtsinns und meiner Flatterhaftigkeit nicht benutzet habe!

Sophie fuhr unterdessen fort, Anstalten zu der bevorstehenden Hochzeit zu machen. Und da sie es für nöthig fand, verschiedene Veränderungen an ihrem und ihrer Tochter Kopfputze vorzunehmen, entschloß sie sich, selbst zur Putzmacherin zu gehen, und mit ihr deswegen Unterredung anzustellen. Sie gieng in die neue Straße, in der sie wohnen sollte, und da sie ihr Haus ausgefragt hatte, so gieng sie in dasselbe, und pochte an dem ersten Zimmer an. Herein! rief man mit gräßlicher Stimme. Sie öffnete die Thür — aber wie erschrack sie, als sie einen Mann vor sich sahe, der sie so grimmig anblickte, als wenn er sie erstechen wollte. Es war Herr Harpax, der wegen seines **Geizes** in der ganzen Stadt bekannt war. Er dachte auf weiter nichts, als wie er Geld erwerben wollte, brachte es oft auf ein unrechtmäßige Art an sich, und ob er gleich so viel zusammen gescharret hatte, daß er recht bequem davon hätte leben können, so hatte er es doch so lieb, daß ihn jeder Pfennig dauerte, den er ausgeben mußte. Er behalf sich daher mit der elendesten Kost und Kleidung, und nahm an keinem gesellschaftlichen Vergnügen Theil, das mit einigem Aufwande verknüpft war. Itzo saß er in einer Stube, deren Wände so schwarz, und deren Fußboden so schmutzig war, daß man daraus leicht schließen konnte, daß sie wenigstens in zwey Jahren nicht war gereiniget worden. Sein Anzug war ein zerrissener Schlafrock, dessen eigentliche Farbe man nicht wohl mehr erkennen konnte; auf dem Tische stunden noch die Ueberbleibsel der Mittagsmahlzeit, die in einem Heringe und einem alten Käse bestan-

den hatte. Der übrige Theil des Tisches lag voll Goldstücken, wovon er eben itzo die leichtesten aussuchte, um jemanden damit betrügen zu können.

Mit bebender Stimme sagte Sophie: o mein Herr! ich bitte recht sehr — Was bitten! was bitten! antwortete er, die Betteley hat den ganzen Tag kein Ende. Ich habe es Ihr gestern schon gesagt, wenn Sie ein Pfand hat, soll Sie Geld haben, außerdem bekömmt Sie keines, und wenn Sie mir gleich zu Fuße fiele.

Was meinen Sie, mein Herr? fragte Sophie mit einiger Heftigkeit, glauben Sie, daß ich eine Bettlerin bin, und faßte schon die Thür, um fortzugehen. Da erkannte sie Harpax, und gerieth darüber in große Unruhe.

„O, sie sind, sagte er ängstlich, die Madame Herrmann? Verzeihen Sie mir, daß ich Sie nicht gekannt habe. Es war gestern eine Frau bey mir, die mich um hundert Thaler plagte, der habe ich gesagt, daß sie es nicht bekäme, wenn sie nicht ein Pfand brächte. Da dachte ich, sie wäre es. Man muß ja freylich sein Bischen sauren Schweiß zu Rathe halten, wenn man als ein ehrlicher Mann durch die Welt kommen will. **Ich bin ein recht armer unglücklicher Mann!** keinen Groschen traue ich an mich zu wenden. Schon vor drey Jahren habe ich mir einen neuen Schlafrock kaufen wollen, und es ist noch nicht dazu gekommen. Madame Herrmann! so wahr ich hier vor Ihnen stehe, den vorigen Winter habe ich Hände und Füße erfroren gehabt, weil ich mir kein Holz zu kaufen getrauete, da die Klafter acht Groschen mehr als ge-

wöhnlich kostete. Und nun will alles, was mich ansieht, Geld von mir haben. Ein recht geplagter Mann bin ich. Glauben Sie es mir, Madame Herrmann."

Aber was hilft denn Ihnen ihr Geld, fragte Sophie, wenn Sie keinen Gebrauch davon machen wollen?

„Muß ich denn, antwortete er, nicht für mein Alter sorgen? ich weiß ja nicht wie lange mich Gott leben läßt. Man weiß ja auch nicht, wie die Fälle kommen, ich kann ja bettlägerig werden, und wer giebt mir denn da etwas, wenn ich nichts habe?"

Aber mich dünkt, fuhr Sophie fort, Sie sind ja schon ziemlich alt.

„Eben deswegen, versetzte Harpax, muß ich noch meine letzten Kräfte zusammen nehmen, um einen kleinen Nothpfennig zu erwerben. Ich habe ja auch Kinder, einen Sohn und eine Tochter, denen muß ich doch auch etwas sammeln. Aber, ach: da ist kein Dank zu verdienen. Immer plagen sie mich um Geld. Und was soll ich alter Mann ihnen mein Geld geben? Sie sind ja jung, sie haben ja ihre eignen Haushaltungen, sie können ja sich selbst versorgen. Da ist keine Liebe nicht, ich weiß, daß sie alle Stunden zählen, ehe ich sterbe. Ich armer Mann! von aller Welt bin ich verlassen, meine eignen Kinder haben mich nicht lieb."

Haben Sie ihnen denn, fragte Sophie, schon mit vielem Gelde geholfen?

„Mit keinem Kreuzer nicht, antwortete Harpax. So lange ich lebe, bekommt niemand einen

Heller von mir. Wenn ich todt bin, da mögen sie alles nehmen."

Da dürfen Sie sich aber auch nicht wundern, erwiederte Sophie; wenn ihre Kinder Sie nicht lieben, und Ihren Tod wünschen. Aber können Sie mir nicht sagen, wo ich die Frau Huldrichinn finden kann?

„Sie ist gleich hier in der Nähe, antwortete er lächelnd; wenn Sie sich nur die Treppe hinauf bemühen wollen; rechter Hand auf dem Saale auf Nr. 5. da werden Sie sie finden."

Sophie empfahl sich, und bat ihn ihr zu verzeihen, daß sie ihn in seinen Geschäften gestöret habe. Da sie den einen Fuß zur Thür hinausgesetzt hatte; fragte er, ob er mit einem Glase Wein aufwarten könnte? sie schlug es aber lächelnd aus, und gieng die Treppe hinauf, nach der Stube zu, die ihr Harpax beschrieben hatte.

Hier traf sie ganz andere Wirthschaft an. Sie kam in ein Zimmer, das zwar nicht prächtig aufgeputzt, aber doch durchgehends reinlich war, und wo sich alles in der besten Ordnung befand. Am Tische saß die Frau Huldrichinn, sehr reinlich gekleidet, und neben ihr zwey liebe freundliche Töchter. Alle waren damit beschäftigt, einen Kopfputz zu verfertigen.

Sophie wurde sehr liebreich empfangen, und unterredete sich mit der Frau Huldrichinn wegen des Kopfputzes, den sie ihr verfertigen sollte. Sie bewunderte ihre Ordnung, ihre Geschicklichkeit, und ihren und ihrer Töchter Fleiß.

Ja, sagte diese, das ist das Erbtheil, das ich von meiner lieben Mutter bekommen habe.

Dieß muß, antwortete Sophie, eine sehr vortrefliche Frau gewesen seyn, ich möchte sie wohl gekannt haben.

„Sie war auch eine vortrefliche Frau, fuhr die Frau Huldrichinn fort, wenn es gleich meine Mutter gewesen ist, so muß ich es ihr doch im Grabe nachrühmen. Sie hatte ein sehr ansehnliches Vermögen, das sich wohl auf zwanzigtausend Gulden belaufen mochte. Aber sie sagte immer zu mir: Friederike! Friederike! verlaß dich nicht auf mein Geld! denn Geld ist eine gar vergängliche Sache. Lerne etwas, daß du ein geschicktes Mädchen wirst, so kannst du einmal mit deiner Geschicklichkeit dich nähren, wenn du um dein Geld kommen solltest. Sie ließ mich deswegen in allen weiblichen Geschäften unterrichten, ich mußte nähen, spinnen, stricken, flicken, kochen, kurz, alles lernen, was eine künftige Haushälterin wissen muß. Bey ihrem Vermögen hätte ich nicht nöthig gehabt, zu arbeiten; keine meiner Freundinnen, die doch zum Theil nicht einmal so reich waren, als ich, ich war die einzige Tochter, pflegte zu arbeiten, aber ich mußte doch täglich etliche Stunden zur Arbeit anwenden. Ach, noch danke ich ihr diese gute Erziehung im Grabe. Sie starb sehr frühzeitig, sie war kaum sechs und dreißig Jahre alt, da sie starb. Ich bekam bald einen Mann, er war von hier gebürtig, ließ sich aber zu Kassel, wo meine Mutter gewohnt hatte, nieder. Er trieb die Handlung, aber ach! so unglücklich, daß er nach ungefähr acht Jahren

einen völligen Bankerut machte, in dem ich mein sämmtliches Vermögen einbüßte. Diesen Verlust überlebte er nicht gar lange; denn er starb bald darauf an einer auszehrenden Krankheit. Der liebe Mann! er war nicht älter, als sechs und dreißig Jahre. Er hinterließ mir nichts als diese zwey Töchter. Ich war ihre einzige Versorgerinn, und wußte doch nicht, wovon ich sie versorgen sollte. Ich wendete mich hierher, weil man mir Hoffnung gemacht hatte, daß ich von der väterlichen Verlassenschaft meines verstorbenen Mannes noch etwas zu erwarten hätte. Da ich aber hier ankam, empfieng ich nicht mehr als ungefähr fünfzig Thaler, davon ich mein und meiner Kinder Leben ein halbes Jahr kümmerlich erhielt. Itzo dachte ich an die Rede meiner lieben Mutter, „wenn du einmal um dein Vermögen kommen solltest, so kannst du dich mit deiner Geschicklichkeit ernähren." Ich fieng also an zu nähen, zu stricken, weiblichen Putz zu verfertigen, und führte meine Töchter zu diesen Geschäften an. Eine alte Frau, der ich einige Gefälligkeiten erwiesen hatte, war sehr geschäftig, unsere Arbeiten zu verkaufen, und meine Geschicklichkeit bekannt zu machen. Da bekam ich bald so viel zu arbeiten, daß ich nicht alles annehmen konnte, was mir aufgetragen wurde. Und so habe ich denn seit etlichen Jahren so viel erworben, daß ich niemals Mangel gelitten habe, niemals habe sorgen dürfen. Ich lebe itzt so vergnügt, und fast noch vergnügter, als da ich noch reich war. Mein Geld ist verlohren, aber **meine Geschicklichkeit, die mir meine Mutter beygebracht hat, habe**

ich noch, und die ernähret mich und meine Kinder."

Sophie war ausnehmend vergnügt, daß sie eine so liebe, vernünftige und rechtschaffene Frau hatte kennen lernen; sie umarmte und küßte sie und ihre lieben Kinder, und ermunterte sie, daß sie immer bey diesen Gedanken bleiben, und sich immer mehrere Geschicklichkeit zu erwerben suchen sollten, so würden sie gewiß weder Mangel leiden noch sorgen dürfen. Zugleich bat sie die Frau Huldrichinn auf das liebreichste, ihr künftig ihre Liebe und Freundschaft zu schenken: weil sie gegen ein so geschicktes und vernünftiges Frauenzimmer, wenn es auch gleich arm wäre, weit mehr Hochachtung trüge, als gegen ein anders, das zwar viel Geld, aber keine guten Eigenschaften hätte.

Das Gespräch wurde durch ein leises Klopfen an der Thüre unterbrochen. Herein! rief die Huldrichinn. Die Thür öffnete sich, und ein armes Weib trat herein, das wie der Jammer aussahe.

„Erbarmen Sie sich über mich! liebe Frauen! erbarmen Sie sich, sagte sie, ich bin ein gar armes Weib. In meinem Leben habe ich niemanden um Wohlthaten angesprochen, aber itzo — itzo kann ich nicht weiter, ich muß um Ihre Barmherzigkeit bitten. Mein Mann, der ein Schneider ist, hat mich und meine Kinder viele Jahre, mit seiner Arbeit genährt, aber seit vier Wochen ist er schon krank und kann nichts mehr verdienen. Ich kann auch nichts verdienen, denn ich muß ihm Tag und Nacht warten. Ich habe sechs lebendige Kinder, die wollen alle Tage Brod, und der arme kranke Mann

will Arzney und bisweilen ein Labsal haben, und ich weiß keinen Rath zu schaffen. Da war ich eben itzo bey einem Manne, der im untern Stockwerk wohnet. Ach, das war ein unbarmherziger Mann! Man sollte nicht meinen, daß es solche Leute auf der Erde gäbe. Er gab mir nicht nur nichts, sondern er schalt mich auch noch aus, und hieß mich ein faules und lüderliches Weib, das ihr Vermögen im Brantwein vertrunken hätte. Ach das schmerzt! das schmerzt! Es thut schon wehe genug, wenn man Noth leiden muß. Wenn aber andre Menschen vor der Noth ihr Herz verschließen, oder uns wohl gar deswegen Vorwürfe machen, das ist unerträglich."

„Warum, fragte Sophie unwillig, seyd ihr denn nicht zu mir gekommen, und habt euch mir entdeckt? euer Mann hat ja lange für mich gearbeitet, und ich habe ihn immer als einen ehrlichen und geschickten Mann gekannt. Und solche Leute dürfen durchaus keine Noth leiden. Wenn sie auch durch Krankheit und andre Widerwärtigkeiten bisweilen in Kummer gesetzt werden, so ist doch gewiß jeder gute Mensch, der sie kennt, bereit sie zu unterstützen. Von nun an, liebes Weib! könnet ihr täglich in mein Haus kommen, und abholen, was ihr zur Erhaltung eurer Kinder und Verpflegung eures Mannes für nöthig haltet. Und hier — hier ist etwas, um vors erste die nöthigen Ausgaben bestreiten zu können."

Sie drückte ihr einige Speciesthaler in die Hand, die Huldrichinn gab ihr auch einen Gulden,

und sogar die Kinder nöthigten sie, ein paar Groschen von ihrem Taschengelde, anzunehmen.

Die Frau war vor Freuden außer sich. Bin ich, sagte sie, unter Engeln oder Menschen? Ach! nun sehe ich doch, daß es noch gute Leute auf der Welt giebt. Ach was für Freude werde ich bey meinem Manne und meinen Kindern anrichten, wenn ich nach Hause komme! tausend, tausend Dank, für ihre Barmherzigkeit, liebe Frauen! Der liebe Gott vergelte es Ihnen tausendfältig, was Sie an mir thun!

Sie gieng fort und die Gesellschaft sahe ihr mit nassen Augen nach.

Sophie schied auch bald von der Huldrichinn, versicherte sie nochmals ihrer Freundschaft, und daß sie sich sehr glücklich schätze, daß sie zu ihr gekommen wäre, weil sie nicht nur bey ihr eine so würdige Frau habe kennen lernen, sondern auch Gelegenheit gefunden habe, so viele leidende Menschen zu erfreuen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Da Sophie nach Hause kam, traf sie bey ihrem Manne einen Fremden an, der nach N. gekommen war, um dem Hochzeitfeste seines Freundes, des Hofrath Alberts beyzuwohnen, und der Hermannen besuchte, weil er ihm von dem Hofrathe, als ein sehr rechtschaffener Mann, war gerühmt worden.

Es war ein Professor der lateinischen Schulen, der zugleich Präfect war, aus einer benachbarten Kreisstadt. Er war eben im Begrif fortzugehen, weil er, wie er sagte, noch verschiedene Geschäfte zu besorgen habe. Herrmann ließ ihn zwar gehen, weil er sah, daß er nicht bleiben konnte, doch mußte er ihm erst versprechen, daß er bald wieder kommen und eine kleine Abendmahlzeit mit ihm einnehmen wolle.

Da er fort war, fragte Ludwig höhnisch: „aber, lieber Vater, warum nöthigen Sie denn so sehr einen so einfältigen Mann? Bey dem Manne könnte ich keine Viertelstunde aushalten. Er hatte ja gar keine Lebensart. Mit den Füssen gieng er einwärts, die Schultern hiengen vorwärts, er hatte einen Rock, so altmodisch, wie ihn gewiß kein vernünftiger Mensch mehr trägt, und hatte überhaupt einen Anstand, wie ein Bauer.“

„Ludwig! Ludwig! antwortete Herrmann, übereile dich in deinem Urtheile nicht! Dieser Mann, ob er gleich äußerlich einen schlechten Anstand hat, kann doch ein sehr vernünftiger Mann seyn, der sehr, sehr vieles Gutes stiftet. Wenn du diese Fehler an dir hättest, so wärest du sehr zu tadeln, weil ich schon viel an dich gewendet habe, und dir beständig Gelegenheit verschaffe, mit Leuten, die eine feine Lebensart haben, umzugehen, um deine Sitten zu verfeinern und dir einen guten äußerlichen Anstand zu verschaffen. Wahrscheinlicher Weise hat aber dieser Mann dieß alles nicht gehabt. Vielleicht hatte er Eltern, die nichts auf ihn wenden konnten, vielleicht ist er aufgewachsen auf der Studier-

stube, ohne Gelegenheit zu haben, mit vielen Menschen umzugehen. Und itzo hat er wahrscheinlicher Weise so viele Schularbeit, daß ihm keine Zeit mehr übrig bleibt, an die Verfeinerung seines Anstandes zu denken."

Ludwig konnte dieß nicht glauben, und sagte, was will doch so ein Mann wißen? Was will doch so ein Mann für Gutes stiften?

Herrmann hätte ihm gern geantwortet, und ihm seine Unbesonnenheit verwiesen, aber Herr Friedrichson trat eben in das Zimmer und unterbrach das Gespräch. Er war auch mit zur Abendmahlzeit gebeten, und von Herrmannen mit Kleidern vors erste so versehen worden, daß er mit Anstand in der Gesellschaft erscheinen konnte. Er wollte wieder anfangen, seinem Wohlthäter für seine Wohlthätigkeit zu danken. Dieser fiel ihm aber in die Rede, und sagte: kein Wort mehr hiervon, lieber Mann! Der beste Dank, den Sie mir geben können, und den ich von Ihnen erwarte, ist dieser, daß Sie sich alle Mühe geben, ein recht fleißiger und ordentlicher Mann zu werden. Denn wenn Sie dieß nicht würden, so wäre ja alles umsonst, wenn ich auch noch mehr an Ihnen thun wollte.

Friedrichson versicherte, daß er gewiß alle seine Kräfte anwenden wolle, um ein solcher Mann zu werden, mit dem er zufrieden seyn könnte. Er brachte zugleich einige Arbeit hervor, die er den Tag über verfertiget hatte, zeigte sie Herrmannen, und bat ihn anzuzeigen, ob er wohl damit zufrieden sey? es waren ein paar französische und deutsche Briefe, und eine ziemlich weitläufige Rechnung. Herrmann

sah alles durch und fand sehr wenig dabey zu erinnern. Beyde waren darüber ausnehmend vergnügt, und Friedrichson konnte nicht Worte genug finden, seine Freude auszudrücken, die er darüber empfände, daß er aus dem Elende herausgerissen und zugleich in Thätigkeit sey gesetzt worden. Er sagte sogar, daß er glaube, künftig bey einer thätigen Lebensart weit vergnügter zu seyn, als ehmahls, da er im Ueberflusse, in beständiger Zerstreuung und immerwährendem Müssiggange, lebte.

Itzo kam der Professor zurück. Friedrichson gerieth bey seiner Ankunft in Bestürzung. Er schwieg etliche Minuten still, und sah ihn starr an. Endlich sagte er: um Vergebung, sind sie nicht Herr Gutmann?

Ja, antwortete der Professor, ich bin es. Woher habe ich denn die Ehre Ihnen bekannt zu seyn?

Haben Sie nicht, fuhr Friedrichson fort, ehmals im Friedrichsonschen Hause zu Prag informiret?

Ja, vor ohngefähr sechs und zwanzig Jahren, gab der Professor zur Antwort.

Da sprang Friedrichson auf, fiel ihm um den Hals und rief: „bester Mann! mein Wohlthäter! erinnern Sie sich nicht mehr des kleinen Friedrichsons, den Sie ehemals unterrichtet haben? der bin ich. **Sie sind mein Erhalter, mein Versorger!** mein ganzes Glück muß ich Ihnen zuschreiben. Sie sind —

Da kam ein Bedienter und meldete, daß die Tafel gedeckt sey, und die Gäste erwartet würden. Friedrichson mußte also abbrechen, nahm seinen lie-

den Lehrer sehr freundlich bey der Hand, und gieng mit ihm in das Speisezimmer.

Während der Mahlzeit sprach aber Friedrichson von nichts, als von dem Unterrichte, den er in seiner Jugend von dem Professor Gutmann genossen habe.

„Ich erinnere mich, sagte er, noch gar wohl, wie redlich Sie mit mir gehandelt haben. Wie manche Stunde haben Sie mich ermahnt, daß ich fein fleißig seyn, und meine Jugendzeit recht gut anwenden sollte, Sie stellten mir immer vor, wie verachtet und unglücklich ein Mensch sey, der in der Jugend nichts gelernt habe! Wäre es nach meinem Sinne gegangen, so hätte ich gar nichts gethan als gespielt und gelärmt. Wenn Sie kamen, und mich vom Kegelplatze oder vom Ballspiele abriefen, und mich nöthigten, in ihre Stunden zu gehen — o da war ich vielmals böse auf Sie, und wünschte, daß Sie aus unserm Hause weg seyn möchten. Sie kehrten sich aber nicht daran, und fuhren immer fort mich zu ermuntern, daß ich doch wenigstens Rechnen, Schreiben und Französisch lernen sollte. Ich habe auch manche Züchtigung von Ihnen ausstehen müssen. Da dachte ich immer, Sie wären ein böser Mann. Aber nun lieber Mann! nun sehe ich es vollkommen ein, daß fast kein Mensch in der Welt mir so viel Gutes gethan hat, als Sie. Ich muß es Ihnen nur sagen. Mein ganzes Vermögen ist dahin, meiner Frauen Vermögen ist nicht mehr, ich habe einen reichen Vetter geerbet, davon ist auch nichts mehr da. Aber was Sie mich gelehrt haben, das Rechnen, das Schrei-

ben, das Französische, das habe ich noch, das schaft mir itzo Brod. Mein Wohlthäter! Dank! Dank! für jede Stunde, da Sie mich unterrichtet, für jede Ermunterung, für jede Züchtigung, die Sie mir gegeben haben!"

Der Professor Gutmann war durch dieß Gespräch des Herrn Friedrichson sehr gerührt worden. Er sagte: „es ist mir doch eine ungemeine Freude, wenn Sie glauben, daß ich zu Ihrem Glücke etwas beygetragen habe. Dieß ist aber auch die beste Belohnung, die wir Lehrer für unsere Arbeiten bekommen, daß wir doch bisweilen das Vergnügen erleben, zu sehen, daß wir damit Gutes gestiftet haben. Lehrerarbeit ist gar eine saure Arbeit. Die Kinder sind insgemein leichtfertig, und machen uns durch ihren Muthwillen vielen Verdruß. Sie sind auch oft so unverständig, daß sie glauben, man meine es böse mit ihnen, wenn man sie zur Arbeit anhalten will. Und die Erwachsenen belohnen uns auch oft gar zu schlecht. Wenn die Kinder etwas lernen, so schreibt man es ihren guten Köpfen zu, und wenn sie nichts lernen, so wird uns die Schuld davon beygemessen. Unsere Besoldung ist insgemein sehr kümmerlich, und reicht kaum zu, uns und unsere Familie zu ernähren. Wenn man denn unter solchen Umständen ein verdrüßliches Ansehen bekommt, und sich nicht so gut als andere kleiden kann, die bey weniger Arbeit im Ueberflusse leben, so wird man wohl noch verachtet, und als ein Mann verspottet, der keine Lebensart hätte. Herr Friedrichson! Herr Friedrichson! wenn man nicht bisweilen die Freude hätte, zu sehen, daß man etwas

Gutes ausgerichtet hätte; man müßte unter seinem Kummer erliegen."

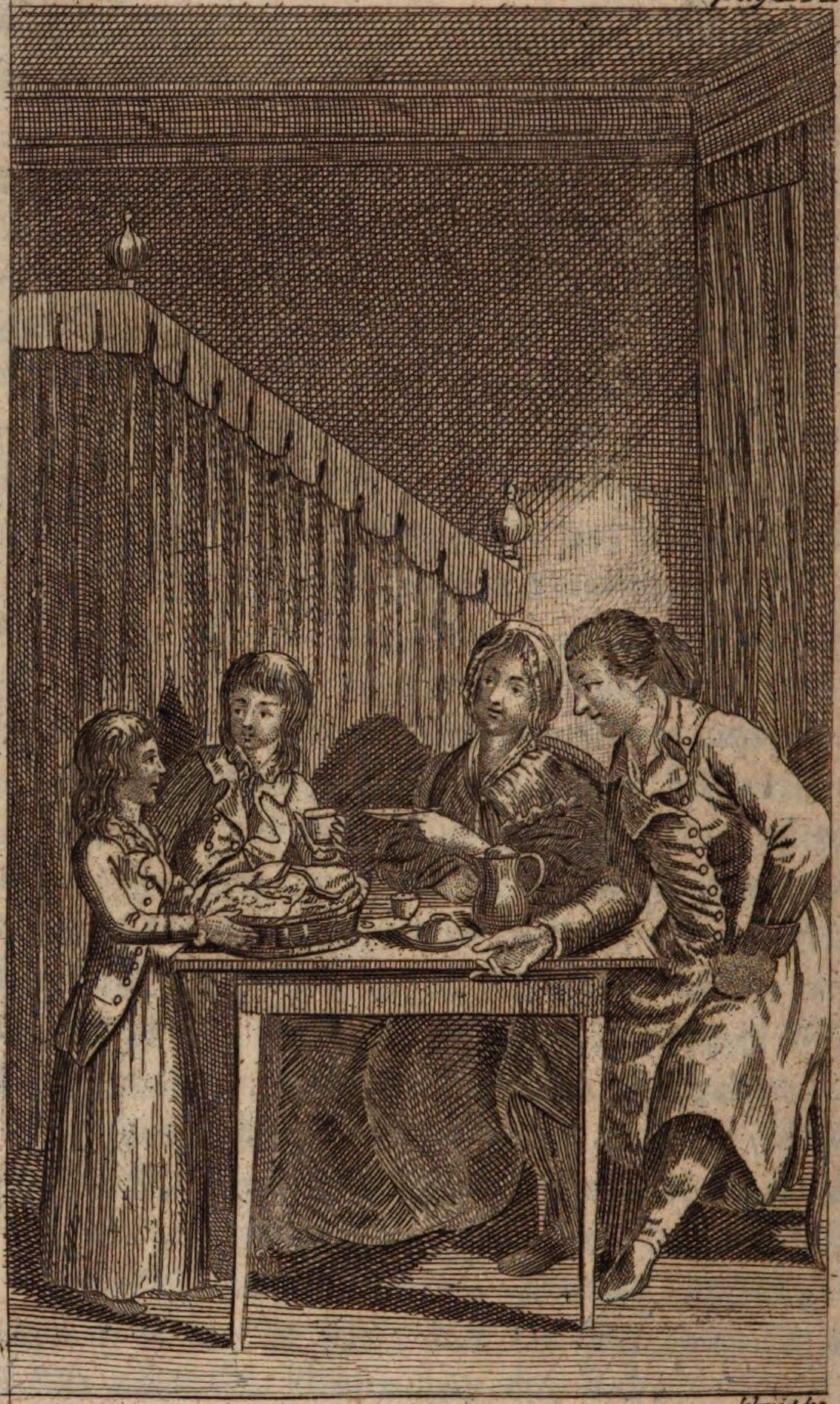
Hier konnte es Ludwig nicht länger aushalten. Er stund von der Tafel auf, trat in einen Winkel und weinte. Sein Vater gieng ihm nach, und erkundigte sich nach der Ursache seines Weinens. „Ach! sagte er, **ich habe diesen lieben Mann mit Unrecht getadelt**, das dauert mich gar zu sehr. Er ist ja gar ein vernünftiger Mann, der so viel Gutes gestiftet, und so schlecht belohnt wird. Wenn ich doch wüßte, wie ich es wieder gut machen sollte."

„Sein Vater suchte ihn zu beruhigen, und beredete ihn, sich wieder zu Tische zu setzen, gab ihm aber auch dabey die ernstliche Erinnerung, daß er künftig doch ja mit seinem Tadel vorsichtig seyn möchte. Die brauchbarsten Männer hätten bisweilen einen schlechten Anstand. Und manche, die außerordentliche Feinheit in ihrem Betragen zeigten, wären doch nur unwissende und boshafte Leute. Man dürfe auch nicht gleich einen Menschen wegen eines und des andern Fehlers verspotten, denn er könne dem ohngeachtet noch viel Gutes an sich haben."

Da gieng den Ludwig wieder an den Tisch, schmiegte sich aber immer an den Professor an, nahm seine Hand, streichelte sie, küßte sie, und sahe ihn so wehmüthig an, als wenn er sagen wollte, es dauert mich gar zu sehr, daß ich über einen so guten und nützlichen Mann gespottet habe.

Die Gesellschaft gieng, nachdem Rector Gutmann noch einiges von den Beschwerlichkeiten des Lehramtes gesagt hatte, auseinander. Herrmann und Friedrichson küßten den Professor, und ermun-

Tab: IX. pag. 141.



Durch Beständigkeit kann man unglaubliche Dinge möglich machen

terten ihn, in seinen Arbeiten unverdrossen fortzufahren. Ludwig aber sahe ihn an und sagte: darf ich Sie nicht auch küssen? Da küßte ihn der Professor etlichemal gar herzlich, und Ludwig hieng wohl eine Minute an seinem Halse und weinte.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Den andern Tag, da die Familie frühstückte, ereignete sich gar ein vergnügter Auftritt. Niemand war freundlicher als Luischen. Sie schmunzelte immer um ihre Mutter herum und blinzelte, indem sie die Milch trank, immer den Vater an.

Luischen, sagte Herrmann, du bist gewiß sehr gut gewesen, weil es dir so wohl ist. Kann wohl seyn, antwortete sie, und schlich in das Nebenzimmer.

Bald darauf brachte sie in einem Tischkörbchen die Falbeln, die ihr den vorigen Tag ihre Mutter zu säumen gegeben hatte. Sie setzte sie auf den Tisch, und sagte: Sie haben wohl recht, **durch Beständigkeit kann man unglaubliche Dinge möglich machen.** Sehen Sie! da sind die Falbeln, die ich gestern zu säumen bekam. Ich konnte nicht glauben, daß ich sie fertig bringen würde, aber durch Beständigkeit, durch anhaltende Arbeit habe ich es doch möglich gemacht. Ists nicht wahr, Mutter? wenn ich alle Augenblicke von meinem Stuhle weggelaufen wäre, hätte gespielt, hätte

zum Fenster hinausgesehn, da wäre ich noch nicht halb mit meiner Arbeit fertig. Das habe ich aber nicht gethan. Ich bin nicht von meinem Platze gegangen, als so lange ich speisete. Ich hörte etlichemal Italiener unter dem Fenster ihre Waaren ausrufen, ich hatte große Lust nach ihnen zu sehen; das liebe Brüderchen da wollte mich auch ein paarmal zum Spiel verführen. Ich bin aber immer beständig geblieben. Ach, Mütterchen, wie ist mir nun so wohl!"

Sophie umarmte sie, und lobte ihre Beständigkeit.

„Ja, fuhr sie fort, ich habe eine rechte Freude, daß ich mit der Arbeit fertig bin. Wenn ich noch so viel zu thun hätte, da würde ich immer verdrüßlich seyn. Da würde ich immer denken, wenn ich doch nur fertig wäre! wenn ich doch nur fertig wäre! und wenn ich etwa gar nicht fertig worden wäre, da würde ich mich ärgern, aber so — da bin ich so vergnügt, und so oft ich an Ihrem und meinem Kleide die Falbeln sehen werde, werde ich wieder neue Freude haben. Das will ich aber merken. Wenn ich künftig einmal eine Arbeit anfange, so will ich nicht eher ruhen, bis ich sie geendiget habe."

Herrmann bezeugte sein Vergnügen gleichfalls über Luischens Betragen, und ermahnete seine Kinder, daß sie doch ja in allen ihren Arbeiten recht anhaltend und beständig seyn und nicht verdrüßlich werden sollten, wenn es ihnen auch bisweilen etwas sauer würde. Auf diese Art würden sie ein recht vergnügtes Leben führen. Denn wenn man

auf Arbeit dächte, die noch zu thun wäre, so würde man allemal unmuthig; wenn man aber viel Arbeit geendiget hätte, so wäre man so vergnügt, wie itzo Luischen.

Die Kinder versprachen es zu thun, und die Familie gieng aus einander, Luischen mit ihrer Mutter, Herrmann in die Schreibstube, Ludwig aber zu seinem Informator.

Dieser hatte ihn schon seit ein paar Minuten im Gartenhause erwartet, wo er ihn täglich, nebst zwey andern Kindern, zu unterrichten pflegte.

Der Informator pflegte es mit seinen kleinen Schülern immer so zu halten, daß sie, in einem schriftlichen Aufsatze, ihm anzeigen mußten, was sie den Tag zuvor aus seinem Vortrage gemerkt hatten. Dadurch schafte er ihnen nicht nur Gelegenheit, das, was sie gelernet hatten zu wiederholen, sondern er konnte auch immer erfahren, wer flatterhaft gewesen wäre.

Der kleine Erich mußte seinen Aufsatz zuerst aufweisen, und dieser war so eingerichtet, daß der Informator recht wohl damit zufrieden war. Er hatte den Tag zuvor seinen Schülern die verschiedenen Arten der Insekten kennen gelehrt, und ihnen gezeigt, was für einen mannichfaltigen Nutzen sie hätten. Dieß alles hatte Erich recht gut gemerkt und aufgeschrieben. Er erzählte von den verschiedenen Nahrungsmitteln, die diesen Thierchen wären angewiesen worden, von ihren merkwürdigen Verwandlungen, von ihrem Aufenthalte im Winter, wie viele Vögel von ihnen lebten, und wie manchen Nutzen der Mensch von ihnen zöge.

Der Informator bezeugte hierüber ein grosses Vergnügen, und sagte: „ich sehe wohl, daß du deine Gedanken, während des Unterrichts, auf meinen Vortrag, und hernach, bey dem Niederschreiben, auf deinen Aufsatz gerichtet hast. Du bist **aufmerksam** gewesen. Fahre doch ja fort dich in der **Aufmerksamkeit** zu üben, richte deine Gedanken immer auf das Geschäft, das du treibst, und auf das Vergnügen, das du genießest. Du gehst z. E. durch einen Garten, so richte deine Gedanken immer auf das, was zunächst um dich ist, auf die Bäume, Blumen, Gräser, die um dich wachsen, auf die Vögel, Schmetterlinge, Bienen, die um dich herumfliegen, kurz, auf alles, was um dich her vorgeht. Da gieb einmal Achtung, was für ein Mensch du werden wirst! Du wirst alle Tage mehr lernen, alle Tage klüger werden, und alle deine Geschäfte werden dir so gut gerathen, wie dieser Aufsatz. Von allen Seiten wird dir das Vergnügen entgegenströmen, weil du alles Schöne und Angenehme bemerken und fühlen wirst, das in jedem Bissen, den du genießest, in jeder Blume, die du siehst, in jedem Vogel, den du singen hörest, zu finden ist.

Hierauf holte der Informator ein Buch herbey, das in einem schönen englischen Bande gebunden war, in welches er alles Gute zu schreiben pflegte, was er an seinen Schülern bemerkte, und zeichnete ein: **den dreyßigsten August hat Erich mir einen sehr starken Beweis von seiner Aufmerksamkeit, durch einen sehr wohl gerathenen Aufsatz, gegeben.**

Da lächelte Erich.

Nun brachte Ludwig seinen Aufsatz bey, der war bey weitem so gut nicht gerathen. Er hatte nicht nur viele Anmerkungen seines Lehrers weggelassen, sondern auch verschiedenes ganz falsch niedergeschrieben. Von den Maykäfern z. E. hatte er gesagt, daß sie ihre Eyer auf die Bäume setzten, und von den Spinnen, daß sie erst eine zeitlang Nymphen wären.

Der Informator wurde darüber sehr verdrüßlich, und sagte: du bist gewiß sehr flatterhaft gewesen, du hast deine Gedanken weder auf meinen Vortrag, noch auf deinen Aufsatz gerichtet, sondern hast sie bey ganz andern Dingen gehabt. Ist es nicht wahr? Hab ich es nicht errathen? sag aufrichtig! wo hast du deine Gedanken gehabt?

Ludwig schlug beschämt seine Augen nieder, und sagte: ich soll morgen mit zur Hochzeit gehn, bey dem Hofrath Albert. Da hat mir die Hochzeit immer im Sinne gelegen. Immer dachte ich wie schön es da sey! was für Gesellschaft ich da finden, wie ich da spielen und tanzen würde.

„Das dachte ich wohl, sagte der Informator. Nun lieber Ludwig, lege den Fehler der **Flatterhaftigkeit** ja beyzeiten ab, und laß deine Gedanken nicht bey abwesenden oder zukünftigen Dingen umherschwärmen! sonst, sonst wird gewiß nichts aus dir. Du wirst sehr wenig lernen, deine Geschäfte werden alle so übel ausfallen, wie dieser Aufsatz, ja du wirst nicht einmal im Stande seyn, Vergnügen zu genießen. Du wirst Speise und Trank nehmen, und nicht schmecken, wie angenehm es

ist, du wirst durch Gärten und Fluren und Wälder wandeln, und nichts von ihren Schönheiten empfinden, wenn du deine Gedanken nicht darauf richtest. Armer Ludwig!"

Ludwig sah ihn wehmüthig an.

Hab ich nicht Recht? sagte der Informator.

„Ja wohl haben Sie Recht, antwortete Ludwig. Ich habe gestern gar nichts thun können. Ich wollte auf dem Klavier spielen, aber keinen Takt konnte ich herausbringen, denn meine Gedanken waren nicht dabey. Vor Begierde, auf der Hochzeit zu seyn, habe ich gestern zu Mittage das Essen fast ungekäuet hinuntergeschluckt, und nicht geschmeckt, was ich gegessen habe."

„Da ist es, fuhr der Informator fort, wahrhaftig sehr weit mit dir gekommen. Ich muß dieß aufzeichnen, damit ich es merke, und sehen kann, ob du diesen Fehler ablegen wirst. Denn dieser Fehler muß durchaus weg; wenn etwas aus dir werden soll. **Aus einem flatterhaften Menschen wird niemals etwas Tüchtiges.**

Ludwig sahe den Informator mit so jämmerlichem Blicke an, als wenn er sagen wollte: lieber Herr Informator! verzeihn Sie mir nur dießmal, es soll nie wieder geschehen!

Der Informator aber kehrte sich nicht daran. Er holte wirklich ein schwarzes Buch, in welches er die Fehler seiner Schüler einzutragen pflegte, und schrieb ein: **den dreyßigsten August, hat Ludwig durch einen sehr schlechten Aufsatz bewiesen, daß er sehr flatterhaft sey.**

Ach das kränkte Ludwigen gar sehr. Denn das schwarze Buch, sowohl als das im englischen Bande, wurde von seinem Vater alle Wochen einmal durchgesehen.

Nun kam die Reihe an den dritten Knaben, welcher Karl hieß. Dieser hatte aber gar keinen Aufsatz verfertiget. Als ihn der Informator fragte, warum er so nachläßig gewesen wäre? entschuldigte er sich damit: sein Vater und seine Mutter hätten den gestrigen Nachmittag eine Lustreise auf das Land gethan, er habe sie begleiten müssen, und habe also gar keine Zeit zu Verfertigung des Aufsatzes gehabt.

Das ist gewiß eine Unwahrheit! gab ihm der Informator zur Antwort.

Nein wirklich nicht, sagte Karl, und weinte bitterlich. Sie können meinen Vater selbst fragen lassen, wenn Sie mir nicht glauben wollen.

„Es könnte ja wohl seyn, fuhr der Informator fort, daß du mit deinem Vater verreist gewesen wärest. Wenn es Erich oder Ludwig sagten, so glaubte ich es ihnen ohne weiteres Bedenken, denn ich weiß, daß diese immer die Wahrheit reden. Wie kannst du denn aber verlangen, daß ich dir glauben soll, da du mich schon belogen hast? Erst vorige Woche sagtest du mir, du hättest deinen Aufsatz nicht verfertigen können, weil du für deinen Vater habest arbeiten müssen. Ich ließ mich bey ihm erkundigen, und erfuhr, daß es nicht wahr sey. So weiß ich also, daß du ein Lügner bist: wie kann ich denn einem Lügner glauben? Wer

einmal gelogen hat, dem glaubt man nicht leicht wieder."

Da mußte denn das schwarze Buch her. Und obgleich Karl mit Thränen versicherte, daß er dießmal die Wahrheit geredet habe; so wurde doch eingeschrieben: **den dreyßigsten August hat Karl seinen Aufsatz nicht geliefert. Er hat sich zwar damit entschuldiget, er habe mit seinem Vater verreisen müssen; ich habe ihm aber nicht glauben können, weil ich weiß, daß er ein Lügner ist.**

Wenn ich ein ganzes Vierteljahr hindurch, setzte der Informator hinzu, dich nicht wieder auf einer Lüge ertappe, so will ich dir wieder glauben.

Nach geendigter Lehrstunde suchten sich die kleinen Männerchen noch im Garten ein Vergnügen zu machen. Ludwig führte seine Freunde zu dem Platze hin, der ihm von seinem Vater war angewiesen worden, und zeigte ihnen die Blumen und Küchengewächse, die er auf demselben gebauet hatte. Er fieng alsdenn an, den Saamen, der an seinen Sommergewächsen reif worden war, einzusammeln, das Unkraut auszuraufen, und verschiedene andre kleine Gärtnerarbeiten vorzunehmen, und seine Freunde halfen ihm. Da sie etwas ermüdet waren, so zerstreuten sie sich im Garten, der ziemlich groß war, und weideten ihre Augen an den mannichfaltigen Gewächsen, die in demselben wuchsen.

Itzo schlug die Glocke zwölf. Dieß war die Stunde, da Herrmann zu speisen pflegte, und da alle seine Hausgenossen bey Tische sich einfinden mußten. Ludwig sagte es Erichen, und deutete ihm

Tab. X. pag. 148.

Schmid fec.

Wer einmal gelogen hat, dem glaubt man nicht leicht wieder.

an, daß sie sich wohl nun würden trennen müssen. Er suchte Karln auf, um auch diesem es zu sagen, der war aber nirgends zu finden. Sie riefen beyde, so laut sie konnten, Karl! Karl! aber da war kein Karl weder zu hören, noch zu sehen.

Sie konnten also nichts anders glauben, als daß Karl schon nach Hause gegangen seyn müsse, giengen deswegen aus dem Garten heraus und schlossen ihn zu. Erich gieng nach Hause und Ludwig in das Speisezimmer.

Karl war aber nicht nach Hause gegangen. Er hatte sich, um seine Freunde zu vexiren, in eine Laube versteckt, und glaubte, daß sie sich ängstigen, und nicht eher aus dem Garten gehen würden, bis sie ihn gefunden hätten. Da er aber niemanden mehr rufen hörte, so besorgte er doch, daß man ohne ihn fortgehen möchte. Er gieng also aus seinem Schlupfwinkel hervor, sahe sich nach seinen Freunden um, konnte aber keinen finden. Er rief Erich! Ludwig! aber niemand antwortete ihm. Da lief er nach der Gartenthüre zu. Ach! die war verschlossen. Nun fieng ihm an Angst zu werden. Er rief wehmüthig, bald Erich, bald Ludwig, bald Herr Herrmann! bald rief er die Namen von Herrmanns Hausgenossen. Wie konnte dieß aber gehört werden, da alles zu Tische war?

Da es nun nicht anders war, da er unmöglich die Thür öffnen, über die hohe Mauer nicht kommen, auch niemanden herbeyrufen konnte, so hätte er am besten gethan, wenn er ganz stille gewesen wäre, und ganz gelassen gewartet hätte, bis jemand vorbey gegangen wäre. Das that er aber

nicht, er wurde **ungeduldig.** Und ohnerachtet niemand an seiner Einsperrung Schuld war, als er selbst, so sahe er sich doch um, ob er nicht jemanden fände, dem er seinen Unwillen fühlen lassen könnte. Da er niemanden sahe, so ließ er seinen ganzen Unwillen an der armen unschuldigen Gartenthüre aus. Er stampfte gegen dieselbe, so stark er er nur konnte, und sie würde gewiß gesprungen seyn, wenn sie nicht von recht dicken Bohlen gewesen wäre. Zwanzigmal hatte er schon an die Gartenthür gestampfet, ohne daß sie nachgegeben hatte. Da wurde er immer erboster. Er biß die Zähne zusammen, sammelte alle seine Kräfte und stampfte noch einmal. Aber ach weh! was ist das? sein Fuß blieb an der Thür hängen, und er fieng ein erbärmliches Geschrey an. Einen großen Nagel, den der Tischler umzuschlagen vergessen hatte, als er die Thüre verfertigte, hatte er sich mit solcher Heftigkeit in den Fuß gestossen, daß er beynahe durch und durch gegangen war. Da hieng nun der kleine ungeduldige Mensch, und konnte nicht wieder loskommen. Er versuchte einigemal den Fuß wegzuziehen, es that aber allemal so wehe, daß er den Versuch wieder einstellen mußte. Nun vergieng ihm alle Bosheit. Das Blut lief zum Schuh heraus, der Körper ruhete auf einem Fuße und der andre war fest an die Thür geheftet.

In dieser betrübten Stellung hatte er bereits eine Viertelstunde zugebracht. Er fieng nun an blaß zu werden, seine Schenkel und alle seine Glieder zitterten, und er würde gewiß in Ohnmacht gesunken seyn, wenn nicht zum größten Glücke eine

von Herrmanns Mägden vor dem Garten vorbey gegangen wäre. Da rief er kläglich: ach helft mir!

Die Magd erschrack über diese Stimme, lief geschwinde in das Haus zurück, holte den Gartenschlüssel, und riß mit großer Heftigkeit die Thür auf. Da riß sie zwar den Nagel aus Karls Fuße, es verursachte ihm dieß aber einen so heftigen Schmerz, daß er wirklich wie ohnmächtig niedersank. Die Magd lief erschrocken zu ihrer Herrschaft und meldete ihr, daß Karl halb tod im Garten läge. Da kam Herrmann und seine ganze Familie herbey gelaufen.

Der traurige Anblick erregte anfänglich bey einem jedem Mitleiden. Da aber Herrmann sich erkundigte, wie es eigentlich mit seiner Verwundung zugegangen sey, und von ihm erfuhr, daß er sich dieselbe selbst zugezogen habe, gab er ihm eine sehr nachdrückliche Erinnerung. „Mein Sohn! sagte er, dein Leiden ist eine Folge deiner **Ungeduld**. Wenn uns etwas Widriges begegnet, so darf man ja darüber nicht böse werden, sondern muß geruhig überlegen, wie man der Sache abhelfen will. Kann man nicht, so muß man gelassen abwarten, bis die Umstände sich ändern. Denn **durch Ungeduld macht man die Sachen immer schlimmer.** Hättest du ganz geruhig gewartet, bis jemand vor den Garten vorbey gegangen wäre, den du um Befreyung aus deiner kurzen Gefangenschaft hättest bitten können, so wäre dein Fuß noch unverletzt.

Es wurde hierauf sogleich nach einem Wundarzte geschickt, der die Wunde zwar verband, aber auch dabey die Achseln zuckte, und sagte, der kleine

Ungeduldige würde wohl wenigstens drey Wochen unter der Kur bleiben müssen.

Drey Wochen? sagte Karl. Ach, was für ein thörichter Mensch bin ich! Ich habe nicht ein Viertelstündchen im Garten aushalten wollen, nun muß ich drey Wochen, vielleicht noch länger, unter den größten Schmerzen, auf der Stube bleiben.

Die Sache war nun einmal geschehen und konnte nicht geändert werden. Er würde zu seinen Eltern gebracht, und mußte gegen vier Wochen als ein Lahmer auf der Stube sitzen. Wenn seine kleinen Freunde im Garten sich vergnügten, mußte er sich seine Wunde reinigen, und Balsam darein tröpfeln lassen. Ah weh! der brannte wie Feuer. —

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Der größere Theil des folgenden Vormittags wurde, bey Luischen, auf die Anlegung ihres Putzes verwendet. Erst wurde eine steife Schnürbrust gebracht, in welche man ihren Leib so stark preßte, daß sie kaum Odem holen konnte. Dann wurde sie den Händen des Friseurs übergeben. Dieser wickelte das Haar, das sonst in natürlichen Locken um ihren Hals und Busen flog, in Papiere, dann nahm er ein heißes Eisen und brennte es. Das arme Luischen bebte wie Espenlaub, weil sie beständig besorgte, der Friseur möchte mit dem heißen Eisen dem Kopfe zu nahe kommen. Nun wur-

den die Papiere wieder herausgerissen, das Haar wieder ausgekämmt, wieder verwirrt, einige Büschel Werg und Pferdhaar auf den Kopf gelegt, das Haar darüber gezogen und mit Pomade überstrichen. Zehnmal fragte Luischen wohl, ob denn der Friseur nicht bald fertig sey? Aber sie bekam immer zur Antwort, sie müsse Geduld haben. Nach dreyviertel Stunden erlaubte ihr endlich der Friseur aufzustehen. Aber fertig war sie noch nicht. Sie mußte nun noch auf den Saal gehen, ein Tuch umhängen, und sich mit Puder bestauben lassen. Und nun nachdem sie noch einige Minuten darauf gewendet hatte, ihr Gesicht von dem Unrathe zu reinigen, mit welchem es war überstäubt worden, hatte sie das Vergnügen, in ihrem Spiegel ein recht niedlich frisirtes Köpfchen zu sehen. Da blinzelte sie. —

Die Mutter und zwey Mägde beschäftigten sich damit, ihr die Schuh, Poschen, ein langes seidnes Kleid und andern Putz anzulegen.

Nachdem dieß alles geschehen war, auch Sophie, Herrmann und Ludwig, sich so gekleidet hatten, daß sie mit Anstand in einer Gesellschaft erscheinen konnten, wo sehr viele sich beeiferten, andere, in Ansehung der Kostbarkeit des Anzugs, zu übertreffen, so setzten sie sich in einen Wagen, der sie nach dem Hochzeithause fuhr.

Hier trafen sie eine Gesellschaft an, die sich gegen vierzig Personen belief, davon jede ihr bestes Kleid angezogen hatte. Selbst der Rector Gutmann hatte eine neue Perucke auf, und ein Kleid an, das er an hohen Festtagen anzulegen pflegte.

Die Gesellschaft erwartete die Zurückkunft des Hofraths und seiner lieben Braut, die bey dem Altare einander versprachen, daß sie einander lebenslang lieben, warten und pflegen wollten. Itzo kamen sie zurück, druckten sich einander die Hände und freuten sich, daß nun jedes in dem andern einen Freund gefunden habe, mit dem es die Leiden und Freuden des Lebens theilen könnte. Und die ganze Gesellschaft freuete sich mit, und wünschte, daß sie Lebenslang glücklich seyn möchten.

Der Hofrath entfernte sich, kamm aber bald zurück, und führte an seiner Hand einen alten eisgrauen Mann, dessen Gesicht durch das Alter ganz mit Runzeln überzogen war, aber doch weit mehr Heiterkeit hatte, als man von seinen Jahren hätte erwarten sollen.

„Sehen Sie hier, sagte er zur Gesellschaft, meinen Vater! Meinen leiblichen Vater kann ich Ihnen nicht mehr vorstellen, dieser ist schon lange von der Erde gegangen. Aber dieser wohlthätige Mann hat, gleich nach meines Vaters Tode, die Stelle eines Vaters bey mir vertreten. Er hat (hier liefen ihm die Thränen über die Backen) mir nicht nur Unterhalt und Kleidung verschaffet, sondern auch dafür gesorget, daß ich Unterricht bekommen habe. Mein Amt, meine Einnahme, meine liebe Braut, alles habe ich ja durch dieses lieben Mannes Güttigkeit.“

Er wurde wehmüthig, küßte seine Hand, und die Wehmuth ließ ihn nicht weiter reden.

Seine Braut trat auch herzu, drückte ihm die Hände und sagte: würdiger Mann! so empfange

ich also aus Ihren Händen meinen lieben Bräutigam —

Die ganze Gesellschaft wurde gerührt, zumal da der Hofrath fortfuhr und sagte: Freunde, wenn wir heute vergnügt sind, so müssen wir es diesem meinem Wohlthäter zuschreiben.

Dieser Wohlthäter war der Advokat Lebrecht, des Hofraths Pathe, der dafür gesorgt hatte, daß er studiren konnte. Dieser wurde auch wehmüthig, verbarg sein Gesicht hinter das Schnupftuch, weinte und sagte, „ich habe ja nicht mehr gethan, als was jeder ehrliche Mann würde gethan haben, wenn er in meinem Umständen gewesen wäre. Aber ich freue mich doch, daß ich in meinen alten Tagen noch das Glück erlebe, Personen zu sehen, zu deren Glück ich etwas beygetragen zu haben scheine.“

Seine Knie wankten, und er schien sich nach einem Stuhle umzusehen, auf dem er sich setzen könnte. Der Hofrath merkte es, und führte ihn in ein Nebenzimmer, wo er sich mit ihm auf ein Kanapee setzte. Hier druckte er ihm wieder die Hände und rühmte von neuem seine Wohlthätigkeit. „Verzeihen Sie mir, wohlthätiger Mann! sagte er, daß ich öffentlich Ihre Wohlthaten gerühmet habe. Ich weiß, daß Sie das Gute, welches Sie thun, immer vor der Welt zu verbergen suchen. Aber mein Herz war so voll, daß ich mein ganzes Glück aus Ihren Händen empfangen hatte, daß ich nicht schweigen konnte. O mein lieber Herr Pathe! Ich habe Ihnen meine Dankbarkeit nur mit Worten bezeuget, möchte ich im Stande seyn, Ihnen durch die That zu beweisen, daß ich das Gute

nicht vergessen habe, das Sie einst an mir gethan: möchte ich es doch einigermassen vergelten können!„

Der gute Alte schwieg und seufzte.

„Beßter Mann! fuhr der Hofrath fort, kann ich Ihnen mit etwas dienen, so geben Sie mir nur einen Wink. Machen Sie mir doch an diesem meinem Hochzeittage die Freude, daß ich dankbar seyn kann.“

„Ich brauche nichts mehr, antwortete Lebrecht. Ich habe nur kurze Zeit noch zu leben. Aber mein Schwiegersohn, der Professor Gutmann — der hat grosse Sorgen. Sein ältester Sohn soll auf Michaelis die Universität beziehen, und der arme Mann weiß nicht, wovon er ihn erhalten soll. Könnten Sie ihm nicht etwa ein Stipendium verschaffen?“

„Ein Stipendium? fuhr der Hofrath auf, Freytisch? er soll nicht nur ein Stipendium, sondern auch Wohnung, und alles, was er bedarf, bey mir finden. Hier, mein Beßter! hier ist meine Hand, ich nehme ihn mit nach Wien, und sorge für ihn, wie für meinen Sohn. Meine Umstände sind so beschaffen, daß ich so etwas gar wohl thun kann.“

Der Alte wollte eben anfangen seine Freude über dieses Versprechen auszudrücken, als Herrmann in das Zimmer trat, Er umarmte den Hofrath, und sagte: vortreflicher Mann, ich bitte mich ferner zu Ihren Freund anzunehmen. Ich habe Sie schon hochgeachtet, wegen Ihrer Gelehrsamkeit, nun aber schätze ich sie doppelt hoch, da ich sehe, daß Sie in Ihren glücklichen Umständen, sich

noch an die Wohlthaten erinnern, die Sie in Ihrer vorigen Dürftigkeit genossen haben. **Dankbarkeit ziert den Menschen mehr als Gelehrsamkeit!**

Der Hofrath führte nun diese zwey lieben Gäste zur Tafel, die sehr reichlich besetzt war. Er schien aber an alle den Leckerbissen, die vor ihm stunden, nicht so vieles Vergnügen zu finden, als an den Gesprächen mit seinem Wohlthäter. Dieser mußte den obersten Platz einnehmen, so sehr er sich auch weigerte, und er, als Bräutigam, setzte sich neben ihm.

Nach etlichen Stunden stund die Gesellschaft auf, um sich durch eine kleine Bewegung von dem Ueberdrusse zu erholen, den sie durch das lange Sitzen bekommen hatte. Sie zerstreute sich in verschiedene Zimmer, und jeder wählte den Gesellschafter, der ihm der liebste war, und plauderte und scherzte mit ihm.

Die Kinder traten auch zusammen, und vereinigten sich mit einander dahin, daß sie ihr Vergnügen im Garten suchen wollten. Es waren ihrer zehen, die der Hofrath deswegen zusammen gebetten, daß sie an ihrer Eltern Vergnügen Theil nehmen sollten. Da sie alle der heißen Luft überdrüßig waren, die sie nun etliche Stunden, im verschlossenen Zimmer, hatten einathmen müssen, so sehnten sie sich nach der frischen Luft, wie das Täubchen nach dem Bade. Itzo gieng es die Treppe hinunter nach dem Garten zu. Es wurden mancherley Spiele vorgeschlagen. Die Knaben verlangten, daß ein Wettlaufen angestellt werden sollte,

und da sie den größten Theil der Gesellschaft ausmachten, so wurde ihr Vorschlag angenommen. Luischen kam dabey schlecht zurechte. Die Poschen, die Schnürbrust, das lange Kleid, alles war ihr im Laufen sehr hinderlich. Sie hatte kaum angesetzet, so wurde ihr der Odem zu kurz, sie bekam Seitenstechen, und mußte mitten auf der Laufbahn stille stehen, um Odem zu schöpfen. Es wurde das zweytemal ausgelaufen, sie nahm alle ihre Kräfte zusammen, um andern zuvorzukommen, da blieb sie mit der einen Posche an einem Rosenstocke hängen, und riß ein großes Loch in ihr Kleid. Das drittemal wurde ausgelaufen, und ein Ast verwickelte sich in die Frisur, und richte sie fast ganz zu Grunde. Die übrigen Mädchen hatten fast gleiches Schicksal.

Da wurde sie verdrüßlich, und gieng bey Seite, um in der Stille ein Sträuschen für sich und ihre Mutter zu sammeln Sie sahe etliche schöne Blumen stehen, und bückte sich, um sie zu pflücken. Aber auch dieses konnte sie nicht, ohne viele Mühe, thun, weil die steife Schnürbrust ihr Schmerz verursachte, so oft sie sich bücken wollte.

Voller Unwillen schlich sie sich von der Gesellschaft weg, um ihre Mutter aufzusuchen. Sie fand sie bey dem Eingange des Gartens, bat sie, ihr Haar wieder in Ordnung zu bringen, und das Loch zu verbergen, das sie in ihr Kleid gerissen hatte.

Liebe Mutter! fragte sie alsdenn, werden wir nicht bald wieder nach Hause gehen?

Unter sechs bis acht Stunden, erwiederte die Mutter, dürfen wir noch nicht an das Abschiedneh-

Machen Sie ja, das ich bald aus diesem ängstlichen Anzuge heraus kome.

men denken. Warum sehnest du dich aber so sehr nach Hause? Du hast ja hier Gesellschaft und Zerstreuungen?

„Was hilft mir denn aber das alles: sagte Luischen, wenn ich es nicht geniessen kann? Wenn ich meine leinenen Kleider anhätte, und hätte mein Hütchen auf, da wollte ich lustig seyn, da wollte ich hüpfen und springen, aber in diesem Anzuge bin ich ja wie eine Gefangene. Bald stechen mich die Haarnadeln, bald drückt mich die Schnürbrust. Wenn ich springen will, da bleibe ich bald mit der Frisur, bald mit dem Kleide hängen. O liebe Mutter! **machen Sie ja, daß ich bald aus diesem ängstlichen Anzuge herauskomme!**"

„Armes Mädchen! antwortete Sophie, du dauerst mich. Ich weiß wohl, daß Poschen, lange Kleider, Schnürbrust und Frisur, Kindern sehr beschwerlich sind, und daß du in denselben nicht so vergnügt und lustig seyn kannst, als du wünschest. Deswegen habe ich dich zeither mit allen diesen Dingen verschonet. Aber heute — da du dich in einer so großen geputzten Gesellschaft zeigen wolltest, da konnte es nicht anders seyn. Gieb dich zufrieden! morgen um diese Zeit ist alles überstanden, da will ich dir dein Haar wieder auskämmen, dein weisses Hütchen wieder aufsetzen, und deine leinenen Kleider anziehen lassen."

Wenn es doch nur schon morgen wäre! fuhr Luischen fort.

Es ist aber noch nicht morgen, antwortete Sophie. Sey Geduldig, gehe wieder zur Gesellschaft,

und nimm dich ja in Acht, daß du nicht etwa durch verdrüßliches Wesen auch andre verdrüßlich machst!

Luischen versprach es, gieng wieder zur Gesellschaft, und zwang sich, recht vergnügt zu seyn, ob sie gleich Kopfschmerzen und Beklemmung am Herzen hatte.

Sie suchte sich Brigittchen, eines Reichen Rathsherrn Tochter, zur Gesellschafterin aus, schlang freundschaftlich ihren Arm um den ihrigen, und sagte: kommen sie meine Liebe! lassen Sie uns in dem Garten herumspazieren! Das laufen will sich doch nicht recht zu unsern Kleidern schicken.

Da zog das **hochmüthige** Mädchen ungestüm ihren Arm zurück, und sagte: nehmen Sie sich doch in Acht, daß Sie mein Kleid nicht zerdrücken!

Bey diesen Worten hob sie den Kopf in die Höhe, drückte die Unterkehle hervor, und zog, den Mund hönisch, als wenn sie sagen wollte, ein so geringes Mädchen, wie Luischen wäre, dürfe ihr nicht zu nahe kommen.

„Der Stof zu meinem Kleide, fuhr sie fort, ist sehr kostbar. Die Mama hat ihn für mich von der Messe kommen lassen, daß ich doch etwas vor den gemeinen Bürgersmädchen voraus hätte. Denn ich bin doch vom Stande, und es ist unausstehlich, wenn man Bürgersmädchen sehen muß, die Leuten vom Stande alles nachthun wollen. Ich bekam zu diesem Kleide auch diese Steinschnallen. Sehen Sie, die hat der fürstliche Juwelirer verfertiget. Welcher Goldschmid hat den Ihre Schnallen gemacht? Da ist ja nicht für einen Pfennig Geschmack drinne. Ich würde sie einmachen, wenn ich vor dem Fürsten

im Concert singe. Denn das wissen Sie doch, daß ich singe? o prächtig singe ich. Der Graf Rheinfeld, der die vorige Woche bey uns speiste, sagte, ich hätte eine recht englische Stimme. Er sprach auch lange mit mir französisch, und versicherte, ich spräche wie eine gebohrne Französin."

Sie redete Luischen französisch an, und da ihr diese antwortete, fuhr sie fort: wo haben Sie denn Ihr Französisch gelernt? Sie haben ja eine ganz falsche Aussprache. Ich glaube der Graf verstünde nicht ein Wort, wenn Sie mit ihm sprechen wollten. Nächstens will ich auch das Italienische anfangen. Das ist nicht schwer, in sechs Monaten muß ich es können. Denn das ist mir alles Kinderspiel. Wenn ich es kann, so wird mich mein Papa wohl an den Hof bringen, ich habe ihn schon lange darum gebeten. Denn bey den Bürgersleuten ist gar keine Lebensart, und ich muß fürchten, daß ich alles wieder verlerne, wenn ich oft mit ihnen umgehe."

Luischen konnte das närrische Geschwätz nicht länger aushalten. Sie sahe sich ängstlich nach einer Gelegenheit um, von ihr wegzukommen. Da erblickte sie Fräulein Lottchen, die in einem Nebenwege auf sie loskam. Geschwind lief sie von Brigittchen weg, auf Fräulein Lottchen los, umarmte sie und fragte, ob sie nicht mit ihr im Garten herumspaziren wollte? Gar gerne, antwortete diese. Und gleich schwengten sie sich, und liessen Brigittchen mit ihrem reichen stofnen Kleide stehen.

Was machen Sie denn, sagte Fräulein Lottchen, bey dem albernen Mädchen?

O, sagte Luischen, wie froh bin ich, daß ich von ihr weg bin. Die thut ja als wenn sie allein klug wäre, und betrachtet alle andere Menschen wie einfältige Leute.

„Ja! ja! antwortete Fräulein Lottchen lächelnd, sie hat es mir auch so gemacht. Ich kenne sie schon. Sie spricht von nichts als von ihrer Klugheit, ihren schönen Kleidern, und ihrem Stande, und verachtet alle Leute, und alles was andre haben. Es ist wahr, sie hat etwas gelernt, ihr Vater hat auch Geld, aber Verstand hat sie doch wirklich nicht, denn sonst würde sie nicht immer davon reden. Ich würde sie lieb haben. Weil sie aber immer thut, wie wenn ich gar nichts gegen sie wäre, so lasse ich die Närrin gehen."

Die übrige kleine Gesellschaft versammelte sich bald um diese zwey Mädchen, und alle versicherten, daß Brigittchen eine hochmüthige Närrin wäre. Laßt sie gehen! sagte Ludwig, ein so kluges Frauenzimmer gehört nicht in unsere Gesellschaft. Sie könnte auch leicht den Stof zerdrücken, der bey ihrem Kleide ist. Wer spielt das Ringspiel mit?

Ich! ich! riefen alle. Und alle liefen nach den Bänken, die mitten im Garten stunden, zu, setzten sich, und fiengen das Ringspiel an.

Das war nun das rechte Spiel. Da konnten doch die Mädchen mitmachen, ohne daß ihnen ihre Frisur und Kleider wären hinderlich gewesen. Jedes Kind mußte etwas Merkwürdiges erzählen, ein Räthsel, einen Reim und ein Sprüchwort vorbringen, und wer nicht gleich etwas vorzubringen wußte, mußte ein Pfand geben. Da gab es nun et-

was zu scherzen und zu lachen, und die Gesellschaft wurde bald so vergnügt, daß man ihr Lachen durch den ganzen Garten hören konnte.

Die hochmüthige Brigitte, die sich von alle diesem Vergnügen ausgeschlossen sahe, hätte vor Aergerniß vergehen mögen. Sie gieng im Garten mit gravitätischen Schritten auf und ab, und sahe sich um, ob sie nicht jemand einladen wolle. Aber niemand wollte sie bemerken. Sie gieng sogar vor der Gesellschaft vorbey, und spielte mit einem silbernen Etui, und glaubte, man würde sie anrufen, und seine Bewunderung darüber bezeugen. Statt dessen aber flisterten sich die kleinen Persönchen etwas in das Ohr, und brachen in ein lautes Gelächter aus.

Brigitte merkte wohl, daß man sich über sie lustig gemacht habe, gieng zornig fort, wurde blutroth, und fieng sogar an vor Bosheit zu weinen.

Da begegnete ihr ihr Vater, der ein sehr vernünftiger Mann war. Und du weinest? fragte er, ist dir denn etwas Widriges begegnet?

„Das Lachen, antwortete sie, möchte mir ja wohl vergehen. Die Kinder dort haben doch gar keine Lebensart. Da sitzen sie zusammen und spielen und lachen, mich haben sie aber ausgeschlossen. Ich mache mir nichts daraus. Denn sie treiben doch nur Possen. Aber da ich vor ihnen vorbey gieng, lachten sie mich gar aus. Ist das nicht ungezogen, Papa?“

Recht, sagte der Vater, ist es freylich nicht, aber du hast sie vielleicht mit etwas beleidiget?

„Ich? war die Antwort, mit gar nichts. Ich wollte mir wohl die Mühe geben und mich einlassen

mit solchen — (sie verbiß das Wort, das sie auf der Zunge hatte). Ich erzählte ihnen von meinen Kleidern, von meinem Singen, von meinem Französischen, und daß ich bald an den Hof kommen würde. Da wendeten sich die Närrinnen alle mit einer spöttischen Miene von mir weg. Habe ich denn da etwas Unrechtes gethan?

„Brigitte! Brigitte! sagte der Vater, du bist sehr einfältig. Wenn dich die Leute lieb haben, und gern bey dir seyn sollen, so mußt du nicht immer von dir und deinen Vorzügen reden, denn das verdrüßt sie. Du mußt lieber das Gute aufsuchen, das andre an sich haben, und es loben, das hören sie gern. Wundre dich doch ja nicht, daß du bist ausgelacht worden. Wenn zu mir ein Mann käme, der von nichts als sich selber sprechen, und sich anstellen wollte, als wenn ich in seinen Augen nichts wäre, ich müßte ihm ja selber in das Gesicht lachen. Denn ein **hochmüthiger Mensch ist allemal lächerlich.** Und wenn du deinen Hochmuth nicht ablegst, so gehe an den Hof, oder wohin du willst, du wirst allenthalben ausgelacht werden.“

Er führte sie aus dem Garten weg, gab ihr noch nachdrückliche Verweise, und sagte sogar, daß er ihr ihre schönen Kleider würde ausziehen lassen, und sie vom Hofe auf immer entfernen müssen, wenn er sähe, daß sie dadurch eine Närrinn würde.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Die übrigen Kinder spielten aber vergnügt fort, und sie wurden noch lustiger, da die Pfänder ausgelöset wurden. Jedes, dessen Pfand heraus kam, bekam von dem andern einen possirlichen Auftrag. Bald mußte es dreyerley Dinge, die man ihm vorsagte, zusammenreimen, bald die Reime ausfüllen, davon man ihm die letzten Worte gegeben hatte, bald die Aehnlichkeiten anzeigen, die zweyerley Dinge, die ganz verschieden zu seyn schienen, z. B. ein Karpen und die Lerche, mit einander hätten, bald mußte es sich von jedem einen guten Rath geben lassen. Da sie nun alle ganz gute Kinder waren, so nahm sich ein jedes sehr sorgfältig in Acht, daß es nicht etwa dem andern etwas aufgäbe, wodurch es könnte beleidiget werden. Und so wurde beständig die Fröhlichkeit der Gesellschaft erhalten, und alle Augenblicke neue Veranlassung zum Scherze und Lachen gegeben.

Wer weiß wie lange die Kinder noch gespielt hätten, wenn sie nicht wären unterbrochen worden. Die Dämmerung fiel ein, und einige sprachen schon davon, daß man sich ein Licht wolle geben lassen, und das Spiel im Gartenhäuschen fortsetzen. Aber da wurde auf einmal ein Strich durch die Rechnung gemacht, indem ein Bedienter kam und meldete, daß man sie bey Tische erwarte.

Schon wieder essen? fieng Ludwig unwillig an. Ich wollte, daß man uns nichts zu essen gäbe, und

uns erlaubte, diesen Tag unter uns vergnügt zu seyn. Sie mußten aber doch fort, weil der Bediente erinnerte, es würde Unordnung geben, wenn sie von der Tafel zurückbleiben wollten.

Man setzte sich also wieder zu Tische, und die mehresten Gäste aßen von allen Speisen, die ihnen angeboten wurden, wenn sie auch gleich keinen Appetit hatten. Nur Herrmann, der Hofrath und einige andere, schoben die mehresten angebotenen Speisen zurück, und suchten ihr Vergnügen in Gesprächen mit ihren Nachbaren.

Diese Gespräche wurden aber bald unterbrochen, da einer aus der Gesellschaft aufstund, das Glas in die Höhe hob, und ausrief: es lebe Braut und Bräutigam hoch! und die mehresten dazu ein Weinglas ausleerten. Nur einige wenige, unter denen auch Herrmann war, setzten das Glas an den Mund und genossen nur etliche Tropfen.

Nun wurden alle Augenblicke neue Gesundheiten ausgebracht, bey denen die mehresten jedesmal ein Glas ausleerten. Die Verständigsten aus der Gesellschaft kehrten sich aber nicht daran, sondern tranken so viel, als sie glaubten, daß ihnen dienlich sey.

Ein gewisser junger Mann, der so unglücklich war, daß er glaubte, es wäre eine Ehre, wenn man recht viel trinken könne, bemerkte, daß Herrmann bey einer Gesundheit, die von ihm war ausgebracht worden, sein Glas nicht ausgetrunken hatte.

„Nun Herr Herrmann, fragte er spöttisch, was soll denn das seyn? ich glaube, Sie setzen ihr Glas gar wieder voll hin? pfui! schämen Sie sich!

„Ich? mich schämen? antwortete Herrmann, habe ich denn etwas Unrechtes gethan?"

„Ey, versetzte jener, wenn man in einer Gesellschaft ist, so darf man kein Sonderling seyn."

„Aber mein Herr! fuhr Herrmann fort, weßwegen soll ich denn trinken? um vergnügt oder um mißvergnügt zu seyn?"

„Freylich, sagte der Trinker, um vergnügt zu seyn. Sie sehen ja wie vergnügt ich bin, und wie vergnügt alle andre sind, die mit trinken."

„So erlauben Sie mir denn, erwiederte Herrmann, daß ich so viel trinken darf, als ich weiß, daß mir dienlich ist, so werde ich immer vergnügt seyn. Wollte ich aber mehr trinken, so würde ich morgen einen sehr mißvergnügten Tag haben."

Der junge Mann lachte spöttisch, und fuhr fort zu trinken und Gesundheiten auszubringen.

Es währte nicht gar lange, so verlohren alle die, die stark getrunken hatten, ihren Verstand. Alle sprachen so laut, daß dadurch ein unausstehliches Lärmen im Zimmer entstund. Einige plauderten alle ihre Geheimnisse aus, die sie sonst, so lange sie nüchtern waren, sehr sorgfältig vor andern zu verbergen suchten. Andere, die sonst immer ernsthaft zu seyn pflegten, sprachen solch abgeschmacktes Zeug, daß sie selbst von den Kindern verlacht wurden. Manche fiengen sogar an zu zanken, und wer weis ob nicht Schlägerey entstanden wäre, wenn nicht der Hofrath und einige andere sich alle Mühe gegeben hätten, die erhitzten Personen zu besänftigen.

Sophie sahe sich in diesem Lermen einigemal ängstlich nach ihrem Manne um, und seufzte. Denn nun gieng alles so wild durch einander, daß niemand mehr vor Beleidigungen sicher war. Ein Glas Burgunder hatte sie von ihrem Nachbar, der es aus Unbedachtsamkeit umgestossen hatte, schon auf die Manschette bekommen, und sie war nicht einen Augenblick sicher, daß ihr nicht ein Glas auf das Kleid gegossen würde.

Zum Glück dauerte die Aengstlichkeit nicht gar lange. Sie erblickte ihren Bedienten in der Thüre, der ihr durch einen Wink zu verstehen gab, daß der Wagen da sey. Da schlich sie sich denn ganz heimlich, mit ihrem Manne und Kindern, fort, dankte dem Bräutigam für die gute Bewirthung, fuhr nach Hause und legte sich zur Ruhe.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Den andern Morgen stand Herrmann, mit seiner Familie, früh und sehr vergnügt auf. Nur Luischen klagte, daß sie eine unruhige Nacht gehabt hätte, und itzo Kopfschmerzen empfände, weil die Haarnadeln sie gestochen, und das Werg und Pferdehaar, das der Friseur in ihr Haar gewickelt, sie so inkommodiret hätten, daß sie wenig habe schlafen können. Sie hatte nun noch etwas Hartes vor sich, sie mußte sich ihr Haar auskämmen und von dem Unrathe reinigen lassen, denn der Frieseur hin=

ein gebracht hatte. Das that erstaunlich wehe, und Luischen schrie etlichemal: ist es denn nicht bald vorbey? a weh! ich kann es nicht länger ausstehen!

Nach einer halben Stunde war die Plage vorbey. Ihr Köpfchen war wieder leichte, sie zog ihre leinenen Kleider an, und befand sich so wohl, daß sie etlichemal sagte: o wie wohl ist mir, daß ich mich wieder in meiner natürlichen Kleidung befinde. Du böser Friseur! du sollst lange warten, ehe du mich wieder unter deine Hände bekömmst.

Sophie übernahm nun wieder ihre Haushaltungsgeschäfte, Ludwig gieng in seine Lehrstunde, und Herrmann in seine Schreibstube, wo er einige Stunden arbeitete.

Da er seine Arbeit geendiget hatte, gieng er aus, um einige von den Personen zu besuchen, mit welchen er den vorigen Tag in Gesellschaft gewesen war. Da er zu dem ersten kam, wurde er nicht vorgelassen, weil der Bediente ihm sagte, sein Herr lege noch im Bette, und befände sich sehr übel. Er kam zu dem andern, dieser war eben erst aufgestanden, ob es gleich schon zehn geschlagen hatte. Er traf ihn auf dem Kanapee an. Den Kopf hatte er gebunden, und in die Hand gelegt.

Herrmann fragte, wie er sich befände?

„Elend, elend, sagte dieser. Ich habe gestern zu viel getrunken. Ich habe mir es nun so vielmal schon vorgenommen, daß ich im Trunke mich mäßigen will, aber wie es geht! wenn ich in Gesellschaft komme, und sehe, daß andre stark trinken, und werde auch wohl ermuntert, es nachzuthun, so vergesse ich meinen Vorsatz. Ich trinke ein Gläs-

chen, und noch ein Gläschen, und denke immer, das wird so viel nicht ausmachen. Am Ende kommen die Gläserchen aber doch zusammen, und zerrütten mir den Kopf. O! (hier schlug er sich mit der Faust vor den Kopf,) O! bin ich nicht ein thörichter Mensch! um des kurzen Kützels willen, den mein Gaumen bey dem Trinken empfindet, mache ich mir ganze misvergnügte Tage. Der heutige Tag ist für mich ein schrecklicher Tag. Mein Kopf thut mir so weh, als wenn er zerspringen wollte. Er ist so wüste und dumm, daß ich den ganzen Tag nicht arbeiten kann. Auch im Magen habe ich einen Eckel, ich glaube nicht, daß ich heute etwas werde geniessen können. Und wenn ich daran denke, was ich gestern für unüberlegte Reden geführet, wie manchen Freund ich durch unbesonnenen Scherz gekränket habe, so möchte ich vor Aergerniß in die Höhe springen. Sie, Herr Herrmann! scheinen sich recht wohl zu befinden."

„Ich, antwortete Herrmann, befinde mich heute außerordentlich wohl. Die gestrige Gesellschaft hat mich aufgeheitert, und die paar Gläschen Wein, die ich genossen habe, sind mir recht wohl bekommen. Ich bin heute zur rechten Zeit aufgestanden, und habe auch schon ein ziemliches Stück weggearbeitet."

„O, rief jener aus, sind Sie nicht ein glücklicher Mann! Ich habe gestern wohl bemerket, daß Sie mäßig gewesen sind, und nicht mehr genossen haben; als Ihnen dienlich war. Nun haben Sie aber auch Belohnung dafür, daß Sie sich wohl be-

finden. Wenn ich es doch auch so weit, wie Sie, bringen könnte!"

„Das ist, fuhr Herrmann fort, schon lange mein Grundsatz gewesen: **wer gesund und vergnügt leben will, der muß mäßig seyn**, und davon lasse ich mich nicht abbringen. Ich trinke gewöhnlich drey Gläser, und in Gesellschaft viere. Sind diese getrunken, so höre ich auf, und wenn man noch zehnerley Wein auftrüge. Wüßte ich, daß ich nicht mehr, als ein Glas vertragen könnte, so würde ich mir auch mit diesem genügen lassen."

Jener druckte ihm die Hand, und versicherte, daß er von nun an es eben so machen wolle. Herrmann wünschte, daß er sein Versprechen nie wieder brechen möge, uud schied von ihm, um weiter zu gehen.

Er gieng zu dem Professor Gutmann — auch dieser befand sich nicht recht wohl. Er rieb die Stirne, und klagte über Trübsinn und Verdrossenheit. Herrmann wunderte sich darüber, weil er bemerket hatte, daß er sich im Trunke sehr gemäßiget habe.

„O im Trunke weiß ich mich schon zu mässigen, sagte Gutmann, aber die gekünstelten Speisen wollen mir nur nicht bekommen. Es ist auch kein Wunder. Die Köche mischen alles untereinander, was aus Ost- und Westindien, Frankreich, Italien und Deutschland zusammengebracht wird; sie fragen viel darnach, was dieses Gemengsel unserm Magen für Empfindungen machen, und was es für Wirkungen in unserm Blute hervorbringen werde; wenn es nur gut schmeckt, so sind sie zufrieden. Wie kann es

da anders kommen, als daß durch dieses Allerley der Magen verderbt, und das Blut in unordentliche Wallung gesetzt wird. Herr Herrmann, glauben Sie mir! **gekünstelte Speisen sind ein subtiles Gift.** Wenn ich sie täglich geniessen sollte, ich glaube, ich würde vor dem Verlaufe eines Jahres krank oder melancholisch. Mir ist nicht besser, als wenn ich mein Gemüse und mein Stück Fleisch habe. Was meinen Sie dazu?"

„Sie haben vollkommen Recht, mein lieber Herr Professor! antwortete Herrmann. Meine gewöhnliche Kost ist immer sehr einfach. Nur wenn ich Gesellschaft habe, lasse ich etwas Leckerhaftes aufsetzen. Aber ich hüte mich sehr sorgfältig, daß ich in Gesellschaft die Leckereyen nicht zu meiner Sättigung geniesse. Dazu wähle ich allemal die einfachsten Speisen. Diese sind auch die gewöhnliche Kost meiner Kinder. Sie bekommen nicht einmal Kaffee, und ich glaube wirklich, daß es daher komme, daß meine Kinder immer so gesund und munter sind."

Dieß gab dem Professor Gelegenheit, daß er von seiner Kinderzucht redete. Von dieser lenkte sich das Gespräch unvermerkt auf seine Schule.

Haben Sie, fragte Herrmann, schon viele gelehrte Leute gezogen?

„Von gelehrten Leuten, antwortete er, will ich aber nicht reden. Ich bin ja selbst kein großer Gelehrter. Unterdessen kann ich wohl sagen, daß einige aus meiner Schule gekommen sind, mit denen man ganz wohl zufrieden gewesen ist. Ich habe aber auch recht gute Mitprofessoren. Das sind flei-

ßige Männer, die lassen sich ihr Amt ganz außerordentlich angelegen seyn. Wenn diese Männer nicht wären, so würde es um meine Schulen schlecht aussehen."

Herrmann lenkte hierauf das Gespräch auf seine Gelehrsamkeit, und er sprach davon sehr bescheiden.

Er rühmte sich gar nicht, sondern sagte nur immer, daß er von diesem und jenem etwas weniges gelernt habe.

Herrmann befand sich in der Gesellschaft dieses Mannes sehr wohl, und würde gerne noch viel länger mit ihm geplaudert haben. Aber die Glocke schlug zwölfe; er sprang auf und sagte, es ist mir außerordentlich leid, daß ich Ihre Gesellschaft nicht länger genießen kann. Es schlägt zwölfe, da muß ich nach Hause, damit ich meiner Familie nicht ein Exempel der Unordnung gebe. Leben Sie wohl, und bleiben Sie mein Freund!

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Herrmann kam nach Hause — da hatte er aber einen sehr unangenehmen Auftritt. Er hörte, da er bey seiner Frauen Stube vorbey gieng, daß sehr heftig darinne gesprochen wurde. Er öffnete die Thür, da fand er ein Weibsbild bey seiner Frau, die vor Bosheit schäumte, und sie mit den abscheulichsten Reden mishandelte,

Kaum trat Herrmann in die Stube, so fiel ihm Sophie in die Arme, und seufzte weinend: ach lieber Mann! hilf mir!

Was soll denn, fragte Herrmann, dieß bedeuten?

Ach! sagte Sophie, ich kann nicht mehr.

„Ja sagte die erboste Frau, und schlug mit der Faust auf den Tisch, ich will Ihnen schon zeigen, wenn Sie vor sich haben. Mir dürfen Sie so nicht kommen. Sie denken gewiß, weil Sie eine große Kaufmannsfrau sind, so dürfen Sie andere ehrliche Leute turbiren. Gehorsame Dienerin! Es soll Ihnen theuer zu stehen kommen, denken Sie an mich.“

„Aber Frau! sagte Herrmann, was hat sie denn vor? weiß sie nicht, daß sie in meinem Hause ist? Wenn sie etwas vorbringen will, so kann sie es ja mit Gelassenheit sagen.“

F. Ach nur nicht aus einem so hohen Tone gesprochen, Herr Herrman! ich will mir es ausbitten. Ziehn Sie erst Ihre Frau besser, hernach können Sie reden. Wissen Sies wohl?

H. Aber was hat denn meine Frau gethan?

Fr. Die? was sie gethan hat? können Sie auch noch fragen? die abscheuliche Frau. Hat sie mir nicht nachgeredet, ich wäre ein lüderliches Weibsbild? ich hätte eine unordentliche Haushaltung? ich vertränke alles? Und wenn es auch wahr wäre, wen geht es denn etwas an? Geben Sie mir denn etwa das Geld dazu?

H. Aber ist denn das auch wahr? Von wem hat Sie es denn gehöret?

Fr. Gehorsame Dienerin! so fragt man die Narren aus. Genug ich habe es von sicherer Hand. Von wem ich es habe, darum haben Sie sich nicht zu bekümmern.

H. Nun kurz und gut, sage sie, von wem sie dieß hat, so will ich die Sache untersuchen, wo nicht, so entferne sie sich, und wenn sie etwas an uns zu suchen hat, so weiß sie ja, wo sie uns verklagen kann.

Fr. Wenn Sie es ja wissen wollen — ich habe es aus dem Erichschen Hause.

H. Gut! ich werde die Sache untersuchen, und wenn ich finde, daß sie ist beleidiget worden, mich bemühen, sie zufrieden zu stellen. Will sie sich damit beruhigen?

Die Frau wollte noch viel Lärmen machen. Da ihr aber Herrmann drohte, daß er nach der Wache schicken und sie hinbringen lassen würde, wo sie hin gehöre, so befand sie es doch nicht für rathsam sich länger aufzuhalten. Sie sagte also noch einige Grobheiten, gieng fort, und schlug die Thür so heftig zu, daß die Fenster klirrten.

Da lag nun die arme Sophie auf dem Kanapee, ganz blaß, alle Glieder zitterten ihr.

Herrmann war auch aus seiner Fassung, setzte sich zu seiner Sophie, drückte ihre Hände, und, nach einem minutenlangen Stillschweigen, fragte er: liebe Frau! was hast du denn gethan?

„Ich will dir, antwortete Sophie, alles erzählen. Diese Frau hat zeither meinen Putz verfertiget. Sie machte aber alles so schlecht, und forderte so viel dafür, daß ich gar nicht mehr mir

ihr zufrieden seyn konnte. Ueberdieß hörte ich auch von ihrer abscheulichen Lebensart, daß immer lüderliche Mannspersonen bey ihr ein- und ausgiengen, und daß sie alles, was sie erwürbe, verschwende. Zugleich wurde mir auch die Frau Huldrichinn als eine sehr ordentliche, fleißige und fromme Person gerühmt. Da habe ich ihr denn die Arbeit entzogen, und der Frau Huldrichinn zugewendet. Dieß mag sie wohl verdrossen haben. Es kann auch seyn, daß ich von ihrer lüderlichen Wirthschaft etwas geredet habe. Denn es war mir äußerst empfindlich, daß eine solche Frau, die, bey einem ordentlichen Lebenswandel, vergnügt hätte leben können, durch ihre Ausschweifungen sich und andere unglücklich mache. Wenn ich es aber geredet habe, so ist es gewiß, daß es auf dieser Stube geschehen ist. Denn so viel Klugheit wirst du mir doch wohl zutrauen, lieber Mann, daß ich von solchen Sachen nicht gegen Fremde sprechen werde, da ich weiß, was für Verdruß man sich dadurch zuziehen kann."

„Ich erinnere mich, sagte Herrmann, daß du gegen mich so etwas geredet hast. Aber das ist mir äußerst empfindlich, daß Sachen, die wir heimlich mit einander sprechen, weiter gesagt werden. Es muß eine **schwatzhafte** Person in unserm Hause seyn, und diese muß ich herausbringen, ehe ruhe ich nicht."

Er setzte sich also nieder, schrieb ein Briefchen an Herrn Erich, den Vater des kleinen Erichs, der Ludwigs Freund war, in dem er bat, in seinem

Hause zu untersuchen, wer dieses ausgeplaudert, und von wem er es gehöret habe.

Dieser antwortete sogleich, es wäre durch eine seiner Mägde ausgeplaudert worden; diese hätte es von seinem Sohne, und dieser von Ludwig gehöret.

So wußte also Herrmann, wer aus seinem Hause plaudere. Er ließ Ludwigen sogleich herbeykommen, und erzählte sehr wehmüthig, was seine arme Mutter itzo für unangenehme Begegnung habe erdulden müssen.

Dieser wurde sehr gerühret, zumal da er die arme Mutter ansahe wie sie so matt und kraftlos da lag. Er küßte ihre Hände, bedauerte sie, und sagte: ach liebe Mutter! ach ärgern Sie sich doch nicht! geben Sie sich doch zufrieden, daß Sie nicht etwa krank werden.

Aber, sagte Herrmann, weißt du wohl, wer an alle diesem Verdruß Ursache ist? Du bist daran Ursache. Du hast ausgeplaudert, was mir deine arme Mutter im Vertrauen gesagt hat.

„Ich? antwortete Ludwig, ich sollte ausgeplaudert haben? wie können Sie doch, lieber Vater! so etwas von mir denken! Ich habe ja mit dieser bösen Frau in meinem Leben kein Wort gesprochen.“

„Das glaube ich wohl, sagte Herrmann, daß du mit dieser Frau nichts gesprochen hast. Du hast doch aber gegen Erichen erzählt, was mir deine Mutter ganz heimlich, als ihrem Freunde, ins Ohr gesagt hat.“

Da wurde Ludwig bestürtzt, und gestund, daß er es Erichen erzählt habe. Er habe aber nicht ge-

glaubt, daß Erich so boshaft seyn, und es der Frau wieder sagen werde.

„Das hat er auch, sagte Herrmann, nicht gethan. Er hat es gegen seines Vaters Magd erzählt, und hat auch nicht geglaubt, daß diese es wieder sagen werde. Diese hat es aber wirklich der Frau zu Ohren gebracht."

Dieß erschreckte den armen Ludwig erstaunlich. Er benetzte seiner kranken Mutter Hände mit Thränen, und bat, daß sie ihm doch ja vergeben möchte. Er habe nicht gewußt, daß dieses so üble Folgen haben werde. —

Da trat ein Bedienter in das Zimmer und fragte, ob Herrmann und Sophie nicht bald zu Tische kommen wollten, das Essen wäre schon vor zwey Stunden zubereitet gewesen, und er besorge, daß es unschmackhaft werden möchte.

Sophie winkte ihm, daß er sich entfernen sollte. Dann sank sie wieder auf das Kanapee, und sagte: ich kann heute keinen Bissen geniessen. Das Aergerniß hat mir allen Appetit benommen.

Ich kann auch nicht speisen, sagte Herrmann.

Da weinte Ludwig bitterlich, und bat seine Eltern wehmüthig, daß sie doch etwas geniessen möchten.

„Das geht nicht an, Ludwig! antwortete Herrmann. Das Essen würde uns mehr schädlich als nützlich seyn. Sieh, unbedachtsames Kind! **alle diesen Jammer macht uns deine Schwatzhaftigkeit.**

Ludwig hätte vor Betrübniß in die Erde sinken mögen. Er hatte seine Eltern herzlich lieb. Und

Schmid fec:

alle diesen Jammer macht uns deine Schwätz-
haftigkeit.

nun mußte er sehen, daß er ihnen ein so großes Herzeleid zugefügt hatte, das gar leicht eine Krankheit hätte nach sich ziehen können. Dieß schmerzte ihn gar zu sehr. Er versprach, daß er von nun an behutsamer werden, und niemals wieder etwas ausplaudern wolle.

„Ich glaube es ganz wohl, sagte sein Vater, daß es dich dauert, daß du uns solchen Verdruß verursachet hast. Ich weiß es auch, daß es dein Ernst ist, daß du die Schwatzhaftigkeit ablegen willst. Da ich aber noch nicht weiß, ob du dein Wort halten wirst; so muß ich dich eine Zeitlang als meinen und deiner Mutter Verräther betrachten, und dich allemal entfernen, so oft wir etwas sprechen, das wir gern geheim halten wollen. Ist das nicht billig?

Ludwig bejahete es schluchzend, und sagte, daß er gern diese und eine noch viel härtere Strafe dulden wolle, wenn er nur wisse, daß das gegenwärtige Aergerniß seinen lieben Eltern nicht schade. Er entfernte sich, gieng zu Luischen, erzählte ihr, was er durch seine Schwatzhaftigkeit seinen lieben Eltern für Herzeleid gemacht habe, und bat sie gar herzlich, daß sie doch ja vor diesem Fehler sich hüten möchte. Sie versprach es ihm, und er gab ihr auch die Hand darauf, daß er von nun an recht **verschwiegen** seyn wolle. Er hielt es auch. Und nachdem seine Verschwiegenheit einige Zeit war geprüft worden, ward ihm wieder erlaubt, bey den Gesprächen seiner Eltern zugegen zu seyn.

Nun war noch die Frage, wie die böse Frau könne beruhiget werden. Herrmann meinte, es wä-

re wohl wahr, alles was Sophie gesagt hätte. Gleichwohl, wenn die Frau klagte, und die Sache käme zur Untersuchung, so würde Sophie noch viele Unterredungen mit ihr halten müssen, und noch manchen großen Verdruß haben. Das Beßte wäre also, daß man die Frau sucht zum Schweigen zu bringen. Er wurde deswegen mit Sophien eins, daß sie eine Person, auf die sie sich verlassen könnten, an sie abschicken, ihr für die zugefügte Beleidigung einige Thaler bieten, aber zugleich drohen lassen wollten, daß, wenn sie dieses gütige Anerbieten nicht annehmen würde, man ihren ganzen Lebenswandel der Obrigkeit anzeigen, und darauf dringen wolle, daß sie zur Strafe gezogen würde.

Die Sache wurde noch selbigen Tag in Ordnung gebracht. Die Person, die an dir böse Frau abgeschickt wurde, richtete ihren Auftrag so gut aus, daß die böse Frau das Geld gern annahm, und froh war, daß ihr Lebenswandel nicht öffentlich untersucht wurde.

Herrmann aber und Sophie waren auch recht froh, daß sie vor dieser Frau nun Ruhe hatten: und daß diese verdrüßliche Sache noch so gut war geendiget worden.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Den folgenden Tag bekam Herrmann ein Briefchen vom Hofrathe, in dem er ihn bat, den Nach-

mittag in seines Schwiegervaters Garten zuzubringen. Er versicherte, daß es ihm sehr leid sey, daß er an seinem Hochzeittage seine Freunde nicht so, wie er gewünscht, habe genießen können. Er habe daher diesen Nachmittag seine besten Freunde zusammengeladen, um vor seiner Abreise sich noch recht herzlich mit ihnen unterreden zu können.

Herrmann hatte nun freylich viele Geschäfte, und war gar nicht geneigt, dieselben liegen zu lassen, unterdessen behielt doch die Begierde, den Umgang mit so viel guten Leuten zu genießen, die größtentheils den andern Tag wieder abreisen wollten, die Oberhand, und bewog ihn, die Einladung anzunehmen.

Nun war die Frage, ob er seine Kinder mitnehmen sollte? Sein Herz war sehr dazu geneigt: denn er hatte sie gar zu lieb. Nur wollte er auch wissen, ob sie sich so betragen hätten, daß sie dieses Vergnügens würdig wären? Er überlegte die Sache mit Sophien. Diese gab nun Luischen das beste Zeugniß. Sie versicherte, Luischen habe sich seit etlichen Tagen so betragen, daß sie vollkommen zufrieden mit ihr wäre. Sie wäre sehr fleißig und gefällig gewesen, auch habe sie mit Vergnügen an ihr bemerket, daß sie sich viele Mühe gegeben habe, sich und ihre Kleider reinlich zu halten. Herrmann hatte darüber eine grosse Freude, und es ward also beschlossen, daß sie an der Gesellschaft Theil nehmen sollte.

Aber was werden wir, fragte er, mit Ludwigen anfangen?

Ich hätte ihn, antwortete Sophie, gar zu gern auch in meiner Gesellschaft. Er hat sich auch zeither ganz gut betragen. Aber wenn wir nun ohngefähr etwas sprächen, das heimlich sollte gehalten werden, und er plauderte es wieder aus, könnten wir da nicht einen neuen Verdruß haben?

Herrmann gab ihr Recht, und es wurde beschlossen, daß Ludwig dießmal zu Hause bleiben sollte.

Luischen wurde es angekündiget, daß Nachmittags ein Spaziergang sollte gemacht werden; man sey geneigt, sie daran Theil nehmen zu lassen, wenn nur ihre Kleider in guter Ordnung wären.

Meine Kleider? sagte sie, o darüber sollen Sie gewiß dießmal nicht klagen! Und nun gieng es die Treppe hinauf, der Schrank wurde aufgeschlossen, die Kleider herausgeholt, und damit immer zur Mutter hin. Sehen Sie, liebe Mutter! sagte sie, sind Sie mit diesen Kleidern wohl zufrieden?

Die Mutter sahe sie sehr genau durch, und fand alles so, daß sie damit zufrieden seyn konnte. Sie bezeugte ihr Wohlgefallen darüber, und Luischen hatte darüber eine solche Freude, daß sie der Mutter um den Hals fiel, sie küßte und sagte: ich will auch immer so ordentlich seyn, liebe Mutter, daß Sie mir gut seyn können, und ich nicht wieder weinen darf, wie letzthin — ach, da hat es mich gar zu sehr gedauert, daß ich zu Hause bleiben mußte!

Nun wurde Ludwig herbey gerufen. Herrmann sagte ihm, daß diesen Nachmittag wieder ein Spaziergang würde gemacht werden, und fragte, ob

er wohl Lust hätte dabey zu seyn? Gar zu gerne, antwortete Ludwig. Ich glaube es, sagte der Vater, es wäre mir auch ein Vergnügen, wenn ich dich an meinem Vergnügen könnte Theil nehmen lassen. Es wird aber heute gar vielerley gesprochen werden, und manches, das nicht alle Leute wissen dürfen —

Ach, ich will, fiel ihm Ludwig in die Rede, gewiß recht gut schweigen. Gewiß! gewiß! ich will niemals wieder plaudern.

Ich glaube, fuhr sein Vater fort, daß dieß dein völliger Ernst ist, aber ehe kann ich dir doch nicht trauen, bis ich gewiß weiß, daß du den Fehler der Schwatzhaftigkeit ganz abgeleget hast. Und so mußte denn der betrübte Ludwig dießmal zu Hause bleiben. Und dieß bewog ihn, daß er noch fester sich vornahm, sich immer in der Verschwiegenheit zu üben.

Herrmann aber, nebst Sophien und Luischen, giengen nach dem Garten zu, der kaum fünfzig Schritte weit von der Stadt lag. Hier trafen sie eine Gesellschaft an, die größtentheils aus sehr guten Leuten bestund. Außer dem Hofrath und den Anverwandten seiner Frau, waren auch der Professor Gutmann, mit seiner Familie, und der alte Advokat, des Hofraths Wohlthäter, da.

Man trank Kaffee im Gartenhäuschen. Kaum aber hatte Herrmann ein paar Tassen zu sich genommen, so war es ihm daselbst zu enge, er stund auf und sagte: lieben Freunde: was hilft uns aber der Garten, wenn wir im verschlossenen Zimmer sitzen? Wäre es nicht besser, wenn wir die frisch-

Luft genössen, und die mannichfaltigen Gewächse besähen, die hier in solcher Menge wachsen?

Dieser Vorschlag fand durchgängig Beyfall. Die ganze Gesellschaft zerstreuete sich, und jedes nahm sich einen Gesellschafter ader Gesellschafterinn an die Hand, mit dem es plaudern konnte.

Herrmann wählte zu seinem Gesellschafter seinen lieben Hofrath, an dessen Arme er im Garten auf- und abgieng. Er freute sich ganz herzlich, da ihm dieser sagte, daß er des Professor Gutmanns Sohn mit sich nehmen, und dafür sorgen würde, daß er recht viel Gutes lerne. Der Professor, sagte er, scheint mir ein recht guter Mann zu seyn.

„O, ein ganz vortreflicher Mann! sagte der Hofrath: wenn alle Leute ihre Schuldigkeit so thäten, wie dieser liebe Mann. wir würden eine ganz andre Welt haben. Er versäumt, ohne die dringendste Noth, keine einzige Lehrstunde. Und er ist schon darüber unruhig, daß er, um meiner Hochzeit willen, ein paar Tage den Unterricht hat aussetzen müssen. Und in den Lehrstunden giebt er sich mit seinen Schülern solche Mühe, wie wenn sie seine eignen Kinder wären. Er hat aber auch recht geschickte Leute gezogen. Wir haben allemal eine Freude, wenn wir einen Studenten aus seiner Schule bekommen: denn diese sind immer die geschicktesten, ordentlichsten und fleißigsten Leute."

Aber seine Mitprofessoren, sagte Herrmann, thun auch wohl vieles bey der Sache.

„Ja, antwortete der Hofrath, sie thun etwas dabey, sie sind auch gute Leute, aber Gutmann hat sie dazu gemacht. Sie waren alle sonst sehr

unfleißig, aber er hat sie so lange erinnert und ermahnet, bis sie sich besserten. Haben Sie noch nichts von seinen Schriften gehöret? o er ist einer unsrer besten Schriftsteller. Er hat uns vor kurzen wieder ein Buch geliefert, das allgemein bewundert wird."

„Ich erstaune, sagte Herrmann, über das, was Sie mir von diesem lieben Mann erzählen. Gegen mich hat er sich von alle diesem nicht das Geringste merken lassen. Er prahlte weder mit seiner Gelehrsamkeit, noch mit den Schülern, die er gezogen hatte. Wenn einige gute Leute aus seiner Schule gekommen wären, sagte er, so müsse man dieses vorzüglich seinen Mitprofessoren zuschreiben."

„Ja! ja! fuhr der Hofrath fort, dieß ist seine Art. Er ist außerordentlich **bescheiden**. Von sich und seinen Vorzügen spricht er wenig, aber alles Gute rühmt er, das er an andern bemerkt. Deswegen achte ich ihn vorzüglich hoch. Und wenn er noch einmal so viel gelernt hätte, und noch einmal so fleißig wäre, und wollte immer davon reden, und andere neben sich verachten, ich versichere Sie, Herr Herrmann, ich würde ihn nicht halb so lieben und hochachten, als ich itzo thue. Denn alles Gute, das man an sich hat, verliert seinen Werth, sobald man es selbst lobt. Wozu ist auch das eigne Lob nöthig? Man braucht ja nur gut zu seyn, und seine Schuldigkeit zu thun, so erfahren es ja andere, ohne daß wir es ihnen sagen. Lobt sich denn das Pferd? Gleichwohl erfahre ich alle seine

guten Eigenschaften, wenn ich nur eine Stunde auf ihm geritten bin."

Indem sie so sprachen, begegnete ihnen der Professor selbst. Hermann gieng ihm mit Ehrfurcht entgegen, druckte seine Hand freundschaftlich, und sagte: würdiger Mann! ich weiß doch, daß Sie ein gelehrter Mann sind, und daß die Vollkommenheit Ihrer Schule von ihrem Fleiße herkomme, wenn Sie es mir auch gleich nicht gesagt haben. Eben diese Bescheidenheit vermehrt meine Hochachtung gegen Sie. **Lob, das uns andere geben, bringt allemal mehr Ehre, als das wir uns selbst beylegen.**

Ich merkte schon, antwortete der Professor, der Hofrath wird einmal geplaudert haben. Der Mann hat mich so lieb, daß er immer mehr Gutes an mir bemerkt, als andere Leute sehen.

So lehnte er alle Lobsprüche ab, die man ihm beylegen wollte, fieng an von alle dem Guten zu reden, das der Hofrath an sich habe, und gab damit zu einem kleinen freundschaftlichen Streite Anlaß, der so lange dauerte, bis das Gespräch durch die Dazwischenkunft anderer Personen unterbrochen wurde.

Acht und zwanzigtes Kapitel.

Luischen plauderte unterdessen mit der kleinen Amalie, des Professors Tochter, die ihr alles merkwür-

dige aus ihrem Städtchen und Hause erzählen mußte. Da sagte sie unter andern, daß ihre gegenwärtige Mutter nicht ihre rechte Mutter, sondern ihre Stifmutter sey. Ihre rechte Mutter, sagte sie wehmüthig, habe sie nicht gekannt, die wäre schon gestorben, da sie noch nicht ein Jahr alt gewesen wäre.

„Eine **Stifmutter** hast du? sagte Luischen ganz erstaunt, eine Stifmutter? Du armes Kind! ich habe immer gehört, daß die Stifmütter böse Weiber wären, die die armen Kinder ohne Ursache schlügen, und ihnen nicht satt zu essen gäben."

„Das glaube du nur nicht, liebes Luischen, antwortete Amalie. Man hat mir dieß auch oft gesagt. Es kann ja wohl seyn, daß manche Stifmütter böse sind, und ich wünsche allen guten Kindern, daß sie ihre rechten Mütter uud Väter behalten mögen: aber meine Stifmutter ist gewiß eine recht liebe und gute Frau. Sie hat ihre eignen Kinder, die sie zu meinen Vater gebracht hat, aber sie hat mich eben so lieb wie jene. Die Butterschnitte, die sie mir streichet, sind eben so fett als die, die sie ihren leiblichen Kindern giebt. Wenn sie unrecht thut, so bekommen sie so gut ihre Strafe, als Amalie, wenn die bisweilen ihr Köpfchen aufgesetzt hat. Ich habe nur einmal die Ruthe von ihr bekommen, da war ich aber auch recht ungezogen gewesen. Sonst, wenn ich unartig bin, nimmt sie mich bey der Hand, und hält mir eine Strafpredigt. Da dauert es mich allemal gar zu sehr, und ich verspreche ihr besser zu werden. Was hätte denn aus mir werden wollen, wenn ich die

liebe Stifmutter nicht gehabt hätte? Keine rechte Mutter hatte ich mehr. Da hat sie sich über mich erbarmt, hat mich gewaschen, gereiniget, meine Kleider ausgebessert, hat mich Stricken und Nähen gelehret. Vor dem Jahre — ach da war ich so krank — so krank — da hat sie ganze Nächte bey mir gewacht, hat mich gelabet, mir Arzney eingegeben: wer weiß, wo ich itzo wäre —"

Bey diesen Worten begegnete ihr der Gärtner. Lieber Freund! fragte sie ihn, ist es mir nicht erlaubt einige Blumen abzupflücken?

So viel Sie wollen Mamsell! antwortete dieser.

Da wurden sogleich alle wohlriechende Kräuter und Blümchen aufgesucht, gepflücket und ein Sträuschen daraus gewunden. Nun suchte sie die gute Stifmutter auf, fand sie auf einer Bank sitzend, fiel ihr um den Hals, steckte das Sträuschen an ihren Busen, und sagte, mit nassen Augen: **liebe Mutter!**

Sophie war mit ihrer Gesellschafterin am schlimmsten angekommen. Sie hatte sich die Schwester von des Hofraths Frau erwählet, die ihr durch die Gespräche vieles Misvergnügen machte. Vermuthlich hatte sie in ihrer Kindheit Umgang mit bösen Leuten gehabt, von denen sie die schreckliche Gewohnheit angenommen hatte, zu **verläumden**, oder von allen Menschen Böses zu sprechen. Sophie wußte dieß noch nicht, nahm sie also freundschaftlich an den Arm, druckte zärtlich ihr die Hand, und sagte: ich freue mich recht herzlich über die Verbindung, die ihre liebe Schwester mit dem Herrn

Hofrath getroffen hat. Mein herzlicher Wunsch ist, daß sie lebenslang recht glücklich leben mögen.

Friederike, so hieß das boshafte Mädchen, dankte für den Antheil, den sie an der Freude ihres Hauses nehme. Aber — fuhr sie mit einer spöttischen Miene fort, gar zugroß wird des guten Hafraths Glück eben nicht seyn. Itzo ist noch die Flitterwoche, da hängt freylich der Himmel voll Geigen. Wenn er aber seine Frau nnr erst ein paar Wochen im Hause hat, da wird er schon sehen, wie er angekommen ist. Ich weiß gar nicht, was er mit der Frau anfangen will? keine Wirthschaft versteht sie, den ganzen Tag steht sie vor dem Spiegel, und hat ein so loses Maul, daß kein Mensch mit ihr auskommen kann. Wie froh bin ich, daß sie nun aus dem Hause kommt! Der gute Hofrath wird seine Noth schon mit ihr haben. Unterdessen (hier lächelte sie wieder boshaft) unterdeßen hat der ganze Hofrath auch nicht Ursache ihr viel vorzuwerfen. Ich kenne ihn von Haus aus, und weiß um alle seine Stückchen. Es ist nicht viel davon zu reden. Aber — Frau Herrmannin! wenn Sie wüßten, was ich weiß, Sie urtheilen gewiß ganz anders von ihm."

Sophie bezeugte hierüber ihre Verwunderung, und versicherte, sie habe sowohl von ihm, als von ihrer Schwester, nichts als Gutes gehöret. Besonders wären sie von dem Professor Gutmann sehr berühmt worden, und dieser wäre doch gewiß ein guter rechschaffener Mann.

„Ein guter Rechtschaffener Mann mag er wohl seyn, fuhr Friederike fort, aber auch sonst nichts.

Er läßt dreyzehn gerade seyn. Und wenn er von jemanden ein Glas Bier und eine Pfeife Toback bekommt, so redet er ihm alles Liebes und Gutes nach. Ha! ha! ha! ich mag nur niemanden was Uebels nachreden, ich weiß aber am besten, wie von seiner Frau gesprochen wird. Es soll gar eine artige Wirthschaft bey ihr seyn, und sie soll die liebe Sonne immer mehr als Brod im Hause haben."

Sophie gab sich alle Mühe, diese lieben Leute, von deren Rechtschaffenheit und ordentlichen Lebensart sie vollkommen überzeugt war, zu vertheidigen. Je mehr sie sie aber vertheidigte, desto mehr Böses sprach das böse Mädchen von ihnen. Sie lenkte das Gespräch auf andere Personen, aber sie wußte von jeder etwas Uebels zu reden. Und wenn sie sich nicht gleich auf etwas besinnen konnte, so verzog sie doch den Mund so höhnisch, daß man glauben mußte, sie wüßte, wer weiß wie viel, Böses von ihnen.

Einige Zeit hörte Sophie diese Verläumdungen mit an. Hernach konnte sie es aber nicht länger aushalten. „Mademoiselle! sagte sie zu ihr, Sie haben mir nun von allen Menschen, von denen ich mit Ihnen gesprochen habe, Böses erzählet, ich möchte gern, daß Sie mir auch nun von jemanden etwas Gutes sagten.

Was kann ich denn dafür, antwortete sie hämisch, daß die Leute nicht besser sind? wie kann ich ihnen denn Gutes nachreden, wenn sie nichts Gutes an sich haben?

„Ey, fuhr Sophie fort, schämen Sie sich! Ich habe von allen diesen Personen nichts, als

alles Gutes gehöret. Ich habe sie deswegen geliebt und hochgeachtet. Wenn ich nun nur die Hälfte von dem glauben wollte, was Sie mir von ihnen gesagt haben, so würde ich auf einmal die gute Meinung, die ich von ihnen hatte, fahren lassen, diese Leute hätten ihre Ehre bey mir verlohren, ich müßte sie verachten. Ist das nicht häßlich? Friederike! Friederike! wenn Sie mir diese Ohrengehänge, und diesen Ring diebischer Weise entwendeten, so wäre dieß abscheulich. Ist es aber nicht weit abscheulicher, wenn Sie durch ihre Verläumdung mich um die gute Meinung brächten, die andere von mir haben, und so mir meine Ehre raubten? Denn so theuer mir dieses Geschmeide auch kommen mag, so kann ich doch wieder ein anderes bezahlen, wenn es mir entwendet würde. Kann ich aber meine Ehre wieder mit Geld erkaufen? Und bedenken Sie nur, wie sehr Sie sich selbst schaden! Wie kann ich doch ein Frauenzimmer hochachten, das von seiner eignen Schwester, von seinem Schwager, und von den besten Leuten Böses spricht? Wenn ich nun Ihrem Schwager, Ihrer Schwester, dem Professor Gutmann und den übrigen Personen, von denen Sie mir redeten, nur die Hälfte von dem wieder sagen wollte, was Sie mir itzo von ihnen erzählet haben? wie würde es Ihnen da gehen!"

Um des Himmels willen! Frau Herrmannin! fuhr die erschrockene Friederike auf, Sie werden es doch nicht wieder erzählen? Ich habe zu Ihnen als eine gute Freundinn gesprochen. Es war ja so böse nicht gemeint.

„Wenn ich auch, antwortete Sophie, nichts wieder sage, so werden Sie doch bald genug verrathen werden. Sie werden keinen Freund, keine Freundinn behalten. Jedermann wird Ihren Umgang fliehen, Sie verachten und verabscheuen. **Den Verläumder verabscheuet man, wie eine giftige Schlange.** Ich wenigstens werde mich sehr hüten, daß ich Ihnen nicht wieder so zu nahe komme, als ich Ihnen heute gewesen bin. Denn wer gegen mich von allen Menschen Böses spricht, der redet mir gewiß auch nichts Gutes nach.“

Mit diesen Worten wendete sie sich um, und ließ das boshafte Mädchen stehen, die vor Verdruß nicht wußte was sie anfangen wollte. Sie gieng einigemal im Garten zornig auf und ab. Da traf sie ihre Schwester an, und wollte gegen diese wieder von Sophien Böses reden. Diese hörte sie aber nicht an, ließ sie stehen und sagte: ich kenne dich schon, Schwester! die Herrmannin kenne ich auch. Itzo habe ich nicht Zeit dich anzuhören.

Dieß verdroß sie erstaunlich. Die ganze Gesellschaft war vergnügt, spazirte umher, plauderte und scherzte, Friederike aber floh in einen entlegenen Winkel, setzte sich hin, und kauete vor Bosheit an den Nägeln.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Sophie gieng itzo im Garten herum, um sich eine Gesellschaft zu suchen, in der sie mehr Vergnügen fände. Sie traf zuerst Luischen an, die ihr mit vieler Freude erzählte, was Amalie für eine gute Stiefmutter habe. Kurz darauf stieß sie auch auf des Hofraths Schwiegervater, der sie allenthalben herumführte, und sie auf alles Schöne, das in seinem Garten war, aufmerksam zu machen suchte. Sie kamen unter andern bey einer sehr armen Frau vorbey, die in einem Winkel des Gartens saß, und mit ihren drey Kindern Wolle spann. Luischen bemerkte sie zuerst, zeigte sie ihrer Mutter, und sagte: ey sehen Sie einmal die garstige Frau da, und die garstigen Kinder! sie haben ja alle zerrißne Kleider an, nicht einmal Strümpfe an den Füßen, und die Füße sind so schmuzig — Fi!

Sophie sagte ihr leise ins Ohr, du mußt diese guten Leute nicht sogleich verachten, liebes Kind! sie können doch wohl gut seyn, wenn sie auch gleich schmuzig sind und zerrißne Kleider tragen.

Da nun Sophie mit ihren Gesellschaftern zu ihnen kam, stunden sie alle von ihren Rädern auf, und neigten sich sehr ehrerbietig.

Dieß scheinen, sagte Sophie zu Herrn Friedlieb, sehr gute Leute zu seyn.

Das sind sie auch, Frau Herrmannin! antwortete Friedlieb. Ich habe allemal eine Freude, wenn ich vor ihnen vorbey gehe. Da sitzet die Frau

mit ihren Kindern fast den ganzen Tag und spinnt, um so viel zu erwerben, daß sie sich und die Ihrigen ernähren möge. Wenn sie von Spinnen müde sind, so gehen sie in den Garten und arbeiten. Jedes Unkraut, das sie bemerken, raufen sie aus, jedes Blümchen, das sein Köpfchen hängt, binden sie an, und jede welke Pflanze begießen sie. Sehn Sie den Mann, der hier auf uns los kommt? der ist der Mann von dieser Frau. Er hat nur sieben Finger, denn drey hat er in einem Scharmützel im vorigen Kriege verlohren, wo er als Husar diente. Und doch arbeitet der Mann beständig. Er hält meinen ganzen Garten in Ordnung. Ich habe zwar noch einen Gärtner, der thut aber das wenigste bey der Sache. Wenn es Ihnen in meinem Garten gefallen hat, so haben Sie es nicht sowohl mir als diesen armen Leuten zu verdanken, die immer dafür sorgen, daß alles recht gut wachsen und in Ordnung seyn soll. Ich kann es daher durchaus nicht leiden, wenn man die armen Leute verachten und glauben will, man wäre mehr als sie, weil man bessere Kleider hat, und fettere Bissen als sie essen kann. Denn, lieber Gott! **was wollten wir denn anfangen, wenn wir die armen Leute nicht hätten?** Frau Herrmannin! so wahr ich ehrlich bin, wir müßten alle Arbeiten selber thun. Wer hat denn die Fäden zu meinem Kleide und Strümpfen gesponnen? wer hat sie denn gewebet? lauter arme Leute. Wenn die armen Leute nicht wären, so müßten wir ja wahrhaftig selbst spinnen und weben, und ich müßte die Hacke und das Grabscheid in die Hand nehmen, und

Tab XIII. pag 194.

Was wollten wir anfangen wenn wir die armen Leute nicht hätten.

me nen Garten bearbeiten. Es ist wahr, ich hab ein ganz feines Vermögen, das habe ich aber alles von den armen Leuten. Da sitzen die armen Weiber und Kinder hinter ihren Rädern den ganzen Tag und spinnen, hernach bringen sie das Garn auf meine Stube, ich bezahle es ihnen, und verkaufe es wieder nach Schweden und Holland, da verdiene ich an jedem Pfunde etwas.

Verzeihen Sie mir, Frau Herrmannin! daß ich so heftig spreche. Es ist mir der Verdruß noch immer im Kopfe, den ich heute mit meiner Tochter Friederiken gehabt habe. Können Sie wohl denken, das alberne Mädchen nennte diese armen Leute Lumpengesindel! Ich habe ihr aber den Kopf tüchtig dafür gewaschen. Was willst du Mädchen, sagte ich, von Lumpengesindel reden? Hast du dein Vermögen dir etwa selbst verschaffet? Wenn jener blessirte Soldat dein Vater wäre, wärst du nicht eben so arm, wie jene Kinder? Es ist wahr, sie gehen schmuzig und zerrissen. Wenn sie aber so viele Zeit wie du, auf die Reinigung ihres Körpers und ihren Anzug, wenden könnten, und sich nicht immer mit schmuziger Arbeit beschäftigen dürften, so würden sie auch wohl besser gekleidet seyn. Ich läugne es auch nicht, daß sie bisweilen unhöflich sind; wo sollen sie denn aber die Höflichkeit lernen, da sie niemals Gelegenheit haben, mit gesiitteten Personen umzugehen? Wenn du vom Morgen bis zum Abend hinter dem Spinnrade sitzen solltest, da wollte ich doch sehen, was du für eine Figur spielen würdest!

Sophie trat näher zu dieser Frau, ließ sich

mit ihr in ein liebreiches Gespräch ein, und erkundigte sich nach ihrem Manne, nach dem Alter ihrer Kinder, nach ihrer Haushaltung und andern dergleichen Dingen. Und die Frau war ausnehmend freundlich, und beantwortete weitläuftig alle Fragen. Luischen schämte sich, daß sie die guten Leute verachtet hatte, gegen die doch ihre Mutter sich so liebreich betrug, und von denen Herr Friedlieb so viel Gutes erzählet hatte. Sie trat also auch näher, sprach mit den Kindern, ließ sich ihr Garn zeigen, erkundigte sich, wie viel sie mit jedem Pfunde verdienten und lobte *ihren* Fleiß.

Darauf nahm Sophie von *dieser* Frau Abschied, und sagte: liebe Frau, fahrt doch *ja* fort so gut und fleißig zu seyn, wie ihr zeither waret, so werdet ihr glücklich seyn, so glücklich als ich. Mein größtes Glück ist dieß, daß ich ein gut Gewissen, gesunden Leib, einen ehrlichen Mann und gute Kinder habe. Und das habt ihr ja alles auch. Geld macht niemanden glücklich. Wenn ich bey meinem Reichthum krank seyn, oder einen bösen Mann haben sollte, so wollte ich lieber an eurer Statt hinter dem Spinnrade sitzen.

Die arme Frau wurde sehr gerührt. Sie druckte weinend Sophiens Hand, und sagte: leben Sie wohl, gnädige Frau, der liebe Gott lasse es Ihnen und ihren lieben Kindern wohl gehen.

Da Sophie fortgieng, so sagte die arme Frau noch zu ihren Kindern: du lieber Gott! das sind ja rechte kreuzbrave, herzensgute Leute, und das Jüngferchen — es ist ja so freundlich wie ein Engel.

„Hörten Sie, sagte Friedlieb, was diese Frau

sagte? Ach liebe Frau! Dank! Dank! für das liebreiche Gespräch, das Sie mit dieser Armen gehalten haben. Sie haben ihr damit mehr Vergnügen gemacht, als wenn Sie ihr einen Speciesthaler geschenkt hätten. Es muß den armen Leuten eine erstaunliche Kränkung seyn, wenn sie sehen, daß die Reichen so vieles genießen, das sie entbehren müssen, und sich überdieß noch von ihnen müssen verachten oder wohl gar verspoten lassen. Und es wäre gar kein Wunder, wenn sie gegen sie erbittert würden. Aber ein freundlicher Blick, den man ihnen giebt, ein liebreiches Gespräch, das man mit ihnen hält, das, erwirbt uns ihre ganze Liebe, und macht, daß sie etliche Tage die Beschwerlichkeiten ihres Zustandes vergessen."

Die Dämmerung trat nun ein, und es wurde Anstalt zu einem mäßigen Abendessen gemacht, an dem alle Theil nahmen, außer Friderike, die nach Hause gegangen war, und bey der Gesellschaft vorwenden ließ, sie habe Zahnschmerzen bekommen. Alle schienen mit ihrer Abwesenheit ganz wohl zufrieden zu seyn, weil sie doch wußten, daß sie in Gesellschaft nichts anders that, als auf andrer Reden und Handlungen lauern, um etwas zu finden, das sie an ihnen tadeln und weiter erzählen konnte. Man war so vergnügt, daß niemanden einfiel nach Hause zu gehen, bis es zwölfe schlug. Da mußte sich denn die Gesellschaft trennen, jedes nahm von dem andern sehr rührend Abschied, und versprach ihm eine herzliche und beständige Freundschaft.

Dreyßigstes Kapitel.

Durch die vielen Zerstreuungen, die zeither Herrmanns Familie gehabt hatte, waren wirklich ihre Geschäfte in einige Unordnung gerathen. Ludwig hatte die Aufsätze nicht ordentlich verfertigt, die er seinem Informator täglich liefern mußte, Luischen hatte auch wenig gearbeitet, Sophie hatte ihre Haushaltung nicht ordentlich führen, und Herrmann seine Handlung nicht gehörig besorgen können. Er sagte daher zu seiner Familie: „lieben Kinder! wir haben zeither vieles Vergnügen genossen, vielleicht mehr, als uns nütze war. Denn unser aller Arbeiten sind dabey größtentheils unterblieben. Ich konnte es aber nicht ändern, weil ich sonst meine Freunde hätte beleidigen müssen. Aber nun, nun müssen wir würklich unsere Vergnügungen einschränken, und die Arbeit frisch angreifen. Sonst würden wir nach und nach alle Lust zur Arbeit verliehren, und es würde unser ganzes Haus in solche Unordnung gerathen, die uns allen Verdruß machte."

Er theilte also jedem seine Geschäfte zu, und er selbst gieng in seine Schreibstube. Anfänglich wollte den Kindern die Arbeit gar nicht schmecken, selbst Herrmann machte sie mehr Mühe als sonst. Nach uud nach aber kam alles wieder in die gehörige Ordnung. Jedes verrichtete sein jährliches Geschäfte, und auch Friedrichson wurde von Tage zu Tage fleißiger. Alle befanden sich recht wohl dabey.

und versicherten, daß bey einem arbeitsamen Leben mehr Vergnügen sey, als bey beständigen Zerstreuungen und Lustbarkeiten.

Erst in der Mitte des Oktobers entstung wieder einige Unordnung. Sophiens Magd hatte sich Erlaubniß erbethen, auf das Kirchweihfest eines benachbarten Dorfs zu gehen. Kaum war sie zum Hause hinaus, so kam der Bediente mit lauten Geschrey in Herrmanns Stube, und rief immer: ach das Unglück! das Unglück! Herrmann erschrack und fragte, was es dann gäbe? Ach das Unglück! das Unglück! rief dieser wieder, mein Vater will sterben. Herrman bedauerte den armen Menschen, und fragte, ob er vielleicht ihn besuchen, und in seiner Krankheit warten wolle? und da er hierzu herzliches Verlangen bezeigte, so gab er ihm auch sogleich die Erlaubniß hinzureisen, und sagte: ich will lieber meine Arbeit selbst thun, als euch von eurem kranken Vater zurückhalten. Gehet hin! wartet! pfleget ihn! und bittet meine Frau, daß sie euch etwas mitgiebt, um ihn zu laben. Da gieng der Bediente fort, und nahm alle Taschen voll Labsal mit.

Aber nun blieb freylich viele Arbeit liegen, die sonst durch diese Leute verrichtet wurde, und die Kinder fühlten gar bald, daß sie abwesend waren. Bald früh kamen sie in die Stube, suchten das Waschbecken, um sich wie gewöhnlich zu waschen. Es war aber weder Wasser noch Waschbecken da. Und Luischen mußte sich bequemen selbst an den Brunnen zu gehen, und Wasser zu holen. Es war schon ziemlich kühle, und sie zitterte am ganzen Lei-

be. Das Frühstück sollte genossen werden, die Milch wurde herbey gebracht, es war aber keine Tasse ausgspült. Wenn nun die Kinder nicht aus Tassene trinken wollten, in denen noch sogar die Milch vom vorigen Tage klebte, so mußten sie erst selbst Tassen ausspülen. Wenn sie sonst in die Stube traten, so war in derselben alles ordentlich, sie war ausgekehrt, und jede Sache stund und lag an ihrem gehörigen Orte. Itzo stund noch alles da, wo es den Tag zuvor gestanden hatte, und der Boden der Stube war mit Papierstückchen, Läpchen, Fäden und anderm Unrathe, bestreuet. Sophie bezeugte darüber ihr Misfallen, und sagte, daß sie heute selbst würde auskehren und aufräumen müssen, wenn niemand dieses Geschäft übernehmen wollte. Das konnten doch die Kinder, die ihre Mutter herzlich lieb hatten, unmöglich zugeben, sie mußten also sich gefallen lassen, auch diese Arbeit zu thun. Luischen nahm den Besen und kehrte aus, Ludwig aber räumte auf. Unterdessen stürmte der Wind heftig, machte an deu Fenstern einen fürchterlichen Lärmen, der durch die Regentropfen, die daran schlugen, noch mehr vergrößert wurde. Die armen Kinder froren, daß ihnen die Finger steif wurden, und fragten ihre Mutter, ob denn heute nicht eingeheizet würde? Ich wollte gerne einheizen lassen, antwortete Sophie, aber ich habe ja niemanden, der das Feuer anzündet. Wollten nun also die Kinder nicht länger frieren, so mußten sie wirklich auch das Einheizen übernehmen. Dieß gieng aber gar nicht gut. Ludwig zündete ein Stück Kienholz an, schob es in den Ofen, da gieng es

aus. Er zündete es noch einmal an, und es gieng wieder aus: so probirte er es wohl zehnmal, und das Holz wollte immer nicht brennen. Luischen half, so viel sie konnte, und doch brachten sie nichts zu Stande. Da stunden nun die armen Kinder mit erstarrten Händen, und plagten sich, und fiengen endlich gar an zu weinen. Zum Glück kam Ludwigs Informator: dieser erbarmte sich über die erfrornen Kinder, zündete das Feuer an, und machte ein recht warmes Stübchen. Da labten sich die Kinder, und sagten, nun wollen wir auch sobald keinen Fuß wieder vor diese warme Stube setzen. Kaum aber hatte sich Ludwig zu seinen Informatur gesetzt, so trat Herrmann in die Stube, und brachte einige Briefe, die den Augenblick auf die Post getragen werden sollten. Hier, Ludwig! sagte er, geschwind diese Briefe auf die Post! Ach, lieber Vater! sagte er, ich wollte ja gern, aber sehen Sie nur das schreckliche Wetter! Es regnet ja beständig und stürmet Uhu hu! Die Briefe müssen aber fort, sagte Herrmann, die Post wartet ja nicht, bis es gut Wetter wird! geschwinde spring, ehe sie abgeht! Da mußte Ludwig wieder fort, und kam wieder so naß, daß alle seine Kleider tropften. Er wollte sich umkleiden, dazu war aber keine Zeit da, denn er mußte immer wieder fort, und da und dort seines Vaters Aufträge besorgen: Luischen kam auch nicht viel in die Stube, weil sie in der Küche viele Geschäfte zu besorgen hatte. Erst um zwölf Uhr kamen sie wieder herein, freuten sich, und sagten: heute soll auch das Essen recht gut schmecken; wir haben gute Motion gehabt, und klopften vor

Freuden in die Hände, da sie hörten, daß sie heute ihr Leibgerüchte, gelbe Rüben und Schöpsenbraten, haben würden. Die gelben Rüben brachte itzo die Köchin wirklich herein — wo sollte sie sie aber hinsetzen? Der Tisch war auch nicht gedecket, keine Serviette, keine Teller, kein Messer, kein Löffel war da, kein Stuhl gesetzt, kein Glas ausgespühlt. Da gab es neuen Aufenthalt. Sophie deckte den Tisch gleich selbst, und sorgte dafür, daß ihr guter Mann, der den ganzen Vormittag in der Arbeitsstube gesessen hatte, etwas zu essen bekäme, und die Kinder mußten unterdessen herbeyschaffen was noch fehlte. Darüber gieng wohl eine halbe Stunde hin. Sie setzten sich nun, wollten essen, die Rüben aber waren kalt, und das Fett am Schöpsenbraten geronnen, so, daß es ihnen kaum halb so gut schmeckte, als sie vermuthet hatten.

Den Nachmittag hatten sie wieder eben so viele Arbeit.

Des Abends fielen beyde entkräftet auf das Kanapee. Ich hätte dir es doch nicht geglaubt, Luischen, sagte Ludwig, daß das Gesinde so viele Arbeit hätte. Nun fühle ich es erst. Die armen Leute! den ganzen Tag warten sie uns auf. Wenn wir uns noch ein paarmal in unsern warmen Betten umwenden, so kehren sie schon aus, putzen auf und tragen herbey, daß wir alles, wenn wir aufstehen, fein ordentlich finden. Wenn es stürmt und regnet, und wir sitzen im warmen Stübchen, so müssen sie fort. Bedenk einmal, im Winter, wenn es friert, daß das Blut unter den Nägeln hervorspringen möchte, so müssen sie im Hofe, im Hause, in

der Küche arbeiten. Wie vielmal müssen sie ihre Speisen essen, wenn sie kalt worden sind! Und doch bin ich den armen Leuten oft unfreundlich begegnet, und habe sie heftig angefahren, wenn sie nicht alles gleich nach meinem Kopfe machten. Das dauert mich gar zu sehr. Dauert es dich nicht auch Luischen?

Mich, antwortete Luischen, mich dauert es so sehr als dich. Ach ich will dir es nur sagen, ich habe letzthin einmal Heinrichen einen einfältigen Menschen gescholten, weil er es vergessen hatte, bey meinem Teller eine Serviette zu legen. Und der arme Mensch hatte doch den ganzen Tag für meinen Vater umherlaufen müssen. Ich will es aber wirklich nicht wieder thun. Ich will immer recht freundlich gegen Heinrichen und Katharinen seyn, und sie allemal bitten, wenn sie etwas für mich thun sollen. Schelten will ich sie niemals. Ludwig versprach, daß er es eben so machen wolle, und beyde seufzten, wenn sie doch nur erst wieder nach Hause wären!

Sie kamen aber sobald nicht nach Hause. Noch vier Tage mußten die Kinder unter solcher Mühe und Unruhe zubringen, und immer seufzten sie: wenn doch nur Heinrich, oder wenigstens Kathrine wieder da wäre! Den fünften Tag stund Luischen ganz betrübt an dem Fenster, und überlegte, wie viele Unruhe sie morgen wieder haben würde. Da zog jemand an der Schelle, sie sahe zum Fenster hinaus — es war Kathrine — und zu eben der Zeit kam auch Heinrich die Straße herunter. Da war Freude! sie vergaß das Fenster zuzumachen. Ludwig! Ludwig! Beyde stürzten nach der Hausthüre zu, öffneten sie, gaben dem Bedienten und der Magd

freundschaftlich die Hände, und riefen: **willkommen! willkommen! lieber Heinrich! gute Kathrine!** wir haben recht auf euch gehoffet.

Ihr Vergnügen war desto größer, da ihnen Heinrich erzählte, daß sein Vater wieder gesund sey. Den andern Tag gieng alles wieder ordentlich, und niemals begegneten diese Kinder dem Gesinde wieder unfreundlich, niemals schalten sie es. Sie bedauerten es vielmehr, wenn sie sahen, was für saure Arbeiten es verrichten mußte.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Zu Anfange des Novembers glaubte Herrmann, daß es gut sey, wenn er seiner arbeitsamen Familie wieder ein Vergnügen machte. Er wählte dazu eine Reise zu dem Schulrector Helwig, wo es allen so wohl gefallen hatte. Da beyde Kinder zeither recht gut gewesen waren, so wurde beschlossen beyde mitzunehmen. Bey Tische wurde es ihnen angekündigt — da war Freude! sie berathschlagten sich sogleich, was sie den guten Kindern des Rectors für Freude machen wollten, und jedes suchte in seinem Schränkchen allerhand Spielwerk zusammen, um Ernstchen, Fritzchen und Karolinchen ein Geschenk damit zu machen. Sophie aber machte Anstalten, die Küche des Rectors zu versorgen, damit der gute Mann, der freylich ein sehr kleines Einkommen hatte, und viele Personen ernähren

mußte, durch ihren Besuch nicht in grosse Kosten gesetzt würde. Es wurde allerhand Backwerk besorgt. Ein Rehrücken, ein paar Haasen und ein Schinken eingepackt, und das Flaschenfutter mit altem guten Rheinwein gut angefüllet. Den Kindern wurde die Zeit lang ehe sie in den Wagen steigen konnten, und sie sagten wohl hundertmal, wenn es doch nur erst Morgen wäre! Ehe es aber Morgen wurde, mußte es erst Nacht werden. Sie mußten sich also zur Ruhe legen, und schlafend die Ankunft des so sehr gewünschten Morgens erwarten.

Luischen träumte von nichts als Reisen. Bald saß sie im Wagen und rollte über Berg und Thal weg, bald spazirete sie an dem Walde, wo Ludwig vor einiger Zeit den Ball geschlagen hatte. Itzo kam es ihr vor, als wenn ihr Fritze ein Rothkelchen brächte. Sie sprang vor Freuden in die Höhe, wollte Fritzen umarmen, erwachte darüber, und sahe, daß sie nicht Fritzen, sondern die Bettdecke in den Armen habe. Das war ihr nun freylich nicht recht, unterdessen war es ihr doch lieb, das sie erwachet war, denn es war ihr schon ziemlich helle. Die sprang aus dem Bette, zog sich hurtig an und lief nach der Familienstube zu. Da war alles auch munter, und beschäftigte sich mit Anziehen und Einpacken. Nur Ludwig fehlte noch. Luischen lief fort um ihm zu wecken, da sie aber vor die Stubenthür trat, kam er ihr schon entgegen — aber in einer sehr traurigen Figur. Er hatte den Kopf in die Hand gelegt und weinte erbärmlich, Luischen erschrack darüber erstaunlich; Herrmann und

Sophie traten auch um ihn und fragten: armer Ludwig! was fehlt dir denn? Ach sagte dieser, meine Freude ist verderbt! ich habe diese Nacht ganz schrecklich Zahnschmerzen bekommen. Es ist, als wenn es mir den Kopf zerreissen wollte.

Da bedauerte nun alles den armen Ludwig, den unter solchen Umständen konnte er ja unmöglich mitreisen. Er fragte zwar, ob nicht die Reise noch ein paar Tage konnte aufgeschoben werden? Dieß gieng aber nicht an, weil der Wagen schon bestellt, und alles zur Reise fertig war. Der arme Ludwig mußte also wirklich zu Hause bleiben. Der Wagen kam, Herrmann, Sophie, Luischen, und auch der kleine Erich, der ebenfalls, um der Kinder Vergnügen zu vergrößern, zur Reise war eingeladen worden, setzten sich ein. Ludwig sahe mit nassen Augen nach. Die ganze Gesellschaft war betrübt, und am Ende der Straße legt sich Sophie noch einmal aus dem Wagen heraus, und warf dem betrübten Ludwig einen Kus zu.

Ludwig war sehr betröbt, er gieng wieder in die Stube, legte sich auf das Kanapee, und wimmerte vor Schmerzen. Am meisten kränkte es ihn, daß gar niemand da war, der ihn bedauerte, und ihm einen Trost zugesprochen hätte. Er schickte nach Karln, und ließ ihn bitten, daß er ihn besuchen möchte, bekam aber die betrübte Nachricht, daß er er das Fieber habe, und nicht ausgehen dürfe. Da war er ganz trostlos. Der Informator kam zwar, um ihm Unterricht zu geben, sprach ihm auch Trost zu, und sagte: gieb dich zufrieden, lieber Ludwig, großer Schmerz hält nicht

lange an! vielleicht bist du morgen schon wieder gesund! und beruhigte ihn dadurch. Da er aber sahe, daß der kranke Ludwig, wegen großer Schmerzen, den Unterricht nicht anhören konnte, auch die übrigen Kinder nicht da waren, so gieng er bald wieder fort, und ließ den guten Ludwig wieder einsam.

Gegen Mittag bekam er wieder Linderung, er konnte mit Herrn Friedrichson speisen, und nach Tische war aller Schmerz weg. Wer war froher als Ludwig. Er suchte sich nun durch allerley Vergnügungen seinen Zustand erträglich zu machen. Erst gieng er über seines Vaters Bücher, und suchte, ob er nicht etwas finden könne, das ihm Vergnügen mache. Da fand er, welche Freude! ein Bilderbuch. Es waren darinne lauter Jagdstücke. Auf dem einen Bilde war vorgestellt, wo die Elephanten gefangen, auf dem andern, wie die Löwen gejagt, auf noch andern, wie Haasen, Füchse, Feldhühner, wilde Enten und Gänse und allerley andere Thiere belauschet und getödtet wurden. Nun dachte er, soll dir die Zeit nicht mehr lang werden. Wirklich vertrieb er sich die Zeit damit wohl eine Viertelstunde lang. Da fand er ein Bild, auf welchem vorgestellt war, wie die Affen berücket würden. Die Jäger wuschen sich nämlich in seinem Waschbecken, so, daß die Affen zusehen konnten. Dann giengen sie fort, liessen das Waschen stehen, thaten aber statt reines Wassers, Leimwasser hinein: wann dann die Jäger fort waren, so kamen die Affen nach und nach herbey, wuschen sich auch, und verkleisterten sich die Augen so,

daß sie nichts mehr sehen konnten, und mit leichter Mühe gefangen wurden. Ueber diesen listigen Einfall lachte er überlaut, sprang auf, und suchte jemanden, mit dem er seine Freude theilen könnte. Da war aber niemand da, kein Luischen, kein Karl, kein Erich war da, selbst Herr Friedrichson war ausgegangen. Darüber wurde er so verdrüslich, daß ihm das ganze Buch kein vergnügen mehr machte. Er stellte es, voller Vertruß, wieder an seinen Ort. Nun fiel es ihm ein, daß er etwas spielen wollte. Er holte seine Kegel herbey, stellte sie hin, schoß darnach, weil aber niemand da war, mit dem er hätte wetteifern können, so hatte er es auch satt, ehe eine Viertelstunde vorbey war. Er suchte seine bleiernen Solldaten zusammen, stellte sie in Ordnung, da sie aber da stunden, war er fertig, und wußte nicht, was er weiter mit ihnen anfangen sollte. Voller Unmuth packte er auch diese wieder zusammen. Endlich fiel er auf seinen Farbenkasten, der ihm in Erichs Gesellschaft so manche vergnügte Stunde gemacht hatte. Diesen stellte er auf den Tisch, kramte ihn aus, und suchte ein allerliebstes Bild aus, das er illuminiren wollte. Wirklich fieng er auch an, die Kleidung von ein paar Personen auszumachen. Da er aber weiter fortfahren wollte, merkte er bald, daß Freund Erich ihm fehle. Dieser verstund das Illuminiren vortreflich, und wußte sehr geschickt die Farben zu wählen, die jeder Sache mußte gegeben werden. Er kam schon auf mancherley Sachen, zu denen er die rechte Farbe nicht finden konnte, ward unwillig, und packte auch den Farbenkasten wieder zusammen.

Tab. XIV. pag. 209

Wie traurig ist das Leben ohne Freund.

Nun wußte er gar nicht mehr, was er vornehmen sollte. Voller Verdruß warf er sich auf das Kanapee, und klagte: **wie traurig ist das Leben ohne Freund!** Wenn ich Schmerzen habe, so ist niemand da, der mich beklagt und tröstet, und meinen Schmerz zu lindern suchte. Habe ich Freude, so nimmt niemand Theil daran. Will ich spielen, so fehlt mir der Gesellschafter, und will ich arbeiten, so hilft mir niemand, niemand giebt mir guten Rath! ach, wenn doch mein liebes Luischen, mein Karl, mein guter Erich wieder da wären, ich wollte mir alle Mühe geben, daß sie mich recht lieb haben sollten. Ich wollte recht aufmerken, was sie gern hätten, und wenn ich es merkte — den Augenblick wollte ich es thun. Ach Luischen, Karl, Erich! kommt ihr nicht bald wieder? Sie hörten die Klagen des armen einsamen Ludwigs nicht. Sie wollten nicht kommen. Statt ihrer fand sich ein Gast ein, der ihm gar nicht angenehm war: der Zahnschmerz fand sich wieder ein! Vor langer Weile wollte er einige Mandeln verzehren, die ihm vor einigen Tagen seine gute Mutter geschenkt hatte. Kaum biß er aber darauf mit seinem hohlen Zahne, so fuhr ihm der Schmerz durch den ganzen Kinnbacken, und die Plage gieng wieder so stark an, als sie am Morgen gewesen war. Da klagte, da wimmerte er.

Indem er vom Schmerz betäubt umherlief, pochte jemand an der Stubenthür. Herein rief er und glaubte, daß er einen von seinen Freunden sehen würde. Er betrog sich aber, es war niemand als — ein graubärtiger Jude.

Unwillig fragte er, was wollt ihr denn?

Ist denn, fragte dieser, der Papa nicht zu Haus?

Es ist niemand zu Hause, sagte Ludwig ganz kurz, und wandte sich von ihm weg.

Ist den der junge Herr krank? fragte Ephraim. Er hält ja den Backen — hat der junge Herr etwa Zahnschmerz?

Ja wohl! ja wohl! antwortete Ludwig.

Sag mir doch der Herr, fuhr Ephraim fort, ob der Zahn hohl ist? Laß mich doch der Herr in den Mund sehe! vielleicht kann ich ihm helfe.

Ludwig hatte erst gar keine Lust dazu. Da aber Ephraim versicherte, daß er schon gar vielen Leuten vom Zahnweh geholfen habe, und der Schmerz immer größer wurde, so ließ er sich doch in den Mund sehen, und Ephraim versprach, er wolle sogleich nach Hause laufen und ihm etwas holen, das ihm allen Schmerz benehmen würde.

Ludwig hatte von seinem Vater gehöret, daß man in Krankheiten nicht alles annehmen müsse, was andere als gut anpriesen. Denn die wenigsten Menschen wüßten, was dem Körper gut wäre, und riethen daher oft zu Dingen, die das Uebel immer ärger machten. Sobald also, als der Jude fort war, gieng er zu Herrn Friedrichson, und fragte, ob er wohl annehmen dürfe, was der Jude bringen würde? Dieser erkundigte sich sogleich bey dem Ladendiener, und bey einigen Leuten, die im Hause stunden, um einige Waaren einzukaufen, was der Jude Ephraim für ein Mann sey? Sie gaben ihm alle das beßte Lob, und versicherten, er sey ein ehrlicher und verständiger Mann. In Krank-

heiten würde er nicht nur von Juden, sondern auch von Christen um Rath gefragt, und habe schon vielen Menschen geholfen. Da rieth denn Herr Friedrichson selbst, daß er annehmen solle, was er ihm bringen würde.

Nach einer halben Stunde kam er zurück, brachte er ein paar Pflästerchen mit, und legte sie hinter Ludwigs Ohren. Zugleich füllte er auch den hohlen Zahn mit Wachs aus, daß keine kalte Luft an ihn kommen, und keine Speisen sich in ihn setzen sollten. Hatte aber Ludwig keinen Schmerz gehabt, so hatte er ihn nun. Es war wie wenn Messer und Gabeln ihm durch die Kinnbacken führen. Da wurde er böse, und wollte die Pflaster wieder herabreissen. Der Jude ließ es aber nicht zu, sondern sagte: „hab doch der Herr Geduld! sogleich hilfts nicht. Morge wolle wir aber einander wieder spreche, da wird der Herr ganz anders rede."

Und nun gieng Ephraim fort, und erinnerte ihn nochmals, daß er ja die Pflaster nicht abreissen sollte.

Vielleicht hätte er es aber doch gethan, denn der Schmerz wurde ganz unausstehlich. Aber Herr Friedrichson nahm ihn mit auf seine Stube, beobachtete ihn genau, und ließ es durchaus nicht zu. Nach einer Stunde merkte er, daß der Schmerz abnahm. Er konnte bey der Abendmahlzeit etwas Speise genießen, und da er in das Bette kam, fiel er in einen sanften Schlummer. Und weil er die vorige Nacht wenig Ruhe hatte, so schlief er so feste, daß er nicht eher bis den folgenden Tag um sieben Uhr erwachte.

Und da er erwachte — war aller Schmerz weg. Wer war froher als Ludwig! vergnügt lief er zu Herrn Friedrichson, und sagte ihm, wie wohl ihm sey, und dankte ihm, daß er ihn von Abreissung der Pflaster abgehalten habe. Und nun tratt er an das Fenster, und sahe begierig alle Augenblicke hinaus, ob der liebe Jude nicht bald kommen wollte, nach acht Uhr kam er. Und Ludwig sprang nach der Thüre freudig zu, und öffnete sie dem Manne, dem er den Tag zuvor so unfreundlich begegnet war. Er führte ihn freundlich in die Stube, und sagte: „ach, tausend, tausend Dank! mein lieber guter Ephraim, ich bin gesnnd, alle meine Zahnschmerzen sind weg. Ich habe immer geglaubt, die Juden wären so böse Leute, nun sehe ich doch, daß es nicht wahr ist."

„Schlimm genug," sagte Ephraim: „wenn der Herr das geglaubt hat. Lerne der Herr nur erst die Jude kenne, er wird finde, daß es nicht wahr ist. **Es giebt bey alle Religione gute Leute!** Ich will zwar nicht widerstreite, daß es nicht auch viele böse Leute unter unsere Nation giebt. Aber, das ist ja kein Wunder, da uns die Christe so stark drücke. Stelle sich der Herr vor, wenn ich auf Reise bin, da muß ich allenthalbe Zoll gebe, wie wenn ich ein Schwein oder ein Roß wäre, und ich bin doch so gut ein Mensch als ein anderer. Soll mich das nicht verdrüße?"

„Aber," fuhr Ludwig fort: „das ist doch nicht zu läugnen, daß unter den Juden viele Betrüger sind."

„Kann wohl seyn," antwortete Ephraim. „Giebt unter unsere Nation und unter Christe Be-

trüger. Wenn aber unsere Nation betrüget, so sind die Christe selbst daran Ursach. Sie schneide uns ja alle Gelegenheit ab, uns zu nähre. Wenn der Christ etliche Söhne hat, so läßt er den eine ein Schuster, den andern ein Schneider, den dritte ein Priester werde, da finde alle ihr Brod. Uns arme Leut ist das aber nicht erlaubt. Wir müssen alle vom Schacher lebe. Wenn nun ein armer Jud fünf bis sechs Kinder zu ernähren hat, und mit seinem Schacher kaum etliche Pfennige verdiene kann des Tags — was soll er denn thun? soll er die Kinder denn verhungere lasse? ist er nicht gezwunge zu betrüge, oder gar zu stehle."

Er gieng fort, und hatte sich durch sein Betragen Ludwigs Liebe erworben. Von dieser Stunde an sagte Ludwig nie etwas wieder gegen einen Juden, das ihn hätte beleidigen können.

Ludwig sahe ein, daß er künftig sie eben so wie andere Menschen lieben wolle. Ephraim legte ihm noch ein paar Pflästerchen auf, und versicherte, daß die Juden immer besser werden würden, wenn man so, wie viele Christen thäten, sie liebreicher behandelte.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Herrmann rollte mit seiner Gesellschaft nach des Rector Helwigs Städchen zu. Gegen zehn Uhr glaubte er dort zu seyn, und alle freuten sich schon auf die vergnügten Stunden, die sie daselbst haben

würden. Die kleinen Persönchen freuten sich vorzüglich, und die Pferde konnten ihnen immer nicht geschwinde genug traben. Aber itzo regte sie Niklas an; der Wagen rollte so geschwinde, als ein Vogel fliegt. Das war ihnen recht. Sie klopften in die Hände, und sagten: „heyda! nun sind wir bald dort.“ Doch da sie so recht lustig waren, gieng es Pautz! die Kutsche bekam einen Stoß, Erich wurde in Sophiens Schoos geschleudert, Herrmann fiel über Luischen her, und hätte das arme Mädchen beynahe todt gedrückt. „Was war denn das?“ riefen alle: „die Kutsche geht ja nicht mehr fort? Niklas! was giebt es denn?“ Niklas stieg vom Bocke herab, kratzte sich hinter den Ohren, und sagte: „I schlage Pulver und Bley drein — könnte man es doch nicht ärger denken.“ „Was giebt es denn?“ rief Herrmann zum Wagen heraus. „I,“ antwortete Niklas: „da habe ich ein Rad zerbrochen. Nun ist guter Rath theuer. Wenn nun jemand bey den Pferden bliebe, so wollte ich hinüber laufen in das Dorf, das da liegt, und ein ander Rad holen.“

Hermann befand dieß nicht für gut, und meinte, daß der Gesellschaft die Zeit ziemlich lang werden würde, wenn sie eine Stunde, und noch länger im Wagen bleiben sollte; das Beßte wäre, daß sie Niklasen bey den Pferden liessen, und selbst in das Dorf giengen, um ein Rad aufzusuchen. Der Vorschlag gefiel allen, sie giengen fort, und befahlen Niklasen, daß er sie mit dem Wagen abholen sollte, sobald sie ihm das Rad würden zugeschickt haben.

Nun gieng der Zug durch einen Fußsteig über

das Saatfeld weg, und die Kinder wurden recht lebendig, da sie aus dem engen Wagen in freye Luft kamen. Auf einmal sprang Erich quer über den Acker hin, grif auf die Erde sprang wieder fort, warf den Hut auf die Erde, hob ihn wieder auf, lief weiter. Luischen, die gern wissen möchte, was er vorhabe, lief ihm nach. Endlich hatte er erhaschet, was er gejagt hatte. Luischen kam zu ihm, und beyde freuten sich über den Fang, den sie gethan hatten. Hermann aber, dem itzo nur daran gelegen war, daß die Reise fortgesetzt werden sollte, achtete nicht viel darauf, sondern gieng mit Sophien immer weiter fort.

Er mußte aber doch stehen bleiben, denn Luischen fieng gar ein klägliches Geschrey an, und rief: „lieber Erich! ach thue es nicht, bitte, bitte.“ Und da dieß nicht helfen wollte, rief sie gar den Vater und die Mutter zu Hilfe.

Hermann konnte nicht begreifen, was die Kinder vorhätten, er winkte also, und rief, daß sie herbey kommen sollten. Sie kamen, Luischen zuerst, ganz außer Odem. „Lieber Vater!“ sagte sie, da sie herzukam, was der Erich für ein böser Mensch ist! Da hat er eine Feldmaus gefangen, und will ihr das Schwänzchen und die Ohren abschneiden. Das arme Thier! es hat ihm ja nichts zu Leide gethan. Er hat schon das Federmesser herausgeholt, sehen Sie einmal!“

Erich kam indessen herbey, lächelte, hielt in der einen Hand die Feldmaus, und in der andern das Federmesser.

„Was willst du denn hier thun?“ sagte Herrmann.

E. Da will ich den kleinen Dieb, der den armen Bauern die Früchte vom Felde stiehlt, ein bischen züchtigen.

H. Ey du kleiner grausamer Mensch! Fi! schäme dich. **Wer das kleinste Thier martern kann, der hat gewiß ein böses Herz.** Er gewöhnt sich nach und nach an die Grausamkeit, und läßt sie gewiß hernach auch den Menschen empfinden.

E. Was sollte ich denn aber wohl aus einer Maus machen? sie ist ja ein gar verächtliches Thier, das zu gar nichts nütze ist.

H. Ist denn die Uhr, die dir dein Vater geschenkt hat, auch etwas verächtliches?

E. Bey Leibe nicht. Die gäbe ich für tausend Mäuse nicht hin.

H. Und gleichwohl ist an dem lieben Mäuschen ungleich mehr Kunst als an deiner Uhr angebracht. Sieh einmal die allerliebsten Ohren, durch welche es alles erfährt, was in der Nähe vorgeht. Durch diese erfuhr es auch, daß du kleiner Räuber ihm nachsetztest. Und diese artigen Augen, in denen sich alles abbildet, was ihnen nahe ist. Und diese scharfen Zähne, mit welchen es die härtesten Körner zernagen kann. Und diese niedlichen Pfötchen, das weiche Fell! Du würdest noch mehr erstaunen, wenn du in das Mäuschen hinein sehen könntest, und wahrnähmst, wie alles in demselben lebet, wie der kleine Magen seine Nahrung zerarbeitet, wie er das Beßte davon absondert, und es durch ganz subtile Röhrchen weiter führt, wie daraus Fleisch,

Blut und Knochen gemacht werden, wie der Unrath durch dünne Gedärme abgeführet wird. Fühle hier auf seine Brust, wie das Herz pocht, und das Geblüt durch ganz zarte Adern treibt. Deine Uhr mag künstlich seyn. Glaubst du aber wohl, daß sie jemahls junge Uhren bekommen werde? Dieß wäre dir wohl recht. Du würdest bald eine Uhrenhecke anlegen, und damit einen vortheilhaften Handel anfangen. Dahin wirst du es aber niemals bringen. Dieß Mäuschen hat aber gewiß schon viele Junge in die Welt gesetzt, und wird gewiß noch mehrere hervorbringen, wenn du ihm das Leben schenkest.

E. Es ist ja aber zu nichts nütze?

H. Das kannst du nicht wissen. Es giebt tausenderley Dinge in der Welt, die sehr nützlich sind, und von denen wir doch keinen Nutzen angeben können. Wenn der, der dieß Mäuschen gemacht hat, gewußt hätte, daß es zu nichts nütze wäre, warum hätte er denn so viele Kunst an demselben angewendet?

Einigen Nutzen kann ich dir auch davon anzeigen.

Sieh diesen Raben! wie gravitätisch er daher geht! was für eine prächtig schwarze Farbe er hat! was für schöne Federn er in seinen Flügeln trägt, die dir, wenn du recht zart schreiben willst, sehr nützlich sind. Für diesen und seine Brüder sind die Mäuschen da. Sie machen auf dieselben Jagd, und wenn sie eins erwischen und verzehren, so schmeckt es ihnen so gut, als dir ein Hasenbraten. Die Mäuse sind also so wenig unnütze, als die Hasen.

E. Die Mäuse thun aber doch Schaden. Sie

fressen den armen Bauern den Roggen und Weizen weg.

H. Dieser Schade ist sehr gering. Sie tragen gemeiniglich nur die Körner zusammen, die die Bauern verliehren, und die mehrentheils umkommen würden, wenn sie die haushältigen Mäuschen nicht in ihre Nester trügen. Und wenn sie auch bisweilen ein paar Aehren aus den Garben herausziehen, was schadet denn das? das spürt ja der Ackersmann nicht.

E. Mir ist aber doch gesagt worden, daß sie bisweilen sich so vermehrten, daß sie ganze Felder verwüsten.

H. Nun dann ist es Zeit sie zu tödten. Aber peinigen — peinigen darf man sie durchaus nicht. Man muß ihren Tod so viel als möglich verkürzen.

E. So will ich denn den kleinen Dieb tödten, ehe er so großen Schaden thun kann.

„Ach, mein lieber Erich!" schrie Luischen: thue es nicht! gieb mir das kleine Mäuschen! willst du? gieb mir es!" Da gab er es ihr denn, und kaum hatte es Luischen, so ließ sie es fortlaufen, und rief ihm nach: lauf, lauf du armes Thierchen! daß du wieder zu deinen Kinderchen kommst.

Dieß gefiel Hermannen und Sophien ausnehmend.

Sophie küßte Luischen, und sagte: „gutes Mädchen! vielleicht hast du vier oder fünf jungen Mäuschen das Leben erhalten, die elendig hätten verschmachten müssen, wenn ihre Mutter wäre getödtet worden."

Ueber diesen Vorfall redete Herrmann noch gar

vieles. Er sagte, daß auch das kleinste Thier zu etwas nützlich wäre, und daß ein guter Mensch auch den kleinsten Wurm nicht tödten dürfe, außer wenn er ihm Schaden zufüge, oder wenn sein Tod ihm nütze wäre. Aber auch alsdann wäre es unrecht, wenn man ihn quäle, und beschrieb es so rührend, wie wehe es dem armen Mäuschen würde gethan haben, wenn Erich ihm seine Ohren und sein Schwänzchen abgeschnitten hätte, daß beyden Kindern die Augen übergiegen.

„Das ist doch aber auch wohl nicht recht," sagte Luischen: „daß die bösen Menschen die armen Schäfchen todt stechen. Diese schaden ja niemanden." „Sie schaden wohl niemanden," antwortete Hermann, aber ihr Tod ist uns nütze. Denn ihr Fleisch essen wir, und in ihre Felle kleiden wir uns. Einmal müssen die Schäfchen doch sterben. Und wenn der Metzger sie geschwind todt sticht, so stehen sie bey weitem so vielen Schmerz nicht aus, als wenn sie durch Krankheit und Alter nach und nach ihr Leben verlöhren.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Während dieses Gesprächs waren sie an das Dorf gekommen. Hermann fragte sogleich nach einem Rade. Die Bauern versicherten aber, daß sie ihm dieß nicht verschaffen könnten, weil die Räder von ihren Wägen und Karren für eine Kutsche unschicklich wären. Nur ihr Amtmann besitze eine Kutsche,

und da dieser immer einige Räder vorräthig hätte, so zweifelten sie gar nicht, daß er ihm eins würde zukommen lassen. Herrmann gieng also zu dem Amtmann, stellte ihm die Verlegenheit vor, in der er sich befände, und bath ihn, ihm mit einem Rade auszuhelfen. Der Amtmann, der ein sehr gefälliger Mann war, überließ es ihm sogleich gegen eine geringe Bezahlung. Und ein Bauer erbot sich sogleich, dasselbe nach der Kutsche zu wälzen. Zur Vergeltung seiner Mühe bath er sich das zerbrochene Rad aus, welches ihm Hermann auch gar gerne zustand.

Unterdessen gieng die Gesellschaft in das Wirthshaus, um da des Kutschers Ankunft zu erwarten. Damit sie dem Wirthe doch etwas für den kleinen Aufenthalt, den er ihnen in seiner Stube verstattete, zu lösen geben möchten, so forderten sie etwas Butter und Brod. Der Wirth war eben im Kartenspiele mit einigen Bauern begriffen, und war darauf so erpicht, daß er sich auch nicht im geringsten gegen seine Gäste gefällig bewies. Es schien ihn schon zu verdrüßen, daß sie etwas von ihm verlangten. Mit zornigem Gesichte stand er vom Stuhle auf, und rief zur Thür hinaus: Frau! Butter und Brod bring herein! dann setzte er sich geschwind wieder zum Tische, und sagte: Solo Schellen!

Die Frau brachte das Verlangte, setzte es auf den Tisch, vergaß aber ein Messer dabey zu legen. Da nun die Gesellschaft keine Messer bey sich hatte, so konnte sie auch von dem Brode nichts abschneiden, und die Butter nicht aufstreichen. Herrmann sahe sich also genöthiget, den Wirth wieder im

Spiele zu unterbrechen. Er zupfte ihn an den Ermel, und sagte: „Freund! es sind keine Messer da.“ Da wurde der Mann böse, stieß ein paar Flüche aus, und verlohr darüber sein Spiel.

Nun wurde sie noch grimmiger, sprang vom Stuhle auf, brüllte ein paar erschreckliche Flüche zur Thür hinaus, und befahl Messer herbey zu bringen. Die erschrockne Frau brachte sie den Augenblick. Sobald sie aber in die Stube trat, blöckte sie der Mann an, sagte: was ist das für Wirthschaft? und schwap, schwap, da hatte sie ein paar Ohrfeigen weg.

Daß die arme Frau ganz aus ihrer Fassung kam, kann man sich leicht vorstellen. „Du gottloser Mann!“ sagte sie: „mich, deine Frau so zu behandeln? Den ganzen Tag muß ich arbeiten — die ganze Wirthschaft liegt auf mir, und du — du thust sonst nichts, als daß du frißt und säufst, und spielst; mein ganzes Vermögen hast du schon durchgebracht, und nun willst du mich noch schlagen?“

Der böse Mann wurde noch wüthender. Er gieng nach einer Peitsche, die an der Wand hieng, um damit seine arme Frau zu prügeln. Diese befand es aber nicht für rathsam, diese Mißhandlung abzuwarten, sie entsprang und lief auf die Gasse. Sein kleiner Sohn wollte seiner Mutter nachspringen, stolperte aber, fiel hin, und erhob ein klägliches Geschrey. Statt daß ihn nun der Vater hätte bedauern sollen, so peitschte er ihn auf eine abscheuliche Art durch, warf ihn zur Thür hinaus, gieng selbst nach, und schlug die Thür ganz schrecklich zu. Die Bauern befanden es auch nicht für

gut bey diesem Wietrich zu bleiben, schlichen sich fort, und ließen Herrmannen mit seiner Gesellschaft allein.

Diese war vor Schrecken halb todt. Den Kindern bebten die Glieder, und Erich sagte erschrocken: „behüte Gott! ist das nicht ein abscheulicher Mensch! habe ich doch in meinem Leben dergleichen Menschen nicht gesehen! Unser Informator hat mir gesagt, man solle alle Menschen lieb haben; aber so ein Kerl muß wohl ausgenommen werden. Hassen, verabscheuen muß man ihn! Was meinen Sie dazu? Herr Herrmann!"

„Und was meinst du?" fragte Herrmann: „wenn ein Mensch durch unordentliche Eltern oder lüderliche Mägde in seiner Kindheit so schlecht wäre gewartet worden, daß er darüber lahm geworden wäre, wolltest du ihn denn hassen?"

„Bey Leibe nicht!" antwortete Erich: „was kann denn der arme Mensch dafür? es ist ja Unglück genug für ihn, daß er lahm ist. Ich würde ihn bedauern, und ihm helfen, wo ich könnte."

„So darfst du auch einen bösen Menschen nicht hassen, sondern mußt ihn bedauern, und ihm helfen, wo du kannst. Denn **ein böser Mensch ist so beklagenswerth als ein Krippel.** Er hat seine abscheulichen Gewohnheiten gemeiniglich von seinen bösen Eltern, oder andern bösen Menschen gelernt, mit denen er oft umgieng. Wenn diese Gewohnheiten dreyßig bis vierzig Jahre bey einem Menschen gewesen sind, so ist es oft so schwer sie wegzuschaffen, als einen krummen Fuß gerade zu machen. Und, lieber Erich! glaube mir, ein böser

Mensch muß viel mehr ausstehen, als der ärgste Krüppel: warum wollten wir ihn denn bedauern? Ich will itzo mit dem Wirthe reden, du sollst aus seinem eignen Munde hören, daß er beklagenswerth ist." „Ach, lieber Herr Herrmann!" rief Erich: „thun Sie es ja nicht! lassen Sie den bösen Menschen ja gehen! er könnte Ihnen Verdruß machen, und Sophie und Luischen baten auch mit. Herrmann aber sagte, sie sollten nur unbesorgt seyn, er müsse versuchen, ob er dem armen Menschen nicht einen guten Rath geben könne.

Da tratt eben der Wirth wieder hinein und schnaubte.

„Das Kind," fragte Hermann: „hat doch wohl nicht Schaden genommen?"

„Ach was Schaden, was Schaden!" antwortete der Wirth. „Der Junge wird wohl bleiben — Unkraut verdirbt nicht."

H. Also ist es wohl nicht sein Sohn?

W. Es wird ja mein Sohn seyn.

H. Nun, lieber Freund! da möchte ich doch wirklich wissen, wie ein Vater so barbarisch mit seinem eignen Kinde umgehen könnte. Das Kind hatte ja nichts unrechts gethan, es fiel, und weil der Fall ihm Schmerz machte, so weinte es, und da schlug er es, anstatt daß er es hätte bedauern sollen.

W. Sie reden eben so, wie unser Pfarrer. Der hofmeistert mich auch gleich, wenn ich etwa einmal der Frau ein paar Maulschellen gegeben habe. Die Herren wissen aber nicht, wo der Knoten steckt. Wenn Sie wüßten, wie ich im Gedränge

stecke, Sie würden sich nicht wundern, wenn ich manchmal rappelköpfisch werde.

H. Wie kann Er doch im Gedränge seyn? Er hat das schöne Wirthshaus, das hier an der Strasse liegt, und doch manchen Thaler einbringen muß, hat eine wirthschaftliche Frau und gesunde Kinder.

W. Sie reden, wie Sie es verstehen. Herr! wenn Sie eine Frau haben sollten, die Ihnen alle Tage vorwürfe, daß Sie ihr Vermögen durchgebracht hätten, wenn Ihre Kinder alle an der Mutter hiengen, und vor ihnen liefen, wenn Sie alle Augenblicke besorgen müßten, daß die Schuldherren Sie vom Hause und Hofe jagten; Herr! Sie würden auch aus einem andern Tone singen. Sie wissen nicht, wo mich der Schuh drückt. Es ist wahr, ich habe ein hübsch Wirthshaus. Aber droben in dem Neste, eine halbe Stunde von hier, da sitzt ein Kerl, der zieht alles an sich. Es geht wohl manchmal ein Monat hin, ehe jemand bey mir einkehret.

H. Da ist Er nun freylich sehr zu bedauern. Aber nehme er es mir nicht übel, es scheint mir, als wenn Er an alle seinem Unglück selbst Schuld wäre. Wenn Er seiner Frauen Vermögen durchgebracht hat, so darf Er sich ja nicht wundern, daß die gute Frau darüber unwillig wird, und es ihm vorwirft, und wenn die Schuldherren ihm drohen daß sie ihn vom Hause und Hofe jagen wollen, ist Er nicht daran Schuld? Wenn Er seiner Frauen Vermögen fein ordentlich verwaltet hätte, so hätte Er ja nicht nöthig gehabt Schulden zu machen, so hätte Er ja keinen Schuldherrn, so könnte ihn ja auch niemand in dem Besitze seines Hauses und Hofes

beunruhigen. Wenn die Kinder ihn fliehen, wenn die Fremden von ihm weichen, wer kann denn etwas dazu, als Er selbst? Er jagt ja mit seinem unbändigen Betragen alles von sich. Wer wird denn bey einem Manne bleiben, der so ungefällig ist, der flucht und tobt, und schilt, und um sich schlägt. Und, Herr Wirth! ich muß es gerade heraus sagen: wenn Er nicht anders wird, so kehre ich in meinem Leben nicht wieder bey ihm ein.

W. Ja, an das Anders werden wird es wohl niemals kommen. Mein Vater war ein Tollkopf, meine Brüder waren Tollköpfe, da werde ich es auch wohl bleiben. Es steckt nun einmal so bey uns im Geblüte.

Herr Herrmann gab ihm noch einige gute Lehren, bezahlte ihm etliche Groschen, und setzte sich mit seiner Familie in den Wagen, der schon einige Minuten auf ihn gewartet hatte.

Alle waren froh, daß sie von diesem bösen Manne weg waren. Herrmann aber sagte zu Erichen: „Siehst du, wie beklagenswürdig dieser Mann ist? niemand liebt ihn, jedermann verabscheuet ihn, er mag an sein voriges Leben, oder an seinen künftigen Zustand denken, so findet er nichts, das ihm Freude machte. Und die erste Ursache von seinem Elende liegt doch darinn, daß er von Kindheit auf immer böse Menschen um sich gehabt hat.“

Erich sah es ein, und hatte wahres Mitleiden mit ihm.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Itzo kamen sie bey dem Städtchen an, wo der Rector Helwig wohnte. Herrmann befahl dem Kutscher, daß er gerade vor das Schulhaus fahren sollte. Die Kinder hüpften vor Freuden, sie konnten nicht länger sitzen bleiben, knieten auf den Sitz, und erwarteten voller Sehnsucht den Augenblick, da der Rector mit seinen Kindern herausstürzen, und sie umarmen würde. Nach etlichen Minuten hielt der Wagen stille, und die Kinder fragten Herrmannen: „ist dieß das Haus?“ „Ja,“ antwortete Herrmann: „das ist das Haus, nach dem ihr euch so lange gesehnet habt.“ Da sprangen sie vor Freuden.

„Aber das ist doch sonderbar,“ sagte Hermann: „daß uns niemand entgegen kommt. Sie werden doch wohl nicht verreiset seyn?“ Er stieg aus der Kutsche, hob seine Frau und die Kinder heraus — aber niemand empfieng sie. Sie giengen durch den Hof — da war keine lebendige Seele zu sehen. Sie giengen in das Haus — auch da war niemand. Sie klopften an die Stubenthür an — „Herein!“ rief eine schwache Stimme. Sie öffneten die Thür — Himmel, welcher Anblick! Da standen vier Betten und eine Wiege. Auf dem einen saß Ernst, in dem andern lagen Fritz und Karolinchen, in dem dritten lag des Rectors Frau, das vierte schien für den Rector bestimmt zu seyn, und in der Wiege lag ein kleines Kind. In dem kleinen Raume, der noch

übrig war, saß der Rector, und hatte den Kopf in die Hand gelegt. Und da die Gäste in die Stube traten, so wurde sie so voll, daß sich niemand mehr regen konnte.

„Allerliebster Mann!“ rief der Rector mit wehmüthiger Stimme: „wo kommen Sie denn her, in diese Jammerstube? Beynahe erliege ich unter meinem Elende. Da liegen meine armen Kinder, und haben die Pocken. Ernst ist so ziemlich durch, aber mein lieber Fritze — mein gutes Karolinchen (hier fieng er recht kläglich an zu weinen) da sehen Sie nur den Jammer, da liegen sie unter den größten Schmerzen. Seit drey Tagen sind ihnen schon die Augen zugeschworen. Ach! und ich weiß nicht, ob sie sie jemals wieder öffnen werden. Hier liegt meine arme Frau, die vor etlichen Tagen dieß Kind bekommen hat. Sie ist so matt, daß sie keinen Fuß aus dem Bette setzen kann. Und hat über dieß eine wehe Brust. Die arme Frau muß gar zu viel ausstehen. Was mich betrifft, so ist in zwey Wochen fast gar kein Schlaf in meine Augen gekommen. Aber ach! noch zwey, noch vier Wochen will ich wachen, ich will gern alles ausstehen, wenn ich nur meiner Kinder Leben rette. Wenn ich sie nur einmal wieder gesund sehe. Ach, meine Kinder! mein Fritze! meine Karoline!“ (hier fiel er Herrmannen um den Hals, und benetzte ihn mit seinen Thränen.)

Die ganze Gesellschaft wurde wehmüthig, und Erich und Luischen weinten laut.

„Liebsten Freunde!“ fuhr der Rector fort: „was soll ich denn mit Ihnen anfangen? ich kann Ihnen keinen Stuhl anbieten. Ich habe niemanden;

der Ihnen einen Bissen Essen bereitet. Und Sie werden auch keine Lust haben, in diesem Lazarethe etwas zu genießen. Wollte ich Sie gleich in die obere Stube führen, so kann ich doch nicht bey Ihnen seyn. Denn von meinen kranken Kindern gehe ich nicht. Liebsten Freunde! nehmen Sie es mir nicht übel, und wenn der Kaiser käme, so kann ich mich nicht mit ihm einlassen. Denn, wenn mir eines meiner lieben Kinder sterben sollte, so ist der Kaiser viel zu arm, als daß er es mir bezahlen könnte. Verlassen Sie diese Jammerstube, und gehen Sie in das Wirthshaus! Der Wirth ist ein sehr guter Mann, ich hoffe, er soll Sie recht gut bewirthen."

Herrmann sprach dem Rector so vielen Trost ein, als er konnte, er sagte unter andern: „lieber Rector! nach einem harten Winter folgt ein angenehmer Frühling. Fassen Sie Muth! nach überstandnem Leiden werden Sie auch Freude haben!"

Sophie setzte sich indessen zu der Rectorian, und tröstete sie unter Vergießung vieler Thränen. Erich und Luischen traten zu den kranken Kindern, und bedauerten sie. Alsdann nahmen sie alle von der betrübten Familie sehr wehmüthig Abschied, und giengen nach dem Wirthshause zu.

Der Appetit zum Essen war allen ziemlich vergangen. Sie genossen etliche Bissen Schinken, und einige Gläser Wein. Ein paar Flaschen voll schickten sie aber dem Rector, und liessen ihn bitten, daß er sie annehmen, und sich damit bey seinem großen Jammer erquicken möchte.

Nach Verlauf von zwey Stunden, sagte Herrmann zu seiner Gesellschaft: „Lieben Leute! es ist

wohl gut, daß man seine Freunde besucht, wenn es ihnen wohlgeht, und sich mit ihnen freuet; aber das ist noch besser, wenn man ihnen in der Noth beysteht. Kommt! laßt uns wieder zu ihnen gehen, und ihnen ihren Jammer, so viel als möglich, zu erleichtern suchen. Ich will mit dem Rector sprechen, Sophie kann mit der Rectorinn plaudern, und ihr, Kinder! sucht eure Geschenke zusammen, die ihr mitgenommen habt, und bringt sie euren kranken Freunden. Die guten Leute werden eine ausnehmende Freude haben, wenn sie sehen, daß wir an ihrem Leiden Theil nehmen."

Sie waren es alle zufrieden, giengen fort, und Sophie übergab die mitgebrachten Speisen der Wirthinn, daß sie sie zum Abendessen zubereiten sollte.

Es heiterte sich alles auf, da sie in die Krankenstube traten, und schien seinen Schmerz zu vergessen.

Herrmann setzte sich sogleich neben dem Rector, nnd sprach ihm Muth ein. Er erzählte, wie viel seine Kinder in den Pocken ausgestanden hätten, und wie sie doch alle glücklich durchgekommen wären. Und der Rector wurde bey diesem Gespräche recht munter.

Sophie ließ sich bey der Rectorinn nieder, die eben ihr Kind stillete, und dabey an ihrer bösen Brust solche empfindliche Schmerzen litt, daß sie die Zähne zusammen biß, und beynahe überlaut geschrien hätte. Sie erzählte ihr, wie viel sie an ihren Brüsten ausgestanden habe, und gab ihr allerley Anschläge, wie sie ihren Schmerz lindern könnte. Die Rectorinn hörte sehr aufmerksam zu, druckte ihr die Hände, und sagte: „o gute, liebe Frau! Sie sind mir

ja ein Engel, den mir Gott in meinem Leben zugesandt hat. Wie leicht ist mir das Herz, seitdem Sie da sind."

Luischen und Erich giengen erst an das Bette, wo Fritze und Karolinchen lagen. Sie gaben ihnen etliche artige Spielsachen. Luischen hatte für Karolinchen eine ganz kleine Wirthschaft, Tellerchen, Schüsselchen, Kaffeezeug und dergleichen mitgenommen. Erich stellte vor Fritzen eine ganze Compagnie bleierne Dragoner hin. Aber, was half dieß den Kindern? sie konnten nichts davon sehen, und wenn sie zugreifen wollten, so machten ihnen die Pocken, die sie in den Händchen hatten, solchen Schmerz, daß sie es gleich wieder hinwarfen. Sie fiengen an zu weinen. Aber Erich redete ihnen sehr liebreich zu, und sagte: sie sollten ja fein ruhig seyn, so würden sie auch recht bald gesund werden. Er wolle die kleinen Geschenke alle ihrem Vater aufzuheben geben, da würde die Freude desto größer seyn. wenn sie wieder aus den Betten gehen könnten, und diese artigen Sachen fänden.

Nun giengen sie zu Ernsten. Der hatte schon eine größere Freude, da ihm Erich eine ganze Jagd, etliche bleierne Jäger und Hunde, Hirsche, Füchse, und dergleichen hinstellte, und Luischen einige Bilderchen für ihn auskramte. Sie wurden bald mit einander bekannt, und sprachen sehr vertraulich: „Lieben Kinder!" sagte Ernst: „in meinem Leben habe ich es nicht so bedacht, wie gut es die Eltern mit ihren Kindern meinen, als itzo. Da seht nur, wie viel meine gute Mutter mit diesem kleinen Kinde ausstehen muß! so oft es zieht, macht es

ihr solchen Schmerz, als wenn ein Messer durch ihre Brust gestossen würde. Und doch legt sie es nicht weg. Sie legt es alle Augenblicke wieder an ihre Brust, und steht alle Pein aus, damit nur das arme Kind nicht verschmachten soll. Ach! wenn sie es verlassen wollte, im kurzen müßte es sterben. Etlichemal reiniget sie es des Tages, und wenn sie es in die Höhe hebt, so greift sie es abermal sehr vorsichtig an, und hält sein Köpfchen, daß seine schwachen Glieder keinen Schaden nehmen sollen. Des Nachts schläft sie kaum zwey Stunden, weil das Kind immer weinet, und ihr etwas zu schaffen macht. So klein sind wir alle gewesen, so sauer sind wir unsern guten Eltern geworden. Ach! und mein lieber Vater! ihr glaubt gar nicht, wie lieb er uns hat. Seitdem wir krank sind, ist er nicht von unsern Betten gekommen. Der Edelmann hat ihn ein paarmal zu Tische bitten lassen, er ist aber nicht gekommen, damit er uns nicht verlassen dürfe. O! wie vielmal hat er mich aus dem Bette und wieder hinein gehoben! Wie viel gute Bissen hat er mir in den Mund gestecket, und wie manchen Löffel voll Arzney eingegeben. Alle Tage schickt er in die Stadt, und läßt etwas für uns holen. Das kostet ihm gar vieles Geld. Er spricht aber, er wolle gern alles anwenden, wenn er nur die Freude erlebte, daß wir wieder gesund würden. Ach, die lieben Eltern! ich habe sie recht lieb. Ich will nun auch recht gut seyn, daß ich ihnen viele Freude mache. **Was für böse Kinder müssen es seyn, die ihre Eltern betrüben können.**"

Luischen und Erich dachten dabey an ihre lie=

ben Eltern, und beyde nahmen sich vor, daß sie es eben so, wie Ernst, machen wollten. Luischen dauerte es gar zu sehr, da sie sich erinnerte, daß sie ihren lieben Eltern einigemal Verdruß gemacht hätte, und Erich schämte sich, daß er es nicht eher überlegt hätte, wie viele Mühe und Sorge er seinen Eltern schon gemacht habe." Beyde waren von dieser Zeit an aufmerksamer auf sich selbst, und thaten alles, was sie ihren Eltern an den Augen ansehen konnten.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Die Dunkelheit fiel nun ein, und die Gesellschaft nahm von der leidenden Familie Abschied, wünschte ihr eine geruhige Nacht, und daß sie, nach überstandenem Leiden, recht viele Freude haben möge.

Sie kam nun in das Wirthshaus, und wollte in die erste Stube gehen. Die Wirthinn kam aber gesprungen, und rief: „da gehen Sie nicht hinein, es sind da viele Fuhrleute drinne, die machen einen solchen Lärm und Tobacksdampf, daß es Ihnen gar nicht gefallen wird. Treten Sie in meine Kinderstube, bis das obere Stübchen warm ist, das ich für Sie habe zurechte machen lassen."

Sie trafen da alles in der vortreflichsten Ordnung an. Sie sahen da weder große Spiegel, noch Gemälde, noch anderes theures Hausgeräthe, sondern lauter Sachen, die von dem Fleiße dieser guten Leute zeugten. Die Wände waren mit Garn

behängt, das vor kurzem gesponnen war, mit Strümpfen, die noch nicht ganz fertig gestrickt waren. Da stund eine Haspel, dort Spinnräder, in einem kleinen Schranke stunden allerley gute Bücher. Ein Mädchen von sechszehn, und ein anderes von vierzehn Jahren rieben Semmeln, und schnitten Brod ein zu der bevorstehenden Mahlzeit. Ein drittes Mädchen spann, und ein Knabe saß und schrieb. Sophie war über diesen Anblick ausnehmend vergnügt. „Da treffe ich doch," sagte sie: „recht fleißige Leute an." „Wenn man Lust zu arbeiten hat," antwortete die Wirthinn: „so findet sich immer etwas zu thun. Man ist ja auch nicht vergnügter, als wenn man geschäftig ist. Und wenn die Kinder nicht immer Arbeit genug hätten; so würden sie in der Gaststube stehen, und die Mäuler aufsperren, und nichts Gutes sehen, noch hören. Aber nehmen Sie es nicht übel, ich muß von Ihnen gehen. In der Küche giebt es heute gar zu viel zu thun."

Sie gieng ab, und der Wirth trat hinein: ein freundlicher lieber Mann, dem die Ehrlichkeit aus den Augen sahe. Er hielt auf dem Arme sein kleines Kind, gieng auf seine lieben Gäste los, und gab allen recht treuherzig seine Hand, die von der Arbeit so abgehärtet, wie Sohlenleder war.

„Heute," sagte er lächelnd: „bin ich Kindermagd. Meine Frau und alle meine Leute haben ihre Hände voll zu thun, daß sie sich des armen Würmchens nicht annehmen können. Da muß ich es thun. Je nun! für mich schickt es sich ja am besten, ich habe doch die Hände frey, und thue

nichts, als daß ich anordne. Wir müssen ja einander helfen, wenn wir bey einander leben wollen."

Er wurde gleich abgerufen, und die Gesellschaft blieb bey den Kindern alleine.

Sophie setzte sich zu dem ältesten Mädchen, und fragte es: „du bist wohl des Wirths älteste Tochter?"

„Ich bin nicht seine Tochter," antwortete das freundliche Mädchen. „Ich bin seiner Schwester Tochter. Ich habe keine Aeltern mehr, die sind mir beyde gestorben. Er hat mich seit meinem sechsten Jahre erzogen."

„Giebst du viel Kostgeld?" fragte Sophie weiter.

„Ich habe," war die Antwort, „ihm nie einen Pfennig gegeben, denn meine Eltern haben mir nichts hinterlassen. Er ist aber gar ein **guter Mann**. Er hält mich eben so, wie seine leiblichen Kinder. Wenn diese gekleidet werden, so werde ich auch gekleidet. Er hat mich lassen Nähen, Spinnen, Stricken lernen. Er hat auch den Herrn Schulmeister bezahlt, daß er mich hat müssen Schreiben und Rechnen lehren. Meinen Bruder läßt er das Schneiderhandwerk lernen, und bezahlt für ihn alles."

„Da bist du," fuhr Sophie fort, „zu einem recht guten Manne gekommen."

„Ja, das ist er auch," sagte das Mädchen. „Das Gute, das er an uns Kindern thut, ist noch lange nicht alles. Wenn ich Ihnen erzählen sollte, was er an andern armen Leuten thut; so würde ich heute nicht fertig. Wenn arme Reisende bey ihm einkehren, so läßt er sich mein Tage nichts von ih-

nen bezahlen. Er giebt ihnen wohl noch etwas mit auf den Weg. Erst gestern Abend war eine arme Soldatenfrau da, deren Mann gestorben war, und die drey Kinder bey sich hatte. Sie mögen es mir glauben oder nicht, er ließ ihr eine Stube heizen, und ließ ihr so gut, wie andern Gästen, aufschüsseln. Die Frau wollte es nicht annehmen, und sagte: sie hätte nichts mehr als achtzehn Pfennige bey sich. „Es wird sich schon finden," antwortete er: „lasse sie sich es nur gut schmecken." Des Morgens führte der Knecht Frucht in die Stadt. Da wußte ich nicht, was der Mann auf dem Wagen hin und wieder stieg. Am Ende wies es sich aus. Er hatte von Heu und Stroh einen Sitz für die Frau und Kinder zurechte gemacht, und ein paar Säcke hingelegt, daß sie die Füsse hineinstecken konnten. Er nahm nicht nur nichts von der Frau, sondern seine Frau mußte auch noch ein Päckchen Kleider zusammen machen, die gab er der Frau für ihre Kinder mit, hob sie auf den Wagen, und ließ sie nach der Stadt fahren. Ich vergesse es in meinem Leben nicht, wie die Frau that! Hundertmal rief sie wohl vom Wagen, daß es Gott vergelten möge."

„So etwas höre ich gerne," sagte Sophie. „Aber man beschuldigt ja den Mann, daß er alle Fremde an sich zöge. Ich glaube es aber beynahe nicht."

„Etwas mag wohl daran seyn," war des Mädchens Antwort. „Denn wer einmal bey ihm logirt hat, der kömmt gewiß wieder, wenn er wieder vorbey reiset. Die Fremden reisen wohl eher

eine bis zwey Stunden des Nachts, daß sie nur seinen Gasthof erreichen wollen. Das geht aber alles von rechten Dingen zu. Er geht mit allen Leuten höflich um. Er sorgt, daß immer gut Brod, gut Bier, und ein Stück Fleisch da ist. Wenn es an ein Bezahlen geht, so übertheuert er niemanden. Das gefällt freylich den Leuten."

Herrmann hörte mit Erstaunen die Reden dieses Mädchens an, das mit der größten Treuherzigkeit von einem so geringen Manne, in wenig Minuten, mehr Gutes erzählte, als mancher Vornehme in seinem ganzen Leben thut. Er konnte nicht länger schweigen, sondern sagte zu seiner Gesellschaft: „o lieben Kinder, **seht, wie viel Gutes ein einziger guter Mensch stiften kann!** Da sind seine Frau, vier eigne Kinder, zwey angenommene Kinder, also sieben Personen, die ihm ihr ganzes Glück, und ihre ganze Freude verdanken. Wie elend würden sie seyn, wenn jener böse Wirth ihr Versorger wäre! Wie vielen Armen wird er schon Freude gemacht haben. Wie viele hundert abgemattete Reisende werden in seinem Hause einen vergnügten Abend gehabt, und Erquickung gefunden haben. Wenn nun ein Mensch von so geringen Stande andern so viele Freude machen kann, wie viel mehr ein solcher, der im vornehmen Stande ist." —

Bey diesen Worten trat der liebe Wirth hinein, und sagte: „ists gefällig herauf zu gehen? Das Stübchen ist warm, und das Essen steht auf dem Tische." Die ganze Gesellschaft stund auf, und nahm eine so ehrerbietige Stellung an, als wenn ein vor-

Seht wie viel Gutes ein einziger guter Mensch stifften kan.

nehmer Herr gekommen wäre. Luischen schlang sich geschwinde um seinen Arm, und Erich hätte sich gern um den andern geschlungen, wenn dieser nicht schon von dem kleinen Kinde besetzt gewesen wäre. Er folgte an Herrmanns Hand nach Sophie aber, da sie an die Stubenthür kam, gieng wieder zurück, und sagte: sie wollte bald nachkommen. Kaum war die Thür zugeschlossen, so gieng sie zu den jungen freundlichen Leutchen, herzte sie wacker die Reihe durch, und sagte: „guten Kinder! werdet so gut, wie euer Vater und Pflegevater ist; da werdet ihr euch allzeit wohl befinden!“

Nun gieng sie zur Gesellschaft in das obere Stübchen. Es war klein, niedrig, hatte eine niedrige Thür und niedrige Fenster, und doch gefiel es allen daselbst wohl. Der hölzerne Tisch war mit reinlichem Tischzeuge bedeckt, mit reinlichen Schüsseln besetzt, zwar nur mit zinnernen Löffeln und schlechten Messern belegt, aber allen schmeckte es doch gut: denn alle Speisen waren gut bereitet, und der liebreiche Wirth, und das freundliche ehrliche Mädchen, das bey dem Tische aufwartete, machten alle vergnügt. Beym Schlafengehen fanden sie reine Betten, und des Morgens ein herrliches Frühstück.

Nachdem sie dieses eingenommen hatten, lief Herrmann noch einmal zum Rector, und erkundigte sich nach dem Befinden seiner Familie. Er kam bald zurück, und brachte seiner Gesellschaft die erfreuliche Nachricht, daß sie alle recht wohl geschlafen hätten, und daß sich die Kranken weit besser, als den vorigen Tag befinden. Zugleich brachte er auch

die Versicherung mit, daß der Rector, sobald alles wieder gesund sey, ihn mit Weib und Kind besuchen wolle.

Niklas mußte nun den Wagen anspannen, und Herrmann forderte dem Wirth die Rechnung ab. Er brachte sie bald, und sie war so billig, daß Herrmann nicht begreifen konnte, wie ihn der Wirth, ohne sich zu schaden, so wohlfeil habe bewirthen können. Er schüttelte den Kopf, und sagte: Freund! er hat sich verrechnet.

Der Wirth sagte etwas betreten: „das kann ich nicht glauben," nahm die Rechnung weg, und wollte sie durchsehen. Aber Herrmann wartete es nicht ab, druckte dem Wirthe etwas in die Hand, und sagte: „so viel wird die Rechnung betragen."

Nun trieb er Weib und Kind, daß sie eilen und sich in den Wagen setzen sollten.

„Um des Himmels willen!" rief der Wirth: „wo denken Sie denn hin? das sind ja vier Louis d'or?" Herrmann drehte sich aber um, und sagte: „Lieber Freund! wenn etwas übrig ist, so kann er es ja brauchen, wenn etwa eine arme Soldatenfrau mit ihren Kindern bey ihm einkehrt, oder wenn einem Waisen ein Kleid muß gekauft, oder Lehrgeld für ihn bezahlt werden."

Der Wirth wollte noch vieles einwenden. Herrmann war aber so voll von Hochachtung gegen diesen guten Mann, daß er ihm um den Hals fiel, und ihm einen recht herzlichen Kuß gab. Und nun gleich in den Wagen gesprungen und fort gerollet. Die kleinen Persönchen riefen noch heraus: „Adieu! lieber, lieber Herr Wirth!" und da er sie nicht

mehr hören konnte, nickten sie ihm noch recht freundlich zu.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Den Pferden mußte es auch recht gut in diesem Wirthshause gegangen seyn. Denn sie waren so muthig, daß sie der Kutscher kaum bändigen konnte. Es gieng itzo so hurtig, daß alle ihre Freude daran hatten.

Ungefähr nach einer halben Stunde mußte der Kutscher stille halten, weil der Weg bergauf gieng, und Herrmann von dem Berge aus die schöne Gegend gern übersehen wollte, und deßwegen ausstieg. Er stieg bald wieder ein, und die Reise wurde hurtig wieder fortgesetzt; sie sahen schon in der Entfernung die Thürme der Stadt, die aber, wegen der Entlegenheit, Luischen nicht größer als eine Spanne vorkamen, deßwegen sie es anfänglich gar nicht glauben wollte, daß es die großen Stadtthürme wären. Herrmann versicherte sie aber, daß sie bald bey ihnen seyn, und sich davon überzeugen würde. Sie würden auch wirklich bald da gewesen seyn, wenn es nicht einen neuen Aufenthalt gegeben hätte. Es war an dem Geschirr etwas zerrissen, und Niklas mußte wohl eine halbe Stunde zubringen, ehe er es wieder in Ordnung brachte. Während der Zeit gieng Herrmann mit den Kindern im Felde herum, und stellte seine Betrachtungen an über die schöne grüne Saat, mit welcher die Aecker be-

deckt waren, und die den bevorstehenden Winter aushalten sollte.

Da hörten sie in der Entfernung jemanden rufen: he! he! he! sie dreheten sich um, und sahen ein Mädchen gelaufen kommen, die immer winkte, und etwas in den Händen hielt und zeigte. Herrmann gieng ihr entgegen. Da kam sie ganz außer Odem zu ihm, hatte einen Beutel voll Geld, und sagte: „haben Sie das Geld verloren?“ ich sah Sie — in die Kutsche — steigen — und fand es — da — wo — Sie eingestiegen waren. Herrmann fühlte nach seinem Geldbeutel, und fand, daß er ihn wirklich verlohren hatte. Es war viel darinne. Vier Luisd'or, sieben Speciesthaler, und für einige Thaler Scheidemünze. Er bewunderte die Ehrlichkeit des Mädchens, die wegen ihres Aufzugs sehr arm zu seyn schien, knif sie in die Backen, und fragte, wem sie angehöre? ob sie noch Geschwister habe? und was sie auf dem Felde gethan hätte?

„Ich habe,“ sagte sie: „niemanden mehr als eine alte Mutter, die ist aber sehr arm. Sie hat schon seit einem Jahre die reissende Gicht, und kann nichts mehr arbeiten. Sie hat nichts, als was ich mit Spinnen verdiene. Itzo war ich herausgegangen, um Holz zu suchen, daß ich ihr eine Suppe machen könnte, und Stoppeln einzutragen, daß wir uns im Winter daran wärmen können.“

„Und warum hast du denn,“ fragte Herrmann: „das Geld nicht behalten? davon hättest du ja deine arme Mutter lange verpflegen können.“

„Behüte Gott!“ fuhr das Mädchen fort: „ich

würde ja so etwas nicht thun. Ich wußte ja, daß das Geld Ihnen gehörte: wenn ich es nun hätte behalten wollen, so wäre es ja so gut gewesen, als wenn ich es gestohlen hätte. Ich würde auch schön bey meiner Mutter angekommen seyn, wenn ich ihr unrechtes Gut nach Hause gebracht hätte."

Da zog denn Herrmann seinen Beutel, vermuthlich, um ein gelbes Stückchen zu suchen, und ihr in die Hand zu drücken. Sophie fuhr aber zu, hielt ihm die Hand, und sagte: „willst du mir erlauben, daß ich das Mädchen belohnen darf? **Durch ihre Ehrlichkeit hat sie mein ganzes Zutrauen gewonnen.** Wenn du es mir erlaubst, so will ich sie zu mir nehmen, und sie in allen weiblichen Arbeiten unterrichten lassen.; damit sie einmal meine Köchinn werden kann. Ich weiß, daß ich dem ehrlichen Mädchen alles werde anvertrauen können! Und so eine Person habe ich längst in meinem Hause gewünscht."

Sie erhielt, wie man sich leicht vorstellen kann, ihres Mannes Einwilligung, und redete das Mädchen an, ob sie mit ihr ziehen und bey ihr wohnen wolle, sie solle da Essen und Trinken haben, und neue Kleider bekommen; sie solle von ihr wie eine Tochter gehalten werden. Das Mädchen erschrack über dieses Anerbieten, schlug in die Hände, weinte; und sagte: „ach, liebe gnädige Frau! ich wollte gerne mit, was soll denn aber meine arme Mutter anfangen? die müßte ja Hungers sterben."

„Für diese will ich sorgen," sagte Herrmann: „ich will sie in ein Haus bringen lassen, wo sie eine warme Stube, ein Bette, und Essen und Trinken

finden soll. Da hast du einstweilen einiges Geld, kauf dafür deiner Mutter etwas, das sie sich daran laben kann, und frage sie, ob sie dich will zu uns ziehen lassen, und die Versorgung annehmen, die ich ihr anbiete. Künftige Woche will ich nach euch fragen, und wenn ihr wollt, euch beyde abholen lassen." Das Mädchen sahe an, was ihr Herrmann gegeben hatte. Tausend! das war viel Geld. Vier und zwanzig zwey Groschenstückchen. So viel Geld hatte das gute Mädchen in ihrem Leben nicht gehabt. Sie sprang fort, so geschwind als sie gekommen war, und sagte immer unterwegs zu sich selbst: „ach! das ist gut, das ist gut, daß ich das Geld nicht behalten habe. Wird meine alte Mutter nicht lachen, wenn ich das Geld bringe!"

Sie kam itzo nach Hause, legte das Geld auf den Tisch, und sagte: „da, Mutter! da habe ich Geld, da will ich euch nun rechte Fleischsuppen machen. Ein vornehmer Herr hat es mir gegeben, er hatte einen Beutel voll Geld, ich glaube, es waren wohl tausend Thaler drinne, den hatte er verlohren, und ich hatte ihn gefunden, ich brachte ihn ihm, da gab er mir die Hand voll Geld dafür. Es war auch eine gewaltig schöne Frau bey ihm, ach! so schöne, so schöne, wie ein Engel, die sagte, ich solle zu ihr ziehen, sie wolle mir neue Kleider machen lassen, und mich wie ihre Tochter halten, und euch wollte sie in ein Haus bringen, wo ihr alles vollauf haben solltet. Künftige Woche will er uns abholen lassen. Wollt ihr mit? Mutter?"

Die arme kranke Frau hob die Hände gen Himmel, vergoß Freudenthränen, und bath, daß doch

Gott es den guten wohlthätigen Leuten wohl gehen lassen wolle.

Die nächste Woche wurden beyde abgeholt. Die Frau bekam auf Lebenslang Verpflegung im Armenhause. Das ehrliche Mädchen aber wurde von Sophien erzogen. Sie wurde bald eine sehr geschickte Köchin, und heurathete nach etlichen Jahren einen rechtschafnen Handwerksmann, bey dem sie recht gute Tage hatte.

Herrmann kam nun mit seiner Gesellschaft der Stadt immer näher. Luischen sahe, daß die kleinen Spitzen, die sie von ferne erblickt hatte, wirklich Thürme wären, und wunderte sich nicht wenig darüber. Itzo wurde von nichts, als dem guten Ludwig und seinem Zahnschmerzen gesprochen. Und Sophien wurde sehr bänglich, da sie sich vorstellte, in was für einem betrübten Zustande sie ihn antreffen würde. Wie groß war aber die Freude, da sie an das Haus kam, und Ludwigen gesund und munter sich entgegen springen sah. Sie umarmten ihn. Luischen und Erich thaten ein gleiches. Und da Herrmann hörte, daß der Jude Ephraim ihn von seinen Schmerzen befreyet habe, bekam er ihn so lieb, daß er nachsann, wie er sich gegen ihn dankbar bezeugen könne. Er schoß ihm eine ansehnliche Summe Geldes vor, die der Jude nach und nach richtig wieder bezahlte, und die ihn bald in den Stand setzte, daß er eine ziemliche Handlung anfangen, und sich und seine Kinder ehrlich davon nähren konnte.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Herrmann handelte vorzüglich mit wollenen Zeugen, wozu er die Wolle selbst spinnen, uud die er durch viele Weber verfertigen ließ. Dadurch verschafte er vielen hundert Menschen Nahrung. Den Tag nach seiner Ankunft war es Sonnabend, da immer die Leute, die für ihn arbeiten, zu kommen, und das Geld, das sie die Woche hindurch verdient hatten, abzuholen pflegten. Da es gegen zehn Uhr war, wurde es in seinem Hause so volkreich, als wenn es Jahrmarkt wäre. Herrmann setzte sich an einen Tisch, setzte einen großen Geldkasten vor sich, ließ eines nach dem andern kommen, ließ die Rechnung, die er mit ihm führte, vorzeigen, und zahlte ihm aus, was er verdient hatte. Die Leute, die das Geld empfiengen, betrugen sich auf gar verschiedene Art: einige giengen ganz unempfindlich fort, andere murreten, und sagten: das sey viel zu wenig, sie könnten damit nicht auskommen; manche strichen es aber sehr freundlich ein, dankten Hermannen, und sagten, daß sie sich ihren Lohn den morgenden Sonntag wollten gut schmecken lassen, und an ihn denken, wenn es ihnen wohl gienge. Ein gewisser Weber zog besonders Herrmanns Aufmerksamkeit auf sich. Er war einer der Ersten, der in die Stube trat, und ließ sich doch kein Geld geben. Er stellte sich vielmehr an Herrmanns Seite, legte den Zeigefinger der rechten Hand an die Nase, und sahe sehr nachdenklich zu,

wie Herrmann Geld auszahlte. Bisweilen lächelte er, bisweilen schüttelte er mit dem Kopfe,

Endlich fragte ihn Herrmann: Freund! was hat er deun für Betrachtungen? Will er denn kein Geld haben?

„Ich will es schon erwarten, gab er zur Antwort, zahlen Sie nur fort. Ich habt meine Freude an dem vielen Gelde, das Sie auszahlen, und denke: **wie gut ist es, daß es reiche Leute in der Welt giebt!** Da geben Sie nun so vielen Leuten Brod auf die ganze Woche, manchen auch ein Brätchen. Ich wüßte doch wahrhaftig nicht, was die Leute alle, wie sie hier sind, anfangen wollten, wenn es nicht andere gäbe, die viel Geld hätten. Wolle könnten sie sich nicht kaufen, und wenn sie auch bisweilen ein Pfund auftrieben, so wäre niemand da, der ihnen ihre Arbeit abnehmen wollte, und sie würden es vielmal mit großem Schaden verkaufen müssen. So aber fehlt es ihnen nie, weder an Wolle noch an Arbeit, und alle Sonnabende haben sie doch ihren gewissen Lohn.

Herrmann sahe ihn bedenklich an. Und da der Weber merkte, daß ihm sein Gespräch gefiel, fuhr er fort: „Es giebt freylich viele Leute, die den Reichen ihr Geld nicht gönnen, und mit schelen Augen es ansehen, daß sie so schöne Häuser und Kleiber haben, und so einen guten Tisch führen. Ich schmäle aber allemal mit ihnen, und sage: Leute! ihr seyd wunderlich! Die Reichen können ja das Geld doch nicht essen; wenn sie sich schöne Häuser bauen, Gärten anlegen, gute Kleider kaufen, und besser essen, als wir können, so müssen sie ja doch immer

Geld dafür ausgeben, und da kömmt es immer wieder in anderer Leute Hände. Da bekömmt der Metzger, der Kellermeister, der Bäcker, Zimmermann, Schreiner, Schlosser, Schmied, Glaser, Maurer, Tüncher und dergleichen, immer etwas zu verdienen. Wovon wollten denn diese Leute leben, wenn es nicht solche gäbe, die einen Thaler Geld könnten aufgehen lassen? Freylich giebt es auch Reiche, die niemanden einen Kreuzer gönnen, die immer mehr Geld zusammen scharren, und es hernach verschliessen, daß es niemanden etwas nützet. Zum Glück sind aber deren nicht gar viele.“

Herrmann bezeigte seine Verwunderung über diesen vernünftigen Mann, zahlte ihm sein Geld aus, und ermahnte ihn, daß er immer so denken solle, so würde ihm seine geringe Mahlzeit immer gut schmecken, und er würde weit glücklicher leben, als andere, die stets mit neidischen Augen das Glück der Reichen betrachten.

Kaum war dieser Weber zur Stube hinaus, so kam ein anderer, uud zischelte Herrmannen ins Ohr: das ist der rechte Zeisig! Wie so? fragte Herrmann. Er ist, sagte dieser, ein Erzbetrüger. Wenn Sie wissen sollten, um wie vieles dieser Mann Sie schon betrogen hat, Sie gäben ihm gewiß kein Stückchen Arbeit mehr. Herrmann bezeigte hierüber seine Verwunderung, und sagte, er solle warten, bis er mit Auszahlen fertig wäre, dann wolle er weitläufiger mit ihm davon sprechen.

Die Auszahlung dauerte ungefähr noch eine Stnnde, dann wurde die Stube leer, und Herrmann befand sich mit diesem Weber allein. Nun, fragte

er: lieber Meister! was wollte er mir da sagen? „Ja, sagte dieser, daß der Meister Hieronymus, der mit Ihnen sprach, ein Betrüger ist. Ich rede zwar niemanden gern etwas Böses nach, was aber wahr ist, das ist doch wahr. Und es ist doch nicht erlaubt, daß ein so guter Herr von so bösen Leuten sich soll betrügen lassen. Seine Frau verkauft ein Stückchen Zeug nach dem andern, das ihr Mann von dem Garne macht, das er unter die Bank wirft. Wo wollte es denn auch sonst herkommen! Er kauft sich ein Kleidungsstück nach dem andern. Erst vorige Woche hat er sich einen neuen Rock machen lassen. Das muß ich wohl bleiben lassen, und ich lege die Hände doch gewiß auch nicht in den Schoos."

Herrmann sah diesem Manne sehr scharf in die Augen, und fragte ziemlich heftig: ist das wahr? Mit niedergeschlagenen Augen antwortete er: es wird ja wahr seyn. Wenn es nicht wahr wäre, wollte ich es ja nicht sagen.

An wen hat die Frau das Zeug verkauft? fragte Herrmann weiter.

Das kann ich so genau uicht mehr sagen, gab der Weber zur Antwort. Sie können sich aber darauf verlassen. Es ist gewiß und wahrhaftig so, wie ich Ihnen gesagt habe. Ich würde Sie ja nicht mit Unwahrheit berichten.

Herrmann ließ ihn gehen, und versprach, daß er die Sache genau untersuchen wolle.

Er untersuchte sie auch wirklich sehr genau. Er eröffnete Sophien, was ihm dieser Mann von Meister Hieronymus gesagt hatte. Und diese gab, von

dieser Stunde an, sehr genau auf seine Arbeit Achtung. Sie wog die Garne, die er bekam, sehr sorgfältig; eben so sorgfältig maß und wog sie das Zeug, das er lieferte. Sie verglich seine Arbeit mit den Arbeiten anderer Meister, und nachdem sie dieses einen ganzen Monat getrieben hatte, so kam sie zu ihrem Mann, und sagte: weißt du wohl, wer unter deinen Arbeitern der ehrlichste ist? Meister Hieronymus ist es. Ich habe nun einen Monat lang seine Arbeit betrachtet, gewogen, gemessen, mit anderer ihrer Arbeit verglichen, und gefunden, daß er immer das feinste und mehreste Zeug liefert. Der Meister hingegen, der ihn verläumdet hat, ist ein Schelm. An seinem Zeuge fehlt immer etwas, und ich habe es herausgebracht, daß er vorgestern an einem gewissen Orte zwey Ellen hat verkaufen lassen.

Deine Entdeckung, sagte Herrmann, ist mir ausserordentlich lieb. Der Verläumder wurde gerufen, er hielt ihm seine Bosheit vor, und nahm ihm die Arbeit.

Nun mußte Meister Hieronymus kommen. Als er da war, sagte er zu ihm: „mein lieber Meister! er hat lange genug hinter dem Weberstuhle gesessen. Von nun an soll er wenig oder nichts mehr weben. Ich ernenne ihn zum Aufseher über zehn Weberstühle, da wird er weniger Arbeit, und wenigstens noch einmal so viel Einnahme haben. Sey er mir als Aufseher so treu, wie er mir als Weber gewesen ist.“

Man kann leicht denken, was dieser unerwartete Antrag diesem ehrlichen Manne für Freude mach-

te. Er schlug in die Hände, und sagte: ists möglich? wie komme ich denn dazu?

Das Glück, sagte Herrmann, hat er Meister Markus zu danken.

Meister Markus? denk doch! denk doch! sagte Hieronymus, ich habe immer gedacht, der Mann wäre mir gram. Nun sehe ich doch, daß ich ihm Unrecht gethan habe.

„Er hat ihm, fuhr Herrmann fort, gar nicht Unrecht gethan. Markus ist ein boshafter Mensch, er hat ihn bey mir verklagt, als wenn er ein Betrüger wäre, und von dem Garne unterschluge, das ich ihm zu verarbeiten gebe. Zuvor habe ich ihn nicht recht gekannt. Denn wie kann ich alle die Leute kennen, die für mich arbeiten? Von dieser Zeit an bin ich aufmerksam auf ihn geworden. Ich habe ihm genau nachmessen und nachwiegen lassen, und da habe ich entdeckt, daß er mein ehrlichster Arbeiter gewesen ist.“

Dem ehrlichen Hieronymus stürzten Freudenthränen aus den Augen. Er drückte dankbar Herrmanns Hand, und sagte: da sehe ich doch, daß es eintrift, was mein seliger Vater immer zu mir sagte: Hieronymus! **handle du rechtschaffen, so werden auch die ärgsten Feinde dein Glück befördern müssen.**

Er gieng gerührt nach Hause, und brachte diese Nachricht seiner Frau und Kindern. Was da wohl für Freude mag gewesen seyn!

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Herrmann hatte aber auch eine rechte Freude darüber. Bey Tische sprach er fast von nichts, als vom Meister Hieronymus, und versicherte, es wäre ihm lieber, als viel Geld, daß er diesen ehrlichen Mann haae kennen lernen, und daß er im Stande gewesen wäre ihn zu belohnen. Er redete noch vieles von Ehrlichkeit, und sagte, daß der ehrliche Mann allemal glücklicher sey, als der Betrüger. Hieronymus hätte mit Betrügerey nicht so viel erwerben können, als durch seine Ehrlichkeit. Er habe Recht, wenn er sagte, daß einem ehrlichen Manne auch die Feinde zu seinem Glücke beförderlich seyn müßten. Denn dadurch, daß sie übel von ihm redeten, würden die Leute auf ihn aufmerksam, und lernten seine Ehrlichkeit kennen.

Auf diese Freude folgte bald eine andere, die wenigstens eben so groß war. Nach ungefähr vierzehn Tagen, da Herrmann mit seinen Kindern am Fenster stund, und mit ihnen plauderte, erhob Luischen auf einmal ein Geschrey: Vater! Vater! sehen Sie geschwinde her, was hier die Strasse herunter kömmt! Ein ganzer Schlitten voll Leute! Das ist wahrhaftig Herr Schulrector Helwig. Wie der Wind war Ludwig am Fenster. Er ists! Er ists! rief er, er ists wahrhaftig, das ist ja die leibhaftige Frau Rectorin! das ist ja Ernst! Fritze! Herrmann wurde auch überzeugt, daß sie es wären. Nun hätte man das freudige Getümmel sehen sollen, das da

entstund! Durch das ganze Haus erscholl die Post: der Herr Rector Helwig kommt! der Herr Rector Helwig kommt! Man öffnete die Thür, die Gäste stiegen aus, alle frisch und gesund. Viele Worte konnten sie aber nicht machen, denn sie waren vor Kälte alle erstarret, und trippelten im Hause herum, ohne etwas anders zu sagen, als: das ist kalt! schrecklich kalt.

Herrmann ordnete gleich an, wo die Pferde hingebracht werden sollten. Und nun gieng der Zug nach der Stube zu. Den lieben Abkommlingen taugte es gar gewaltig gut, daß sie aus dem beschneideten Felde in ein gewärmtes Zimmer kamen, wo sie einen so liebreichen Wirth, eine so gefählige Wirthinn und freundliche Kinder fanden. Herrmann und seine Kinder beschäftigten sich damit, daß sie ihren lieben Gästen die Winterkleider abnahmen, in die sie sich vermummet hatten: Sophie bestellte aber eine gute Chokolade, um die erkälten Freunde recht durchzuwärmen. Es gieng einige Zeit hin, ehe ein ordentliches Gespräch angefangen werden konnte, weil die lieben Gäste von der Kälte wie betäubt waren. Erst, da sie eine Schale Chokolade zu sich genommen hatten, fiengen sie an gesprächig zu werden. Sie setzten sich zu einander, und plauderten, und Herr Friedrichson, der eben durch die Stube gieng, mußte sich auch zu ihnen setzen.

Nun, liebster Rector! fieng Herrmann an: wie ist es ihnen denn noch gegangen, haben die Tage des Jammers noch lange gedauert?

Der Rector erzählte sehr umständlich, wie viel sie alle noch hätten ausstehen müssen, versicherten

aber auch, daß sie sich itzo insgesammt recht wohl befänden. „Ich habe, fuhr er fort: recht gewinselt, da ich mich in Gefahr sahe, Frau und Kinder, und also meinen ganzen Reichthum zu verlieren, aber ich habe doch erfahren, daß es wahr sey, was ich meinen Bauern sehr oft geprediget habe: **Leiden sind gar eine große Wohlthat.** So lange sie da sind, machen si uns freylich Kummer und Schmerz; aber, wenn sie vorbey sind, da sieht man den großen Nutzen, den sie geschaft haben. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie vergnügt wir itzo alle leben. Unsere Kinder haben uns zwar immer lieb gehabt, aber, da sie in ihrer Krankheit gesehen haben, wie besorgt wir um sie gewesen sind, wie viel wir mit ihnen ausgestanden, wie wir sie verpfleget haben, da haben sie erst unsere Liebe recht erkennen lernen, und sind itzo so bereitwillig alles zu thun, was wir gerne haben, daß ich mir keine besseren Kinder wünschen kann. Meine Frau und ich haben einander auch lieber bekommen, da wir in der Krankenstube gelernt haben, wie unentbehrlich wir einander sind. Ich selbst bin viel besser und klüger geworden. Sonst, ich kann es nicht läugnen, war ich ein wenig hitzig. — (Ja wohl, ja wohl! antwortete die Rectorinn, und drohte lächelnd mit dem Finger) sonst war ich ein wenig hitzig, und konnte leicht böse werden, wenn mir etwas Widriges begegnete; aber ach! wie fein, wie fein habe ich bey den Betten meiner lieben Patienten Geduld gelernt! Wenn eins rief: Vater, mich dürstet! das andere: ich muß aufstehen! das dritte: ach, mein Kopf! ach, das thut weh! wenn das kleinste schrie,

XVI S. 252.

Leiden sind gar eine grosse Wohlthat.

und die Mutter wimmerte — da lernte ich gelassen seyn! da lernte ich gute Worte geben! Itzo soll mich gewiß so leichte nichts böse machen. Und viel habe ich sonst noch gelernet! ich weiß, wie ich mit Kranken umgehen, wie man böse Brüste heilen, wie man Kinder behandeln muß, die die Pocken haben. Seit der Krankheit meiner Kinder haben mich alle Bauern zu sich rufen lassen, deren Kinder an den Pocken krank lagen, und haben um meinen guten Rath gebeten, und ich bin so glücklich gewesen, daß ich einigen Kindern, die sehr gefährlich lagen, das Leben, und einem die Augen gerettet habe. Das hätte ich wohl müssen bleiben lassen, wenn ich nicht so viel ausgestanden hätte. Hätten wir keine Leiden, so würden wir an die guten Tage gewöhnet werden, und sie nicht mehr zu schätzen wissen. Wenn aber bisweilen ein paar angstvolle Tage oder Wochen kommen, dann erfreuen uns die guten Tage recht. Ha! wie die Tasse Chokolade schmeckt in Gesellschaft so lieber Freunde, und meiner lieben Familie, die ich vom Grabe wieder bekommen habe. Nicht halb so gut würde sie mir schmecken, wenn ich immer gute Tage gehabt hätte. Es ist mit dem Leiden wie mit dem Winter. Wann er da ist, ist er uns freylich unangenehm, wann er aber vorüber ist, so macht uns der Frühling desto mehr Vergnügen."

„Sie haben Recht, Herr Rector! fieng Herr Friedrichson an. Ich habe in meiner Jugend wenig von bösen Tagen zu sagen gewußt, es gieng mir alles, wie ich wünschte. Ich schäme mich aber auch noch vor mir selbst, wenn ich zurück denke, was ich sonst für ein Mensch gewesen bin. Ich erlaubte

mir alles, was mir gefiel. Ich war stolz, unbarmherzig, arme Leute achtete ich nicht besser, als das Vieh. Gegen mein Gesinde war ich ein Tyrann, und mißhandelte es wegen eines geringen Versehens. An Arbeit war nicht zu denken. Ich that nichts, als daß ich trank und aß, und tanzte und spielte, Spazierreisen machte, die Leute verspottete, und schlief. Erst seit der Zeit, da ich gelitten, da ich Armuth, Hunger und Verachtung ausgestanden habe, bin ich klug und gut geworden. O, wie gut! wie gut sind mir die Leiden gewesen!"

Unter so freundschaftlichen Gesprächen wurde ein großer Theil des Tages hingebracht. Gegen drey Uhr stund zwar der Rector auf, gieng nach seinem Reiserocke, und machte Miene, als wenn er mit seiner Familie aufbrechen wollte. Da empörte sich aber Alles gegen ihn. Sophie bath, Herrmann stellte vor, daß die Tage itzo kurz wären, und daß es in der Nacht gefährlich zu reisen sey; Ludwig und Luischen brauchten sogar Gewalt, und hielten den Reiserock, daß er ihn nicht anziehen konnte: endlich fiel auch seine eigne Familie von ihm ab, und trat zu Herrmanns Parthey. Die Kinder lamentirten, und küßten ihm die Hände: er nahm zu seiner Frau Zuflucht, und bath sie, ihm beyzustehen; da war aber schlechter Beystand. Ich dächte, sagte sie: Männchen! du bliebst. Wir haben ja zu Hause schon solche Einrichtungen gemacht, daß alles gut gehen wird, wenn wir auch einmal aus dem Hause bleiben. Da erhob sich ein allgemeines Jubelgeschrey: das war brav! das war brav! riefen alle. Der Rector sah sich überwunden, und mußte den Reise-

rock den kleinen Persönchen, die ihn sehr fest hielten, überlassen. Sie sprangen frohlockend damit davon, und verwahrten ihn sehr sorgfältig in einem Nebenzimmer.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Nun zerstreuten sich die kleinen Leutchen in den Hof, um sich da noch ein wenig mit der Schlittenfahrt zu belustigen. Denn Herrmanns Kinder hatten ein paar kleine Schlitten, mit welchen sie sich immer ein Vergnügen machten, so lange ihr Hof mit Schnee bedeckt war. Der rauhe Wind, der Vormittags wehte, hatte sich gelegt, und die Witterung war sehr gelinde geworden. Da nun die Kinder bey der Schlittenfahrt sich beständig bewegten, empfanden sie gar nichts von der Kälte, und waren recht sehr vergnügt. Itzt wurde es dunkel, und sie beschlossen in die Stube zur Gesellschaft zu gehen. Ehe sie aber noch weggiengen, bekam Ludwig noch einen besondern Einfall. Er sah den großen Schlitten stehen, in welchem der Rector, nebst seiner Familie, gekommen war; er stieg hinein, und bath seine kleinen Freunde, daß sie ihm nachfolgen sollen. Sie liessen sich nicht lange bitten, besetzten den ganzen Schlitten, und nun machte Ludwig Bewegungen, als wenn er die Pferde antreiben wollte. Fort! rief er: fort! trabt zu, daß wir bald nach Fritzens Haus kommen. Aber, da war kein Pferd, das auf Ludwigens Ermunterung

etwas hätte geben wollen. Der Schlitten bewegte sich keinen Finger breit von der Stelle. Da schlug die kleine Gesellschaft ein lautes Gelächter auf, stieg wieder aus, und der Fuhrmann mußte nachfolgen, wenn er nicht noch länger wollte ausgelacht werden.

In so einem Schlitten möchte ich einmal fahren, sagte er; tausend, das muß eine rechte Lust seyn!

Willst du? sagte Ernst: willst du? ich will gleich zum Vater laufen, und ihn bitten, daß er den Schlitten soll anspannen lassen: der Schlitten ist ja da, die Pferde stehen auch da; sie haben so im Winter keine Arbeit, und werden zu muthig, da kann es ihnen ja nicht schaden, wenn sie einmal ein Stündchen herumtraben müssen.

Und, ohne lange auf Antwort zu warten, lief er fort, nach der Stube zu. Die ganze Gesellschaft folgte nach, und trat um den Rector herum. Ernst sagte ihm leise ins Ohr, was er wünschte, die kleinen Leutchen unterstützten seine Bitte, theils mit Mienen, theils mit guten Worten. Der Rector schüttelte den Kopf, und sagte: ich weiß ja nicht, ob Herr Herrmann damit zufrieden ist. Es gehet gar nicht an, daß ich so etwas ohne seine Einwilligung thue. Da schielten denn die Kinder nach Hermannen zu, und dieser sahe es ihnen gleich an den Augen an, daß sie etwas von ihm wünschten. Er trat also zu ihnen, und fragte sehr liebreich, was es hier gäbe?

Der Rector erzählte ihm die ganze Sache, und Herrmann bezeigte sich gar nicht abgeneigt, den Wunsch der Kinder zu befriedigen. Er sahe nach dem Himmel, und sagte: „der Himmel ist helle!

das Wetter ist auch gelinde, und ich habe mir schon seit gestern vorgenommen, daß ich meinen Kindern einmal mit einer Schlittenfahrt ein Vergnügen machen will. Aber die Kinder können wir nicht alleine fahren lassen, weil sie aus Unbedachtsamkeit leicht unglücklich seyn könnten. Wir Alten müssen auch dabey seyn. Und da besorge ich, daß Ihnen, lieber Mann! dieß Vergnügen lästig seyn würde, da Sie gewiß von der heutigen Reise noch sehr ermüdet sind."

Der Rector versicherte ihm aber, daß er sehr gerne an diesrr Winterlust Theil nähme. Wenn ihm wäre gefolgt worden, so wäre er ja noch nach Hause gefahren. Nun wurden die Weiber herbeygerufen, und gefragt: ob sie mit bey der Gesellschaft seyn wollten, wenn diesen Abend noch eine Schlittenfahrt gemacht würde? Und diesen war es eben recht, besonders Sophien, die schon lange eine Bewegung gewünscht hatte, weil sie einige Wochen zu Hause hatte sitzen müssen. Da wurde gleich nach einem Familienschlitten geschickt, und die Kinder hüpften und sprangen vor Vergnügen.

Nachdem man ein mäßiges Abendbrod genossen hatte, wurden die Schlitten angespannt, und die Gesellschaft setzte sich ein, in dem einen die Männer, Luischen, Ludwig und Ernst, in den andern die Weiber, nebst den übrigen Kindern. Alle hatten sich so mit warmen Kleidern versehen, daß sie von der Kälte gar nichts zu fürchten hatten. Die Fahrt gieng gerade zum Thore hinaus, auf einen freyen Platz, von welchem man sich sehr weit umsehen konnte, und er war, als wenn hier alles so eingerichtet wäre, daß es das Vergnügen der Gesellschaft

befördern sollte. Die Bahn war so eben, und die Schlitten flohen so sanft darauf hin, daß die Gesellschaft nicht die geringste Unbequemlichkeit empfand, die Witternng war gelinde, die Luft stille, und der ganze Himmel heiter, und mit Sternen besäet. An diesen hatte Luischen besonders ihre Freude, ey, sagte sie zu Ludwigen, sieh einmal die vielen Lichterchen, wie sie so helle flimmern! das sind, antwortete Ludwig, keine Lichterchen, das sind große Kugeln, davon die mehresten größer, als unsere ganze Erde sind.

Da schlug Luischen ein lautes Gelächter auf, und sagte: Vater! denken Sie nur, Ludwig will mir weiß machen, die Flämmchen, die da oben am Himmel sind, das wären große Kugeln.

Ludwig hat Recht, antwortete der Vater. Es sind wirklich Kugeln, davon die mehresten größer als unsere Erde sind.

Woher wissen Sie denn das? lieber Vater, fragte Luischen.

Das weiß ich daher, weil sie so weit von nns sind, und doch gesehen werden können. Erinnerst du dich noch, wie klein dir die Thürme nnserer Stadt vorkamen, da du noch davon entfernt warest? So ist es mit den Sternen auch, die kommen uns klein vor, weil wir sehr weit von ihnen sind. Wären sie nur so klein, wie eine Fackel, so würden sie uns eben so wenig sichtbar seyn, als die Beulen an den Thurmknöpfen, wenn man einige Stunden davon entfernet ist.

Das ist doch sonderbar, fuhr Luischen fort: aber, wer hat denn die Sterne so hoch hinauf ge-

setzt? Das ist ja unmöglich, daß ein Mensch dahin kommen kann.

Freylich ist es unmöglich, antwortete Herrmann. Und eben daher wissen wir, daß außer den Menschen noch jemand da seyn müsse, der da oben bey den Sternen, und hier bey uns geschäftig ist. Ich will dir ihn itzo nennen: Kinder, hört seinen Namen mit Ehrerbietung! **Gott, Gott**, heißt er,"

Hier faltete Herrmann die Hände, der Rector gleichfalls, die Kinder thaten es auch, und es folgte ein Stillschweigen von einer ganzen Minute. Der Rector unterbrach es, indem er sagte: „da stehen mir die Gedanken stille, wenn ich hierüber nachdenke. Der müßte blind seyn, der aus dem, was wir um uns sehen, Gott nicht erkennen wollte Es entsteht ja kein Mühlwerk, keine Uhr von sich selbst, es wird dieß alles durch den menschlichen Verstand hervorgebracht! wie viel weniger kann die große Welt von sich selbst entstehen! Es geht da alles so ordentlich, wie in einer guten Uhr. Die Sterne gehen nicht unordentlich durch einander her, sie stossen nie an einander an. So wie ich es voraus sagen kann, wo nach etlichen Stunden der Zeiger an meiner Uhr stehen wird; so weiß ich auch, wo morgen dieser große, schöne Stern, den man die Venus nennet, wo nach etlichen Minuten der Mond stehen wird. Dort, wo ich mit dem Finger hinzeige, da wird er bald sichtbar seyn."

Kaum waren sie noch ein paarmal auf dem Platze herumgefahren, so gieng der Mond auf, und alle schlugen in die Hände, und riefen: ach! der schöne Mond!

„Wie klein sind wir doch gegen Gott, fuhr er fort. Ich denke Wunder, was ich habe, wenn ich durch meinen großen Garten gehe. Hätte ich ein ganzes Dorf; so würde man mich einen großen Herrn nennen. Und noch größer würde ich scheinen, wenn ich diese Fürstenthümer hätte, wie z. E. der Kaiser. Wenn ich aber tausend Fürstenthümer, wenn ich die ganze Erde hätte, was hätte ich denn von der Welt? nicht mehr als jenes kleine Sternchen, das da über uns steht. Denn den Leuten, die oben in den Sternchen wohnen, muß unsere Erde mit allen ihren Städten, Thürmen und Bergen, eben nicht größer vorkommen, als uns das kleine helle Pünktchen, in dem sie leben."

Sind denn Leute in den Sternen? fragte Luischen voller Verwunderung.

„Ja wohl, antwortete der Rector: denn sieh einmal, liebes Kind! auf der Erde ist alles mit lebendigen Dingen besetzt. Grabe in die Erde! da lebt alles. Steige auf einen Baum, da findest du allerhand Thierchen. Schneide den Baum von einander! du wirst sehen, daß er eine kleine Stadt ist, die eine Menge Einwohner hat. Wie viele tausend Thierchen leben nur auf einem Käse? Wenn nun Gott alle Pünktchen auf der Erde bevölkert hat, sollte er wohl diese große Kugeln leer gelassen? sollte er wohl alle diese lebendigen Geschöpfe auf den kleinen Punkt unserer Erde zusammen gedrängt haben? Die Sterne, die wir sehen, sind nur der kleinste Theil derselben. Hier, der breite weisse Streif, der über den Himmel geht, besteht aus lauter Sternen, die man durch gute Sehröhre erkennen kann. Wer

weiß, wie viele tausend noch über denselben sind! diese alle hat **Gott** gemacht, diese alle sind Gottes Eigenthum — **O Gott, wie groß bist du!**"

O Gott, wie groß, wie groß bist du! sagte Herrmann nach, und beyde falteten sehr ehrerbietig die Hände. Und die ganze Gesellschaft schwieg voller Erstaunen.

Haben Sie denn, fragte Luischen, Gott gesehen?

Den habe ich nie gesehen, und es kann ihn auch niemand sehen, sagte der Rector.

Da kann ich auch gar nicht glauben, daß Gott da ist, fuhr Luischen fort, wenn man ihn nicht sehen kann? ich sehe Sie ja und meinen Vater, und Ludwigen und Ernsten, und die Pferde, alles sehe ich ja; warum denn Gott nicht?

Der Rector wollte es ihr erklären, aber auf einmal erhob sich ein Wind, nahm des Rectors Hut, führte ihn über den Acker hin, der Knecht mußte die Pferde halten, der Rector aussteigen, und die ganze Strecke über den Acker laufen, ehe er den Hut wieder bekommen konnte. Da er ihn wieder hatte, und zum Schlitten kam, sagte er, da weiß ich doch wirklich nicht, wer mir den Hut genommen, und so weit über deu Acker gewälzet hat.

Ja, das werden Sie ja wissen, sagte Luischen, das ist der Wind gewesen.

Der Wind? antwortete der Rector, hast du ihn denn gesehen? und da Luischen versicherte, daß sie ihn noch nie gesehen habe; so sagte der Rector: „da siehst du also, gutes Mädchen: daß es Dinge giebt, die niemand sehen kann, und die doch et-

was machen können. So ist's mit Gott auch. Ihn sieht niemand, nnd doch wirkt er allenthalben."

Unter diesen Gesprächen war die Stunde verstrichen, die sie zur Schlittenfahrt bestimmt hatten, und sie fuhren wieder nach Hause.

Die Kinder waren durch das, was der Rector von Gott erzählt hatte, so gerührt worden, daß sie gleich bey ihrer Ankunft ihn und Hermannen baten, daß sie ihnen noch etwas von Gott sagen möchten.

Herrmann gieng in das Nebenzimmer, kam aber bald zurück, und brachte einen schönen Magnet mit. Gebt Achtung, Kinder! sagte er: itzo will ich euch etwas recht Merkwürdiges zeigen. Er legte ein Messer auf den Tisch, hielt den Magnet in einiger Entfernung von demselben, da richtete sich das Messer empor, und heftete sich an denselben. Er legte eine Nähnadel unter ihn, die flog gleichfalls in die Höhe, und hieng sich an demselben an. Er legte ein Eisen, an welchem ein Henkel war, an diesen wnnderbaren Stein, und er hielt es so fest, daß er ein ziemliches Gewicht daran hängen konnte, ohne daß es herabfiel:

Ey, was ist denn das? fragte Fritze: was zieht denn das Eisen empor?

Das ist etwas unsichtbares, antwortete Herrmann, was immer bey dem Magnete ist. So giebt es noch viele Dinge, die wir nicht sehen können, und deren Wirkungen wir doch empfinden. Tretet an den Ofen, ihr empfindet die Wärme, geht in die freye Luft, und ihr fühlt Kälte, ihr bemerkt, daß die Kälte das fliessende Wasser hart macht, und daß dieses, wenn ihr es in die Stube tragt,

durch die Wärme wieder fliessen wird. Und gleichwohl hat noch keines von euch die warme oder kalte Luft, die dieses thut, jemahls gesehen. So ist es auch mit Gott. Wir mögen hinblicken, wohin wir wollen, so sehen wir seine Wirkungen, er selbst aber ist unsichtbar.

Bey diesem lehrreichen Gespräche verstrich der Abend, man legte sich zur Ruhe, die Kinder waren aber durch das, was sie von Gott gehöret hatten, in solche Verwunderung gesetzt worden, daß sie ihre Eltern gar herzlich baten, den folgenden Tag dieses Gespräch fortzusetzen.

Vierzigstes Kapitel.

Kaum hatten sich den folgenden Morgen die Kinder versammelt, um das Frühstück zu genießen; so wiederholten sie die Bitte, die sie den vorigen Abend an ihre Eltern gethan hatten, nämlich ihnen noch etwas von Gott zu sagen. Auf Herrmanns Bitte übernahm der Rector dieses Geschäft.

„Lieben Kinder! sagte er: ihr könnet leicht glauben, daß der Gott, der die großen Kugeln am Himmel, und alles, was ihr sehet, gemacht hat, uns gar leicht beständig peinigen und quälen, oder in einem Augenblicke tödten könnte; das thut er aber nicht. Er wendet seine Macht nur an, den lebendigen Dingen, die er machte, Freude und Vergnügen zu verschaffen. Alles Vergnügen, das ihr in eurem Leben genossen habt, und

noch genießen werdet, kommt von dem Gott, der die Sterne gemacht hat. Denn alles, was euch Vergnügen schaft, hat er ja hervorgebracht. Diese Chokolade zum Exempel! —

Um Vergebung, Herr Rector! fiel ihm Luischen in das Wort, die hat unsere Köchin gemacht.

„So scheint es dir, fuhr der Rector fort. In der That bekommst du sie aber von Gott. Die Kakaobohnen, die Gewürze, das Zuckerrohr, aus dem sie bereitet wird, das hat er ja alles wachsen lassen. Er hat den Saamen hervorgebracht, aus dem diese Pflanzen entsprungen sind, hat ihn mit seiner Sonne erwärmet, und ihm mit seinem Regen begossen. Das Wasser, das zu Bereitung dieses Tranks genommen ist, läßt er aus der Quelle hervorspringen, und deine Köchin würde nimmermehr eine Chokolade bereiten können, wenn ihr Gott nicht mehr Verstand als einer Katze oder einem Hunde gegeben hätte. So ists mit allem, was ihr sehet: alles hat Gott gemacht. Dieß alles würde euch aber nichts helfen, wenn er euch nicht auch so gebauet hätte, daß ihr das Vergnügen geniessen könntet. Luischen, halt einmal deine Hand auf! ich will dir etwas Chokolade hinein gießen — ists nicht wahr, sie schmeckt recht gut?“

Sie scherzen, Herr Rector! sagte Luischen, ich schmecke nichts.

Sie mußte darauf ein halb Schälchen in den Mund nehmen, und versicherte, daß sie ihr itzo recht gut schmecke.

„Da sehet, Kinder! wie gut Gott ist, fuhr der Rector fort. Hätte er unsere Zunge und unserem

Gaumen eben eine solche Haut, wie unsern Händen gegeben, so würden wir nichts schmecken, so würde uns der Genuß eines guten Braten eben nicht mehr Vergnügen machen, als wenn wir Stroh kaueten. Und hätte er hingegen unsere Hände so gemacht, daß wir durch sie schmecken könnten, so bedenkt einmal selbst, was wir für unglückliche Leute wären. Alle Augenblicke müssen wir ja Dinge angreifen, die einen unangenehmen Geschmack haben, das würde uns beständigeu Eckel und Mißvergnügen verursachen. Wenn ihr eine welsche Nuß aus der grünen Schale heraus löset, wie viele Bitterkeit müßtet ihr da schmecken, ehe ihr an den süßen Kern kämet."

Er holte hierauf den Wienerischen Taschenkalender auf das künftige Jahr heraus, und zeigte den Kindern einige Bilder, die sie mit vielem Vergnügen betrachteten. Er befahl darauf, daß sie die Augen verschließen sollten, hielt ihnen ein Bild vor, und sie sahen — Nichts.

„Gott hätte, fuhr er fort, unsere Augen gar leicht so, wie unsere Augenlieder, bilden können; wie arm wären wir da! da würde uns keine schöne Farbe, kein Sonnenlicht, kein gestirnter Himmel vergnügen; Lebenslang würde eine schwarze Nacht um uns seyn. Schliesset wieder die Augen zu! ists nicht wahr, es ist alles schwarz und dunkel? so würdet ihr Lebenslang im Dunkeln tappen müssen, wenn Gott eure Augen nicht so künstlich gebauet hätte. Aber Fritze, tritt einmal nahe zu mir, und sieh mir in die Augen! was siehst du?" Mich selbst, antwortete Fritze. Da sind ja zwey kleine Fritzchen, die mir so ähnlich sehen, wie ein Ey dem andern.

„Und ich sehe in deinen Augen, sagte der Rector, zwey kleine Rectorchen, die mir ebenfalls sehr ähnlich sind. Unsere Augen sind kleine Spiegel, in welchen sich alles, was zunächst um uns ist, abbildet. Auf diese Art bemerken wir alles das Schöne, das Gott in die Welt gebracht hat. Wir sehen die Berge, die Wälder, die Blumen, die Vögel, die Thiere, die Sterne am Himmel, unsere lieben Freunde sehen wir. Habt ihr mich verstanden?" (Die Kinder versicherten, daß sie alles verstanden hätten.)

Und nun, Ernst! stecke deine Finger in die Ohren, und halte sie feste zu! — Wir sehen die Berge, die Wälder, die Blumen, die Vögel, die Thiere, die Sterne am Himmel, unsere lieben Freunde sehen wir, (er winkte, daß er die Ohren wieder öffnen sollte) hast du mich verstanden?

Nicht ein Wort, Vater! antwortete er.

„Wie vieles Vergnügen, fuhr er fort, müßten wir also entbehren, wenn Gott uns keine Ohren gegeben hätee. Was hielfe uns denn das Gespräch des Freundes? wozu nützte uns die Musik? was würden wir wohl bey dem Schlage der Nachtigall empfinden? Alles dieß wäre uns unnütze.

„Wie anmuthig riecht die Rose, die Nelke, die Aurikel, die Hyacinthe! alles dieß Vergnügen rührt daher, weil Gott unsere Nase anders als das Auge, die Hand und den Mund, gebauet, weil er sie so eingerichtet hat, daß wir durch dieselbe die Ausdünstungen der Dinge empfinden können. So sind unsere Augen, Ohren, Mund und Nase gleichsam lauter Thore, durch welche das Vergnügen beständig zu uns eindringt."

„Aber auch viel Schmerz, sagte Ludwig: ach, Herr Rector! wenn Sie wissen sollten, was für schrecklichen Schmerz ich dazumal an den Zähnen gehabt habe, da meine Eltern und meine Schwester bey Ihnen waren! Kommt denn der Schmerz auch von Gott?

„Allerdings, antwortete der Rector, kommt der Schmerz auch von Gott. Denn Gott, der uns so bauete, daß wir das Angenehme empfinden konnten, richtete unsere Natur auch so ein, daß das Unangenehme von uns konnte empfunden werden. Wenn er uns aber Schmerz zuschickt, so thut er es nur deßwegen, damit er uns durch den Schmerz Vergnügen zuführe. Dein Vater hat mir gesagt, daß dein Zahnschmerz eine Gelegenheit gewesen wäre, einen guten, ehrlichen Juden kennen zn lernen, der dich von den Zahnschmerzen befreyet hätte; daß dieser deßwegen eine ansehnliche Geldsumme von ihm vorgeschossen bekommen habe, wodurch er in den Stand sey gesetzt worden, einen Handel anzufangen, durch welchen er und seine Kinder reichlich ernähret würden. Wenn du nun diesen Juden siehst, was denkest du?"

Ich habe allemal, versetzte Ludwig, gar eine herzliche Freude.

„Und die Freude, redete der Rector weiter, hast du deinen Zahnschmerzen zu verdanken. Hättest du keine Zahnschmerzen, so konnte der Jude sie nicht vertreiben, so lernte ihn dein Vater nicht kennen, und konnte ihn nicht belohnen. Dein Zahnschmerz ist längst vorüber, aber an dem glücklichen Juden kannst du lange deine Freude haben. Du hast es

also erfahren, daß auch der Schmerz etwas Gutes sey, weil er zur Freude führet! Kannst du dir wohl noch vorstellen, wie der Jude aussah, der dich von deinen Schmerzen befreyete?"

„O ja, antwortete Ludwig, recht sehr gut. Er hatte eine große Nase, einen grauen Bart, einen braunen Rock, und eine ganz sonderbare Sprache. Es ist mir, wie wenn ich ihn sprechen hörte, und ihn vor mir sähe."

Und dadurch, redete der Rector weiter, daß uns Gott so machte, daß wir uns vergangene und abwesende Dinge vorstellen können, schenkt er uns wieder ungemein vieles Vergnügen. So können wir uns den abwesenden Freund vorstellen, uns an genoßne Freuden erinnern, und uns auf diese Art manche vergnügte Stunde machen. Habt ihr noch nicht etwas gelesen, das euch Freude machte?

Gar vieles, antworteten alle. Erst vorige Woche, sagte Ludwig, habe ich im Kinderfreunde gelesen. Das ist ein allerliebstes Buch! das hat mir rechte Freude gemacht.

Wenn ihr aber, fuhr der Rector fort, eben dieß Buch dem Hunde oder der Katze vorlegen wolltet; so würden sie nicht das geringste davon verstehen, und also auch keine Freude daran haben. Hätte euch also Gott nicht Verstand gegeben, so bedenkt nur, wie vieles Vergnügen ihr entbehren müßtet, ihr könntet kein Buch lesen, keinen Brief schreiben, ihr könntet nicht nachdenken, wie ihr eure Umstände verbessern wolltet, kein Haus bauen, sondern müßtet in Höhlen und Klüften wie die Thiere leben. Muß also nicht Gott die Menschen lieb haben, wenn

er sie so gebauet hat, daß sie so vieles Vergnügen geniessen können?"

Die armen Thiere, sagte Ernst, hat aber wohl Gott nicht lieb; weil er ihnen nicht so vieles Vergnügen, als den Menschen schaft.

„Darum sey du nur unbesorgt, antwortete sein Vater, er hat jedes Thier so gebauet, daß es Vergnügen geniessen kann, und daß es sich wohl befindet. Müssen sie gleich manches Vergnügen entbehren, das Gott den Menschen gönnt, die freylich unter seinen Werken, die wir sehen können, die vorzüglichsten sind, so machen ihnen hingegen andere Dinge Vergnügen, die uns zu nichts nütze sind. Sieh hier Ludwigs Hund! Mordar, komm her! dem hat Gott zu seiner Nahrung vorzüglich die Knochen angewiesen, die der Mensch nicht geniessen kann. Er soll die knorplichten und markichten Theile verzehren, die an denselben befindlich sind, sich davon nähren, und davon leben. Da würde das arme Thier nun schlecht zurechte kommen, wenn es Hufen wie ein Pferd, und schwache Zähne wie ein Schaf hätte. Aber, sieh einmal! wie ihm sein Schöpfer mit allem versehen hat, was er bedarf, um sich seine Nahrung zu verschaffen. Itzo habe ich etwas in meine Hand gefaßt. Ernst, riech an meiner Hand! du wirst nicht errathen können, was ich darinne habe, du kannst es wirklich nicht? Nun will ich die Hand bey Mordaren halten. Siehst du, wie er mit dem Schwanz wedelt? wie er die Hand leckt? er bellt gar; er giebt also zu verstehen, daß in meiner Hand etwas sey, was für ihn genießbar ist — da, Mordar! du sollst es haben, du hast

es errathen — es war ein Stück Semmel. Gott hat also dem Hunde einen weit schärfern Geruch als uns gegeben. Durch diesen entdeckt er alles, was um ihn genießbar ist, sucht es auf, und verzehrt es. Betrachtet einmal seine Tatzen, wie sie so geschmeidig, wie sie mit Krallen versehen sind! mit Hilfe derselben kann er einen Knochen, den er zernagen will, fest halten. Das müßte er wohl bleiben lassen, wenn er Pferde- oder Ziegenfüße hätte. Und diese Zähne: seht, wie fest! wie spitzig sie sind! Mit Hilfe derselben kann er die festesten Knochen zernagen, und das in demselben befindliche Mark sich verschaffen. So ist es mit allen Thieren. Gott hat für sie so gut, als für den Hund gesorgt. Jedem hat er gegeben, was er zur Verschaffung seines Unterhalts und seines Vergnügens bedarf. Ich wollte, daß unsere gute Frau Wirthin in ihrer Küche ein paar Thiere vorräthig hätte, und sie noch ein paar Minuten betrachten ließe; so wollte ich euch an denselben zeigen, wie gut auch sie von Gott bedacht worden sind."

Sophie gieng lächelnd zur Stube hinaus, kam aber bald zurück, und brachte eine wilde Gans und einen Hecht mit, den die Köchin eben itzo abgestochen und ausgeweidet hatte.

„Da, rief der Rector, da wird es etwas zu sehen geben! Kinder, gebt Achtung! Diese Gans findet ihr Vergnügen im Wasser. Und ihr seht, daß sie so gebauet ist, daß sie im Wasser, so gut wie der Mensch auf der Erde, leben kann. Was das für breite Füße sind! sie sehen doch ganz anders aus, als die Füße des Truthans. Aber diese Füße

muß sie auch haben, daß sie damit in dem Wasser fortrudern könne. Hätte sie solche Füße nicht, so würde sie sich schwerlich weit von der Stelle, wo sie einmal schwimmt, bewegen können. Wie dicht die Federn an einander schließen. Seht, hier gieß ich Wasser darauf, es lauft ab, und sie werden nicht naß. Durch Hilfe dieses warmen Pelzes kann also dieses Thier beständig im Wasser seyn, ohne daß auch nur ein Tropfen an seinen Leib kömmt. Es könnte aber leicht die Nahrung in dem See, wo es sich aufhält, ausgehen. Was sollte alsdenn das arme Thier anfangen? Seine Füße sind zum Laufen gar nicht gemacht. Wenn es über das Land, von einem See zum andern watscheln wollte; so würde es bald von seinen Feinden eingeholt, und erlegt werden. Dafür ist aber auch gesorgt. Was den Füßen an Geschwindigkeit abgeht, das ist durch diese langen und starken Flügel ersetzt worden. Mit diesen kann es sich in die Luft empor heben, so hoch, daß man es kaum noch sehen kann, und mit denselben bewegt es sich von einem Ort zum andern weit geschwinder, als ich mit meinem Schlitten zu thun im Stande bin. Die Augen laßt uns auch noch untersuchen! die sind doch ganz anders als die unsrigen. Bemerket doch das zarte Häutchen, das dieses Thier vorschieben, die Augen damit bedecken, und doch noch dadurch sehen kann. Dieß muß ihm vortreffliche Dienste thun, wenn es den Kopf in das Wasser steckt. Denn da sind die Augen hinlänglich verwahret, daß kein Wasser eindringen kann, und gleichwohl kann es dadurch die Nahrung erkennen, die für dasselbe unter dem Wasser ist. Auch

der Schnabel ist merkwürdig. Er ist mit Zähnen versehen, daß es seine Nahrung damit zerbeißen kann.

Und nun laßt uns den Hecht betrachten! Er hat weder Füße noch Flügel. Wozu wären ihm diese auch nöthig, da er nur in dem Wasser lebt, und außer demselben kein Vergnügen sucht. Er ist aber von seinem Schöpfer so künstlich, als andere Thiere, gebauet worden. Fühlt diesen Panzer, der um seinen Leib gelegt worden ist! Er besteht aus lauter Schuppen, die so fest an einander schließen, daß nicht ein Tröpfchen Wasser durchdringen kann.

Habt ihr wohl an einem Schifchen, oder an einer Fähre, das Steuerruder bemerkt, mit welchem der Fuhrmann das Fahrzeug lenkt? Wirklich? sehet dieses Steuerruder hat unser Hecht auch. Dieß ist sein Schwanz, in dem er eine vorzügliche Kraft hat. Wenn er mit demselben schlägt, so kann er sich bewegen, wohin er will. Ja er kann sich mit Hilfe desselben so stark fortschnellen, daß er wie ein Pfeil durch das Wasser schießt. Das mußte auch seyn, wenn er leben, und sich wohl befinden sollte, da zu seiner Nahrung ihm die kleinen Fische angewiesen sind. Wie Wollte er diese einholen, wenn er nicht eine vorzügliche Geschwindigkeit besäß? Da er bestimmt war, von der Jagd und vom Raube zu leben, so hatte er auch Waffen nöthig. Diese findet ihr hier in seinem Rachen. Sehet hier diese spitzigen Zähne, die in demselben befestiget sind! Wenn er auf einen Fisch Jagd macht, so schießt er nach ihm, öffnet den Rachen, schnappt nach ihm — und wehe dem Fischchen, das in diese Zähne kommt,

O Gott, wie gut bist du!

das wird wohl an keine Rettung denken dürfen. Es dürfte euch zwar befremden, daß Gott diese Fischchen den Hechten Preis giebt. Wenn er aber recht vielen Thieren das Leben geben wollte, so konnte es nicht anders seyn, er mußte eines des andern zur Speise geben. Wir jagen auch die Häschen und Rebhühnerchen und lassen sie uns wohl schmecken, warum sollte es uns denn unbillig scheinen, wenn der Hecht Fischchen jagt, und sich daran erquicket? Einmal müssen diese Thierchen doch sterben. Und wenn sie der Hecht mit seinen Zähnen zerquescht, so sind sie in ein paar Minuten weg, da sie hingegen viel würden ausgestanden haben, wenn sie vor Alter hätten sterben müssen. Er ist auch nicht ganz ohne Füsse. Diese starken Floßfedern vertreten die Stelle derselben, und müssen ihm vortrefliche Dienste thun, wenn er durch das Wasser rudert, oder auf dem Boden desselben sich fortbewegen will. Wenn ihr mir noch hunderterley Thiere, wenn ihr mir die kleinsten Würmchen bringen könntet, so wollte ich euch bey einem jeden zeigen, wie Gott es mit den Werkzeugen versehen hat, die es zu Erlangung seiner Nahrung und seines Vergnügens bedarf.“

O Gott, wie gut bist du! rief Ludwig ganz gerührt aus.

„Ja wohl, setzte Herrmann hinzu, haben wir Ursache zu sagen: o Gott, wie gut bist du? Wenn ich die Werke Gottes ansehe, so kann ich nicht anders glauben, als daß er ein Herr sey, dessen größte Freude es ist, wenn er seinen Werken recht vieles Vergnügen machen kann, daß er ein wahrer Vater sey. Durch die ganze Welt hat er Vergnügen aus-

gegossen, in jedes Pflänzchen, in jedes Tröpfchen hat er es gelegt, und hat alles, was lebt, so gebauet, daß er von diesem Vergnügen seinen Theil einsaugen kann."

Ein und vierzigstes Kapitel.

Unterdessen schlich sich der Rector zur Thür hinaus, und kam erst nach einer Viertelstunde wieder. Er brachte eine Nachricht mit, die der Gesellschaft gar nicht angenehm war. Der Schlitten, sagte er, ist angespannt, und wartet auf uns Kinder, wir müssen nun augenblicklich aufbrechen.

Da gieng nun das Nöthigen, Klagen und Bitten wieder, wie Gestern an. Da er aber Herrmann vorstellte, das nöthige Amtsgeschäfte ihn zwängen zurückzukehren, so trat dieser gleich auf seine Seite, und sagte, einen Mann, der nothwendige Geschäfte habe, dürfe man nicht aufhalten. Ludwig und Luischen hatten sich zwar geweigert, des Rectors Reiserock, den sie in ihrer Verwahrung hatten, herauszugeben. Sie brachten ihn aber gleich, sobald es der Vater befahl.

Nun verstrich noch ein Viertelstündchen über dem Abschiednehmen, Danksagen und Küssen, dann stiegen die lieben Gäste in ihrren Schlitten, erhielten von der Herrmannischen Familie die Versicherung, daß sie von ihr bald einen Besuch bekommen

sollten, und nun flogen sie fort immer zum Thore hinaus nach ihrem Dorfe zu.

Des Nachmittags grif Herrmann seine Arbeit wieder frisch an, und ermunterte seine Familie ein gleiches zu thun. Den ganzen Januar und die Hälfte des Februars durch, setzten sie ihre Geschäfte fort, ohne das etwas Merkwürdiges vorgefallen wäre.

Erst in der Mitte des Februars trug sich etwas im Hause zu, daß anfänglich allen sehr unangenehm war. Da Herrmann einmal bey seiner Familie saß, und sich mit ihr vergnügte, trat die Frau Huldrichinn in die Stube, ihre Augen waren roth geweint, und nachdem sie ein kurzes Kompliment gemacht hatte, brach sie in die bittersten Klagen aus. Ach Herr Herrmann, sagte sie, liebe Madame Herrmannin, erbarmen Sie sich meiner! retten Sie mich! Wenn Sie mich nicht retten, so weiß ich nicht, zu wem ich meine Zuflucht nehmen soll.

Da man ihr einen Stuhl angeboten, und sie gefragt hatte, was sie für ein Anliegen habe, so setzte sie sich und sagte: „Stellen Sie sich nur vor, wie es mir armen Frau geht! Da habe ich durch meiner und meiner Töchter Arbeit mir zeither so viel erworben, daß ich mir 200 Rthlr. ersparet hatte. Diese legte ich zurück, damit ich doch etwas hätte, wenn ich alt oder krank würde, oder für meine lieben Töchter große Ausgaben bestreiten müßte. Ich weiß nicht, wie dieß Herr Harpax mußte erfahren haben, der unten im Hause, wo ich ein paar Zimmer gemiethet habe, wohnet. Vor ohngefähr einem halben Jahre kömmt er auf mein Zimmer, und bittet mich, ob ich ihm nicht 200 Rthlr. vor-

strecken wolle? er könne itzo etwas Ansehnliches damit gewinnen, er wolle mir eine Handschrift darüber geben, und nach einem Vierteljahre mir dieses Geld mit vielem Danke, wieder zustellen. Ich werde nicht denken, daß ich bey diesem Manne, der mehr Thaler, als ich Groschen, im Vermögen hat, Betrügerey werde zu besorgen haben. Ich gebe ihm das Geld, er giebt mir einen Zettel, auf welchem er geschrieben hatte, daß er von mir 220 Rthlr. empfangen habe. Ich lege diesen Zeetel in mein Nähpult, und denke, daß nun alles gut ist. Aber was geschieht? Das Vierteljahr geht vorbey, es geht noch ein Monat hin, mein Herr Harpax denkt immer nicht an die Bezahlung. Endlich erinnerte ich ihn. Frau! fährt er mich heftig an, träumen Sie, oder was fehlt Ihnen? mir hätten Sie 200 Rthlr. geborgt? nicht 200 Pfennige hab ich von Ihnen gesehen. Mir war es lächerlich. Ich sagte, Ihrer vielen Geschäfte wegen werden Sie es wohl vergessen haben, wenn ich ihnen aber die Handschrift zeige — nun, sagte er, wenn ich diese sehe will ich es gern glauben. Ich laufe auf mein Zimmer, durchsuche mein Nähpult: weg war die Handschrift! ich durchsuche alles, und wende fast die Stube um, da war keine Handschrift zu finden. Was sollte ich arme Frau anfangen! ich gieng zu einem Anverwandten von meinem verstorbenen Manne, der ein Advokat ist, und klagte ihm mein Leiden. Dieser gab mir den Rath, ich sollte den Mann verklagen, er wolle mich vertheidigen, und Harpax sollte gewiß bezahlen. Nun hat er aber schon vier Wochen auf dem Rathhause sich mit mir her-

umgestritten, mir viele Unkosten gemacht, und morgen will er schwören, daß ich ihm das Geld nicht geliehen hätte. Stellen Sie sich nun vor, Herr Herrmann! der Mann will hintreten, und will sagen, daß Gott ihm nicht gnädig, daß er ihn strafen solle, wenn er von mir Geld bekommen habe. Der abscheuliche Mann! wenn er schwört, so bin ich nicht nur um mein Geld, sondern ich habe auch noch Unkosten, und die Stadt wird mich für eine Betrügerin halten. Ich arme Frau! ich habe keinen Zeugen meiner Unschuld, als den **allwissenden Gott.**

Herrmann und Sophie bedauerten die Frau herzlich. „Es ist, sagte Herrmann, dieß freylich eine bedenkliche Sache. Ich kann Ihnen keinen Rath geben. Wenn der Mann schwört, so ist ihr Geld verlohren. Aber den Muth lassen Sie nicht sinken, liebe Frau! Der Allwissende ist ja, wie Sie sagen, ihr Zeuge, der weiß ja, daß Sie das Geld ausgezahlt, daß Sie von Harpax eine Handschrift bekommen haben, der wird gewiß einmal Ihre Unschuld an den Tag bringen."

Das ist auch, sagte die Huldrichinn, mein einziger Trost. Wenn ich diesen nicht hätte, so müßte ich in meinem Jammer vergehen.

Da sie so mit einander sprachen, pochte jemand sehr heftig an die Stubenthür, öffnete sie auch sogleich, und trat herein. Es war eine Weibsperson, die sich ganz außer Odem gelaufen hatte. „Ist die Frau Huldrichinn bey Ihnen? sagte sie. Und da sie dieselbe erblickte, sagte sie: ists wahr, daß Sie mit Herrn Harpax wegen 200 Rthlr. Prozeß

haben? daß er morgen schwören will, daß er sie nicht bekommen habe? Sein sie unbesorgt: so geschwind soll es nicht gehen. Hier: hier ist seine Handschrift: sie ist zwar zerrissen, man kann sie aber noch recht gut lesen. Sie wollen wissen, wie ich dazu gekommen bin? Ich will es Ihnen gleich sagen. Sie werden sich noch erinnern, daß ich vor einiger Zeit bey ihm als Magd diente. Da war ich einmal auf dem Saale. Sie waren mit Ihren Töchtern ausgegangen. Da kam Harpax heimlich geschlichen, hatte einen Nachtschlüssel, und öffnete Ihre Thür. Ich erschrack über die Verwegenheit des Mannes, und wartete in dem Winkel, wo ich stund, bis er wieder herauskam. Er kam bald wieder, hatte die Handschrift in den Händen und schloß sehr bedächtlich die Thür wieder zu. Dieß machte mich neugierig zu erfahren, was er in Ihrer Stube gemacht habe. Sobald also, als er wieder auf seiner Stube war, kam ich nach, und stellte mich, als wenn ich einige Geschäfte da zu verrichten hätte. Meine Augen waren aber immer auf die Schrift gerichtet, die er in den Händen hatte. Er zerriß sie und warf sie in einen Kasten, in dem er Makulatur aufbewahrte. Nun, dachte ich, habe ich genug! Sobald er den Rücken wendete, gieng ich über den Kasten, holte das zerrißne Papier heraus, und war halb des Todes, da ich sahe, daß der Mann so boshaft gewesen war, eine Handschrift Ihnen heimlich wegzunehmen, die er an Sie ausgestellt hatte. Ich wollte sie Ihnen noch denselben Tag zustellen, aber wie es geht, wenn

man in jemands Brod ist, so will man es doch nicht gerne mit ihm verderben: den ich glaube, der Mann hätte mich kalt gemacht, wenn ich ihn dazumal verrathen hätte. Ich verschloß also die Schrift in meinen Schrank, und nahm mir vor, sie Ihnen zuzustellen, sobald ich von ihm würde weggezogen seyn. Nach der Zeit habe ich es ganz wieder vergessen. Heute Morgen aber hörte ich, daß Sie deswegen mit ihm Prozeß hätten. Da lief ich geschwinde über meinen Schrank, und suchte die Schrift wieder bey. Ist mir es doch nun so lieb, als wenn ich hundert Thaler gefunden hätte. Da haben Sie Ihre Handschrift! Halten Sie sie morgen dem Betrüger unter die Nase; ich will mit in der Gerichtsstube seyn, und selbst aussagen, wie sich die ganze Sache verhält."

Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr die gute Huldrichinn gerührt war, da sie sich auf einmal aus allen ihren Kummer durch die Ehrlichkeit dieser Person gerettet sahe. Wehmüthig hob sie die Hände gen Himmel, und sagte: „**allwissender Gott, so wunderbar bringst du meine Unschuld und dieses Mannes Bosheit an den Tag!**

„Allwissender Gott! setzte Herrmann hinzu: Du bist Zeuge aller unserer Handlungen. Wohl uns, wenn wir bey allen unsern Handlungen an deine Gegenwart denken, und stets Recht thun! So wirst du gewiß einst unsere Rechtschaffenheit an den Tag bringen."

Er lobte hierauf die Rechtschaffenheit dieser guten Magd, ermunterte sie, fein unerschrocken in der

Gerichtsstube alles, was sie gesehen habe, zu erzählen, und nun gieng er selbst mit diesen Personen zu dem Richter, und ließ ihm diese Magd die Entdeckung, welche sie gemacht hatte, erzählen. Der Richter, der ein sehr gerechter Mann war, bezeigte über diese Entdeckung eine ungemeine Freude, und versprach, daß er den folgenden Tag der unschuldigen Huldrichinn zu ihrem Rechte helfen wolle.

Zu der bestimmten Stunde fand sich Herrmann auch in der Gerichtsstube ein, um zu sehen, was die Sache für einen Ausgang nehmen werde. Harpax erschien mit verwirrtem Gesicht, und der Richter fragte ihn, ob er noch dabey bleibe, daß er niemals Geld von der Huldrichinn geborgt habe? Niemals! war seine Antwort. Ich habe ja nie Geld nöthig gehabt, und wenn es mir nöthig gewesen wäre, so würde ich es doch sicherlich nicht bey einer so armen Frau gesucht haben.

Der Richter fragte weiter, ob er noch schwören wolle?

Ja, antwortete er mit bebender Stimme.

Da zeigte ihm der Richter seine Handschrift.

Er erschrack, und stand da, wie von dem Blitz gerührt. Nach einer Minute erholte er sich aber und sagte: das hat ein Schelm geschrieben. Ich will es beschwören, daß ich das nicht geschrieben habe. Da aber der Richter die Magd herbeyrufen ließ, da ihm diese unter die Augen sagte, wie er diese Handschrift von der Huldrichinn Stube gestohlen habe, so konnte er es nicht länger läugnen.

Der Richter gab ihm nicht nur einen scharfen Verweis, sondern sagte auch, daß er vom Landesherrn dazu verordnet sey, unschulbige Personen gegen dergleichen Betrügereyen zu schützen, und die Betrüger zu bestrafen. Deßwegen erkenne er für recht: daß Harpax nicht nur die Summe von 200 Thalern der Huldrichinn wieder ersetzen, sondern auch die Kosten, welche er ihr verursachet habe, bezahlen, überdieß, entweder ein Jahr in das Gefängniß wandern, oder eine Geldbuße von 1000 Thalern erlegen solle.

Ob er nun schon sich viel lieber in den finstersten Kerker würde haben setzen lassen, als die tausend Thaler bezahlen, so besorgte er doch, daß er durch das Gefängniß zu sehr in Zusammenscharrnng des Geldes möchte gestöret werden, und verstund sich dazu, diese Summe zu erlegen.

Wie das wohl einem Manne Mag geschmerzet haben, den jeder Pfenning dauerte, denn er ausgeben mußte!

Alle aber, die in der Gerichtsstube waren, freueten sich, daß der Allwissende ans Licht gebracht habe, was verborgen war. Und der Richter verordnete noch, daß von Harpaxens Strafe hundert Thaler an die ehrliche Magd, zur Belohnung ihrer Ehrlichkeit, ausgezahlet werden sollten.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Da Herrmann nach Hause kam, fand er eine arme Weibsperson, die ihn, schon seit einer halben Stunde, erwartet hatte. Sie bat ihn sehr inständig, daß er sich doch des alten Martins, eines seiner Weber, annehmen solle. Sein Sohn gienge ganz unmenschlich mit ihm um, und ließe ihn beynahe verhungern.

Der Sohn läßt den Vater Verhungern? fragte er ganz erschrocken, und, ohne weiter vieles zu reden, gieng er mit der Frau fort und ließ sich zu ihm führen. Er mußte drey Treppen hinaufsteigen — da fand er ihn in dem kläglichsten Zustande. Das Alter hatte ihn so kraftlos gemacht, daß er nicht mehr aus dem Bette gehen konnte. Und dieses Bette sah kaum einem Bette ähnlich. Es bestund aus einigen schmutzigen und zerrißnen Kissen, in dennen kaum einige Hände voll Federn waren.

„Ach, kommen Sie selbst, lieber Herr Herrmann? rief der elende Greis, da er ihn erblickte! ach, helfen Sie mir! sehen Sie nur, wie mein gottloser Sohn mit mir umgeht! ich habe ihm mein Haus gegeben, mit der Bedingung, daß er mich bis an meinen Tod ernähren soll; nun hat er das Haus und traktirt mich wie einen Hund. Aus der Stube hat er mich herausgestossen, und da in den Winkel gebracht, wo ich beynahe erfriere. Er ißt unten mit seiner Frau Gebratenes und Gesottenes,

und mir giebt er nichts als Wasserbrey, Käse und Brod. Und auch das nicht genug. Ich muß oft bis um drey Uhr liegen, ehe ich einen Bissen zu essen bekomme. Und wenn er mir etwas bringt, so setzt er es mit den schnödesten Reden hin. Er hat gar oft gesagt, er habe das Leben satt, er könne mir nicht länger aufwarten, es wäre wohl einmal Zeit, daß ich mich aus der Welt mache. Ach, Herr Herrmann! das kränkt, wenn man so etwas von seinem Kinde hören muß, das man erst groß gezogen hat!

Herrmannen zitterten die Glieder, da er dieß hörte. Das hätte ich nicht glauben können, sagte er, daß solche Unmenschen in der Welt seyn könnten, die den Vater, der in der Kindheit sie gewartet, getragen und ernähret hat, im alter verlassen könnten. Laßt den Menschen heraufkommen! sagte er unwillig zu der Frau, die ihn herbeygerufen hatte.

Er kam mit wilden Blicken. Herrmann fragte ihn sehr ernstlich, ob er gar nicht fürchte, daß Gott ihn strafen werde, wenn er seinen Vater, seinen größten Wohlthäter, Noth leiden ließe?

„Ey, was da! sagte der rohe Mensch. Ich habe selbst Kinder, die ich ernähren muß. Ich habe genug zu thun, wenn ich diesen Brod schaffen will. Ich wüßte nicht wo ich es hernehmen sollte, wenn ich dem alten Manne immer gute Bissen aufschüsseln wollte. Es kann es ja kein Mensch mit ihm ausstehen. Wenn er unten in der Stube ist, da knurt er beständig, bald über dieses, bald über jenes! Ich lasse mich in meinem Hause nicht turbiren.

Gotthard! fiel ihm der Alte in die Rede, was redest du denn? Weißt du denn nicht, daß das Haus mein ist? Habe ich, dein Vater, daß an dir verdient?

„Ach was wollt ihr viel reden, antwortete der harte Sohn, ihr habt es ja eurem Vater eben nicht besser gemacht. Unsere Nachbarin hat mir wohl erzählt, was ihr in euren jungen Jahren für ein Zeisig gewesen seyd. Wißt ihr noch, wie ihr ihm von den Tellern zusammen gescharret habt, was andere Leute den Hunden gaben?“

Der Kreis bebte vor Schrecken, da er diese bittern Vorwürfe hören mußte, und seufzte: **Gott! du bist gerecht!**

Herrmann befahl darauf dem ungerathenen Sohne, daß er sich entfernen solle, und fragte den Alten, ob die Beschuldigungen wahr wären, die sein Sohn vorgebracht hätte?

Ein Strom von Thränen stürzte ihm bey dieser Frage aus den Augen. „Ach leider! sagte er, ist dieß alles wahr. Ich hatte meinen alten Vater auch bey mir. Weil er nun etliche Jahre krank lag, und nichts mehr verdienen konnte, so wurde ich es überdrüßig, daß ich ihn ernähren sollte, und ließ ihn freylich oft Noth leiden. Ach gar vielmehr hab ich den armen alten Mann hart angefahren. Hier auf dem Flecke, wo ich liege lag er auch drey Jahre, bis er in den größten Jammer starb. Ach, itzo sehe ich ein, daß ich diese Strafe, durch das Betragen gegen meinen alten Vater, verdient habe.“

„Unglücklicher Mann! sagte Herrmann, wie

habt ihr doch so hart seyn und euren Vater verlassen können? Habt ihr denn nicht daran gedacht, wie viel er in eurer Kindheit mit euch ausgestanden hat? Habt ihr denn nicht gewußt, daß Gott alles weiß, daß er gerecht ist? daß er jedem giebt, was er verdienet hat: den guten Menschen Belohnung, den bösen Menschen Strafe? Konntet ihr wohl glauben, daß euer Sohn gut werden würde, wenn ihr selbst böse wäret? Konnte euer Sohn euch wohl lieb haben, wenn er hörte, daß ihr selbst euren Vater nicht lieb gehabt hättet? Erkennet hier Gottes Gerechtigkeit! traget die Strafe mit Geduld, die ihr verdient habt, und bittet Gott, daß er euch noch gnädig seyn wolle. Ich will unterdessen euer Elend lindern, so viel ich kann. Hier habt ihr einen Gulden! dafür laßt euch etwas zu eurer Erquickung holen. Ich will itzo hingehen, und euren Sohn ermahnen, daß er sich bessere. Wenn ihr euch auch bessert, so wird der gerechte Gott auch eure Strafe lindern."

Und nun verließ Herrmann den Greis, der fast in Thränen zerfloß und Gott bat, daß er ihm vergeben möchte, und suchte den Sohn auf. Diesen redete er nachdrücklich an, fragte ihm ob er nicht auch hoffe einmal alt zu werden, und ob er nicht fürchte, daß seine Kinder, im Alter, eben so mit ihm umgehen würden, wie er itzo mit seinem alten Vater umgienge? Der Gott, der itzo die Sünde des Alten strafe, der würde auch ihn zu seiner Zeit gewiß bestrafen. Denn kein Mensch könne der Strafe des allwissenden und gerechten Gottes entrinnen. Und wenn er nicht heute noch den alten Vater in

ein warmes Zimmer brächte, ihm ein gutes Lager, hinlängliche Nahrung und Wartung verschaffe, so wolle er gar nichts mehr von ihm wissen, und ihm nichts mehr zu arbeiten geben. Denn wer so böse wäre, daß er nicht einmal gegen seine Eltern Dankbarkeit bezeige, der handle gewiß auch gegen andere Menschen nicht redlich.

Die Worte waren lauter Donnerschläge in das harte Herz des Sohnes. Sie erschütterten ihn, und brachten ihn dahin, daß er versprach, sich seines Vaters künftig besser anzunehmen.

Und wirklich wurde von nun an das Schicksal des elenden Greises gelindert. Herrmann ließ sich oft nach ihm erkundigen, und bekam immer die Nachricht, daß er itzo an nichts mehr Mangel leide.

Drey und vierzigstes Kapitel.

Die Witterung wurde gegen das Ende des Februars sehr gelinde. Die Sonne fieng an warm zu scheinen, warme Winde wehten, und der Schnee fieng an zu zerschmelzen. Ludwig und Luischen sahen mit vielem Vergnügen, wie die Erde und die Dächer, die bisher ganz weiß gewesen waren, nach und nach schwarz wurden. Sie glaubten, nun wäre gewiß der Frühling da, überlegten schon, wie sie nun ihr Gärtchen bearbeiten, was sie alles darein säen und pflanzen wollten, und fiengen schon an

die Sämereyen zusammen zu suchen, die sie in Blumentöpfe, und auf ihre Beetchen streuen wollten.

Weil aber den Winter durch ungemein viel Schnee gefallen war, der nun durch die Wärme auf einmal zerschmolz und zu Wasser gemacht wurde, so entstund daraus eine schrecklich große Menge Wasser, welche die feuchte Erde unmöglich alle in sich nehmen konnte. Von allen Bergen stürzten Bäche herab, auf allen Wiesen entstunden Seen, das Wasser lief in die Flüsse, und diese flossen aber in dem großen Strome zusammen, der durch die Stadt lief, wo Herrmann wohnte. Dadurch wurde der Strom so groß, daß ihn die Ufer nicht mehr fassen konnten. Er trat aus, verbreitete sich über das Land, und richtete da große Verwüstungen an.

Was hierbey Herrmanns Familie am mehrsten schmerzte, war daß ihr schöner Garten am Ufer dieses Stroms lag. Gegen Abend giengen Ludwid und Luischen hinaus, um zu sehen, wie es mit dem Wasser stehe. Da war der Strom schon so hoch, daß er dem Ufer gleich stund. Aber des Morgens — da kam die Magd mit der betrübten Nachricht in die Stube, daß der ganze Garten unter Wasser stehe.

Zugleich liefen von allen Orten Klagen ein, über die Verwüstungen, die das Wasser angerichtet habe. Man erzählte von Brücken, Mühlen und Häusern, die es weggeschwemmet, von Bäumen, die es ausgerissen habe, und von Menschen, die ertrunken wären. Dieß verursachte in Herrmanns Familie große Betrübniß. Herrmann beklagte seinen Garten, aber noch mehr die Unglücklichen,

die bey dieser Ueberschwemmung vielleicht ihr ganzes Vermögen einbüssen würden. Luischen trauerte um ihre Aurickelchen, und Ludwig war wegen seines Tulpenbeets besorgt. Sophien fiel das Lusthaus ein, das sie vor ein paar Jahren, ohnweit des Stroms, im freyen Felde hatte erbauen lassen, und von dem sie nothwendig fürchten mußte, daß es durch das Wasser werde weggerissen werden.

Da Sophie das Lusthaus nannte, schlug Herrmann erschrocken in die Hände: und sagte: Und der gute Man, den wir darein gesetzt haben, unser Heinrich — was fängt denn der an? der muß ja wahrhaftig verhungern oder ertrinken. Alle erschracken, und sagten: der arme Heinrich, den haben wir gänzlich vergessen. Was fangen wir doch nur an? wie retten wir ihn?

Den Augenblick, sagte er zu dem Bedienten, den Augenblick lauft zu einem Fischer, und bittet ihn, daß er mit etlichen Leuten auf einem Kahne zu ihm fahre, und ihn zu retten suche. Ich will gern ihm so viel zahlen als er verlangt. Der Bediente gieng fort. Herrmann war aber so ängstlich, daß er nicht aushalten konnte. Er nahm seinen Hut und Stock, lief selbst dem Bedienten nach und bewegte bald einen Fischer, durch Versprechung eines Louisd'ors, daß er, nebst seinem Sohne, die Fahrt nach dem Hause antrat. Herrmann sprang selbst in den Kahn, und sein Bedienter mußte ein gleiches thun. Nun wurde fortgerudert. Sie sahen das Haus wirklich in grosser Gefahr. Es stund mitten im Wasser, und das Wasser gieng bis an das zweite Stockwerk. Da sie näher kamen, er-

blickten sie Heinrichen am Fenster, der seine Arme nach ihnen ausbreitete. Itzo waren sie da, befestigten den Kahn am Hause, und warfen dem guten Manne ein Seil zu, an dem er sich herablassen konnte. Voller Freuden knüpfte er das Seil am Fenster fest, und ließ sich herab.

Sobald er in den Kahn kam, fiel er auf seine Knie, und rief aus: **Gott! mein Erbarmer, du hast mein Gebet erhöret!** Dann stund er auf und dankte Herrmannen und den Leuten, die bey ihm waren, gar herzlich, daß sie solche sorge für sein Leben getragen hätten.

Herrmann fragte ihn hierauf, wie ihm wäre zu Muthe gewesen, da er sich in dieser großen Gefahr befunden hätte —

„Im Anfange, sagte er, bin ich vor Angst bald gestorben. Gestern abends legte ich mich ruhig zu Bette. Kaum hatte es aber zwölf geschlagen, so entstund ein Geplätscher und Lärmen in meiner Stube, daß ich davon erwachte. Ich wußte nicht, was es war, ich sprang aus dem Bette, da stund ich bis über die Waden im Wasser. Was das für ein Schrecken war, kann ich nicht beschreiben. Ich nahm geschwind meine Kleider, wadete durch das Wasser hin, und lief die Treppe hinauf in das andere Stockwerk. Da habe ich Angst ausgestanden! Der Wind tobte an den Fenstern, und pfiff durch das Haus, das Wasser klätscherte und polterte, daß es nicht anders war, als wenn alles zu Grunde gehen sollte. Diesen Morgen um fünf Uhr kam das Wasser gar in die obere Stube. Da gab ich alle Hoffnuug auf. Es war mir nichts gewisser,

als daß ich vor Hunger oder durch das Wasser würde sterben müssen. Endlich fiel mir ein, Gott ist ja bey mir, und den Augenblick redete ich ihn an, und betete; du guter Gott! du hast mich ja nun fünfzig Jahre in der Welt erhalten, und mir so viel Gutes gethan, daß ich dir gar vielmal habe dafür danken müssen. Du wirst mich ja auch itzo nicht verlassen! Wenn ich noch etwas auf der Welt nütze bin, so rette mich. Das ist dir gar zu leicht. Hast du es aber beschlossen, daß ich itzo aus der Welt gehen soll — nun, da bin ich, lieber Gott, nimm mich hin; du bist ja mein lieber Vater und ich dein Kind. Ich muß ja mir gefallen lassen, was du mit mir vornimmst. Etwas Böses wirst du doch nicht mit mir vornehmen."

Ich kann Ihnen nicht sageu, Herr Herrmann, wie wohl mir auf das Gebet wurde! ach, so eine vergnügte Stunde habe ich lange nicht gehabt! ich fühlte es recht, daß ich bey dem lieben Gott wäre, nun fürchtete ich mich gar nicht mehr. Mit Freuden hätte ich sterben wollen. Denn ich dachte, wenn dich der liebe Gott sterben läßt, so muß er doch wissen, daß mir der Tod besser als das Leben sey. Ich stund auf von dem Stuhle, da ich gesessen hatte, und sagte nochmals vergnügt: nun, lieber Gott hier bin ich! mache es mit mir wie es dir gefällt! nun gieng ich nach dem Fenster zu, sah hinaus — rund umher war Wasser, keine lebendige Seele sahe ich. Wohl drey Viertelstunden habe ich mich so umgesehen, und meine Gedanken bey dem lieben Gott gehabt. — Da erblickte ich den Kahn, sah ihn auf mich zu rudern, und es war

mir, als wenn der liebe Gott selbst käme. Denn das weiß ich gewiß, lieber Herr Herrmann, daß Sie der liebe Gott zu mir geschickt hat.

Herrmann lobte Heinrichen sehr, wegen seines Verhaltens, und versicherte, daß das Gebet das beste Mittel wäre, sich in der Betrübniß Trost, und in der Gefahr Muth zu verschaffen. Denn sobald man im Gebete Gott anrede, denke man ja an ihn. Und wenn man das bedächte, daß man einen so guten Herrn, einen so lieben Vater, bey sich habe, so brauchet man sich ja vor nichts zu fürchten. Und wenn man dem lieben Gott nicht vorschriebe, wie er es mit uns machen solle, sondern sich ihm so überließe, wie er es gemacht habe, so gäbe er uns auch allemal, was uns gut wäre. Er habe dieß auch gar oft erfahren, und sey auf sein Gebet schon aus mancher Angst befreyet worden.

Unter diesem Gespräche waren sie über das Wasser gekommen. Herrmann bezahlte den Fuhrmann, und nahm seinen Heinrich mit nach Hause. Da richtete er eine große Freude an. Man brachte ihn gleich in ein gewärmtes Zimmer; Sophie ließ ihm eine warme Suppe machen, der Bediente gab ihm trockne Schuhe und Strümpfe, und die Kinder setzten sich zu ihm, und ließen sich noch einmal erzählen, was er Herrmannen schon erzählt hatte.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Nach zwey Tagen fiel das Wasser in seine Ufer wieder zurück. Den dritten Tag wehte ein starker Wind, und die Erde trocknete so geschwind, daß Herrmann schon den vierten Tag seine Kinder in den Garten führen konnte. Da sah es aber sehr wüste aus. Das Wasser hatte alle niedrige Gewächse, alle fruchtbare Erde weggeschwemmet, und dagegen eine Menge Sand und Steine zurückgelassen. Einige Bäume waren ausgerissen, verschiedene Spaliere umgeworfen, das Gartenhäuschen war sehr beschädigt worden, und an dasselbe hatte sich ein großer Balken, von der schönen Brücke, die durch die Fluth war umgerissen worden, gehängt. Wohin man blickte, war Verwüstung. Die Kinder schlugen wehmüthig in die Hände, und beklagten den Schaden, der dadurch wäre verursacht worden. Herrmann sahe auch ganz betrübt aus, und sagte: „**Seht Kinder, wie mächtig Gott ist!** Ich habe schon vier Jahre an diesem Garten arbeiten lassen, ich habe mehr als tausen Thaler daran gewendet, so viele Menschen haben vom Morgen bis zum Abend sich mit Verschönerung desselben beschäftiget; die Brücke, die dort weggerissen ist, kostete 6000 Thaler, und mehr als ein hundert Menschenarme haben daran gearbeitet. Das alles hat nun Gott in ein paar Tagen zu Grunde gerichtet. Was in dieser großen Fluth durch viele tausend Menschen in vielen Jahren, ist zu Stande gebracht

Tab.XVIII pag.292

Schmid fec:

- Seht Kinder, wie mächtig Gott ist.

worden, das hat er in so kurzer Zeit zerstöret. Und wißt ihr, womit? mit lauter Schneeflöckchen, die er vom Himmel fallen, und hernach zu Wasser werden ließ. Was er will, kann er thun. Er hat nicht nur die Schneeflocken unter seiner Herrschaft, sondern alles in der Welt muß seinen Willen thun, und er kann mit den kleinsten Sachen die größten Dinge möglich machen. Was ist gegen den Menschen ein Räupchen? und gleichwohl, wenn er diese Thierchen vervielfältiget, so kann er damit die Bäume einer ganzen Provinz verderben. Was ist geringer als ein Blutstropfen? und doch, wenn er ihn in meiner Brust stocken, und in Fäulniß gehen läßt, so kann er mich tödten. Ein einziger Feuerfunken, den er in brennbare Materie fallen läßt, kann in etlichen Stunden unsere ganze Stadt verwüsten. Durch eben diese Strahlen aber, durch welche er den Schnee schmelzte, durch eben die Tröpfchen, die er vom Himmel fallen ließ, kann er in kurzer Zeit eine so unsägliche Menge von Gartengewächsen, Getreide, Obst und Wein hervorbringen, daß Millionen Menschen und Thiere sich daran erquicken, und es nicht aufzehren können. Lieben Kinder! der Gott, der dieß alles thun kann, ist euer Vater und Freund, so lange ihr gut seyd, und wird seine Macht zu eurem Beßten anwenden. Wie ruhig könnet ihr unter seinem Schutze leben, wenn ihr niemals Böses thut.

„Ich bin doch aber kein böses Kind, lieber Vater! warum hat mir denn der liebe Gott meine Aurikelchen verderbt? fragte Luischen; und Sie sind ein so guter Vater: warum hat er denn Ihren Garten zu Grunde gerichtet?“

„Du glaubst also, daß ich ein guter Vater bin? antwortete Herrmann, und gleichwohl thue ich manches, das dir nicht lieb ist. Ich lasse dich in manche Gesellschaft nicht gehen, in die du gern möchtest. Ich nehme dir oft Spielzeug weg, das dir Vergnügen macht. Du weißt oft nicht, warum ich es thue? und gleichwohl hältst du mich für einen guten Vater? So ist es auch mit Gott. Er thut uns manches, was uns nicht lieb ist; aber er meynt es deßwegen so wenig böse mit uns, als ich mit dir, wenn ich dir bisweilen dein Spielwerk wegnehme."

Guten Morgen, guten Morgen, Herr Herrmann! guten Morgen, lieben Kinder! so rief unvermuthet eine Stimme ihnen zu. Sie drehten sich geschwinde um, und siehe, da war es — da war es der Herr Rector Helwig. Herrmann fiel ihm um den Hals, und die Kinder küßten seine Hände.

„Ey, ey! sagte der Rector, in Ihrem Garten sieht es auch sehr traurig aus. Mir geht es aber auch nicht besser. Mein ganzer Garten ist verwüstet, meine Maulbeerplantage ist ruinirt, meine Gartenwand umgeworfen, und der ganze Garten ist mit Sand und Steinen bedeckt."

Haben denn die Weinstöcke auch gelitten? fragte Ludwig.

Ohne Zweifel, sagte der Rector. Ich werde es nach etlichen Wochen sehen, wann sie ausschlagen.

Herrmann bedauerte den guten Mann herzlich, weil ihm dieser Verlust weit empfindlicher seyn mußte, da er nicht reich war, und also so leicht das Geld nicht aufbringen konnte, das zu Wiederher-

stellung des Gartens erfordert wurde. Er nahm ihn bey der Hand, und bat ihn mit in die Stube zu gehen, wo sie weitläuftiger davon reden wollten. Sobald sie sich gesetzt hatten, sagte der Rector: „Lieber Freund! ich will Ihnen nur kurz sagen, warum ich itzo zu Ihnen gekommen bin — ich brauche Geld. Wenn ich nicht das ganze Jahr meinen Garten wüste sehen, wenn ich Lebensmittel für meine Frau und Kinder darinne zeugen will, so muß ich nothwendig diese Woche ihn schon aufräumen, und die Wand wieder hinsetzen lassen, sonst verstreicht mir die beßte Zeit, und ich kann weder säen noch pflanzen. So viel Geld hab ich aber nicht vorräthig. Ich muß wenigstens 50 Gulden haben; wollen Sie mir diese wohl leihen?"

„Daran dürfen Sie gar nicht zweifeln, lieber Freund! sagte Herrmann, und wenn Sie 200 Gulden verlangen, so sollen Sie sie haben. Deßwegen hat mir ja Gott Geld gegeben, daß ich andern damit dienen soll."

Aber, fuhr Herrmann fort, woher kommt es denn, lieber Rector! daß Sie bey dem großen Schaden, den Sie erlitten haben, so vergnügt sind? Sie sehen ja so heiter aus, als wenn Ihnen gar nichts Widriges begegnet wäre.

„Warum sollte ich mich denn betrüben? antwortete der Rector. Ich weiß ja, wer meinen Garten zerstöret hat — Gott hat es gethan; und den kenne ich zu gut, als daß ich glauben sollte, er meyne es böse damit. Durch mein ganzes Leben habe ich erfahren, daß Er für mich sorgt, daß Er alles Böse von mir abwende, und alles Widrige

das er mir zustossen läßt, so lenke, daß es mir nützlich wird. Als Knabe wollte ich mir einmal eine Weide, am Ufer unsers Stroms, abschneiden, gieng aber dabey so unvorsichtig zu Werke, daß ich in den Strom stürzte. Die Fluthen rissen mich fort — ich sahe das Ufer noch einmal an, und dachte, es wäre das letztemal, daß ich es sähe. Gott war aber da, und rettete mich. Durch einen Bettler, der am Ufer saß, und seine zerrissenen Kleider ausbesserte, ließ er mich aus dem Strome herausziehen. In meinem achtzehnten Jahre hatte ich so empfindliche Zahnschmerzen, daß ich meines Lebens ganz überdrüßig war, und, Gott vergebe es mir! gegen Gott mißtrauisch wurde. Aber durch die heftige Pein brachte mich Gott so weit, daß ich mich an ihn wendete, und betten lernte. Auf mein Gebet schickte mir Gott einen Freund zu, der mir ein Mittel zeigte, meine Zahnschmerzen los zu werden. Wie vielmal dankte ich alsdann Gott, daß er mich hatte leiden lassen: denn sonst würde ich niemals so herzlich gebetet, und den Nutzen des Gebets haben kennen lernen. Als ich in der Hauptstadt mich an der dortigen Musterschule zum Schulamte vorbereitete, fiel ich in ein hitziges Fieber, das mich einige Wochen quälte, und mir alle meine Kräfte raubte. Da ich aber mich wieder erholte, merkte ich, daß diese Krankheit mir als eine Wohlthat von meinem guten Gott wäre zugeschickt worden. Denn da ich zuvor immer kränklich gewesen war, so hatte diese heftige Krankheit mein Blut gereiniget, und ich befand mich hernach weit gesünder als zuvor. Als ich aus der Hauptstadt zurückkehrte, bekam ich einen

Feind, der mir allerley Uebels nachredete, und sogar die Herrschaft gegen mich einzunehmen suchte, indem er sie versicherte, ich sey ein sehr unwissender und unordentlicher Mensch. Dadurch machte er die Herrschaft so aufmerksam auf mich, daß sie alle meine Handlungen beobachten ließ. Und da sie fand, daß ich ein ordentlicher Mann sey, so gab sie mir das Amt, daß ich itzo habe. So brauchte Gott meines Feindes Tücke zu meiner Empfehlung. Bey diesem Amte hatte ich freylich anfänglich viele Sorgen. Meine kleine Einnahme wollte immer nicht hinreichen den Aufwand zu bestreiten, den ich zu machen für nöthig hielt. Ich hoffte aber immer, daß Gott mir ein Mittel zeigen würde, diese drückenden Sorgen los zu werden. Meine Hoffnung betrog mich nicht. Ich fand in meinem alten Amtmanne meinen Erretter. Er gab mir solche weise Anschläge, durch die ich aus aller Verlegenheit gerissen wurde. Was ich im vorigen Jahre mit meiner kranken Familie ausgestanden habe, wissen Sie schon. Und wie viel wir alle in der Krankenstube gelernt haben, ist Ihnen auch bekannt. Wenn nun Gott so lange es mit mir gut gemacht, alles Widrige zu meinen Beßten gelenket hat, warum sollte ich denn nicht glauben, daß er es itzo auch thun werde? **Ich sorge nicht; denn Gott sorgt für mich.**

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Itzo wurden sie zu Tische gerufen, und der Rector wunderte sich nicht wenig, da er in das Speisezimmer trat, und Sophien nicht antraf; er erkundigte sich sogleich nach der Ursache ihrer Abwesenheit, und erfuhr, daß sie sich den Tag zuvor erkältet habe, sich heute nicht gar wohl befände, und deswegen im Bette bleiben müsse. Der Rector bedauerte es, suchte aber Herrmannen zufrieden zu stellen, und versicherte, wenn er aufmerksam seyn wollte, so würde er gewiß erfahren, daß auch diese Krankheit zu etwas gut gewesen sey. Denn alles, was der gute Gott uns zuschücke, wäre gut, wenn es auch noch so bitter wäre. Kaum war die Mahlzeit geendet, so machte er Anstalten zum Aufbruch, und ließ sich nicht halten, ob ihn gleich Herrmann sehr nöthigte. Herrmann zahlte ihm darauf hundert Gulden hin, er nahm aber nicht mehr als fünfzig an, weil er, wie er sagte, nicht mehr nöthig hatte. Bey dem Abschiede wünschte er nochmals, daß Herrmann an der Unpäslichkeit seiner lieben Frau die Güte Gottes möchte erkennen lernen.

Kaum war er fort, so flog Herrmann nach dem Bette seiner Sophie zu. Er fand sie weit schlechter als er geglaubt hatte, ihr Puls schlug unregelmäßig, sie klagte über Kopfschmerz und heftigen Durst. Hätte Herrmann nicht noch den Trost bey sich gehabt, daß alles gut sey, was der gute

Gott zuschicke, so würde dieser Anblick ihn ganz niedergeschlagen haben, so aber faßte er sich und dachte: Guter Gott! mein liebes Weib ist in deiner Gewalt — was du beschlossen hast, das wird geschehen — und etwas Böses beschlossest du gewiß nicht über mich.

Er ließ darauf einen Arzt herbey rufen, der ihm gar keinen guten Trost gab. Denn bey dem Weggehen sagte er; lieber Herrmann! sehen Sie die Krankheit ihrer lieben Frau ja nicht für zu leichte an, wir werden einen schweren Stand bekommen. Herrmann hatte bey Anhörung dieser Worte alle Standhaftigkeit nöthig, denn er hatte seine Frau unaussprechlich lieb, und jeden Schmerz, den sie hatte, fühlte er so sehr, als wenn er ihn an sich selbst hätte.

Die folgende Nacht war eine schreckliche Nacht. Die Kranke that kein Auge zu. Sie wimmerte und winselte, und der Schmerz wurde bisweilen so heftig, daß sie den Verstand verlohr, aus dem Bette springen, und zur Frau Huldrichinn laufen wollte. Herrmann kam nicht von ihren Bette, und wandte alle seine Beredsamkeit an, sie zu beruhigen. Des Morgens ließ die Krankheit nach, sie fühlte sich aber ganz kraftlos. Die beyden folgenden Nächte war ihr Zustand eben so elend, und die Tage war sie so matt, daß sie fast kein Wort sprechen konnte.

Den vierten Tag, da der Arzt sie besuchte, sagte sie mit bebender Stimme: lieber Herr Doktor, eine Bitte habe ich an Sie: sagen Sie mir frey heraus, glauben Sie, daß ich sterben werde? ich fürchte den Tod nicht. Der Doktor schwieg und

zukte die Achseln. Also meinen Sie, daß ich sterben werde? sagte sie: gut: ich bin bereit. Dein Wille, mein Gott, geschehe! Sie winkte darauf dem Arzte, daß er sie verlassen möchte, und verordnete, daß ihr Mann und ihre Kinder kommen sollen.

Sie kommen mit thränenden Augen, schluchzend, und verbargen ihre Gesichter unter die Schnupftücher. Weinet nicht, meine Lieben! sagte Sophie, und stöhret mich itzo nicht in meiner Andacht.

Darauf sammelte sie alle ihre Kräfte, faltete ihre Hände, und redete Gott an: „Guter Gott! mein Vater! ich danke dir für alles Gute, das du mir in diesem Leben erzeiget, für jedes Vergnügen, das du mir geschenket, für jede Züchtigung, die du mir zugeschicket hast. Itzo rufst du mich zu dir: hier bin ich, mein Vater — im Vertrauen auf deine Liebe gehe ich zu dir — sey mir gnädig, Vater — sey meines Mannes und meiner lieben Kinder Vater.“

Sie mußte abbrechen, weil daß Weinen ihres Mannes und ihrer Kinder so laut wurde, daß man ihre schwache Stimme nicht mehr hörte.

Bald aber schöpfte sie neue Kräfte, wandte sich an ihren Mann nnd sagte: Dank! Dank! lieber Mann! für alle Liebe und Treue, die du mir in meinem Ehestande erzeiget hast. Gott vergelte deine Liebe! Gott segne dich! Leb wohl! —

Er fiel um ihren Hals, und erstickte sie fast mit Küssen und Thränen. Und die Kinder schrien: ach, liebe Mutter, sterben Sie nicht! Mutter! Mutter! ach Mutter sterben Sie nicht! —

Tab: XIX. pag: 302.

Mein Geist ist unsterblich und geht zu GOTT

Da wand sie sich aus Herrmanns Armen los, und sagte: ich sterbe nicht, lieben Kinder! ich lege nur diesen Leib ab, wie der Schmetterling die Hülle, in die er verschlossen war. **Mein Geist ist unsterblich, und geht zu Gott!** Zu dem müssen wir alle; der wird jedem vergelten, nachdem er in diesem Leben gehandelt hat; die Bösen wird er strafen, die Guten in einen bessern Zustand versetzen, und sie belohnen. Seyd gut, lieben Kindern, gehorcht eurem lieben Vater, beleidigt niemanden, seyd liebreich gegen alle Menschen, denket allenthalben, das der Gott euch sehe, zu dem ich, eure Mutter, itzo gehe, so werden wir bald in einer bessern Welt zusammenkommen, und ewig vergnügt bey einander leben. Gott, sey mir gnädig! verzeihe meine Fehler! ich — falle — in deinen Arm — Vater! Vater! — Hier sank sie ohnmächtig zurück.

Mit vieler Mühe brachte sie Herrmann so weit, daß sie die Augen wieder aufschlug. Sie konnte aber nicht mehr sprechen. Ihre Augen waren starr auf ihren Mann und auf ihre Kinder gerichtet, und sie wendete alle ihre Kräfte an, ihnen noch durch Zeichen zu verstehen zu geben, wie lieb sie sie habe. Das Herz fieng an immer heftiger zu schlagen, sie röchelte, die Glieder wurden kalt, und kalter Schweiß floß über ihren Leib herab. In diesem Zustande lag sie zwey Stunden — dann verschied sie.

Die Wehklage, die durch ihren Tod verursachet wurde, kann nicht beschrieben werden. Mann und Kinder, Fridrichson und Ladendiener, Bedienter, Köchinn und Magd, weinten laut und riefen:

„Ach die beßte Frau, die gute Mutter, unsere Wohlthäterin haben wir verlohren! wie traurig wird es nun im Hause aussehen, wenn Sophie nicht mehr da ist! Sophie! Sophie!

Denn folgenden Tag wurde ihr abgelebter Leichnam in einen Sarg gelegt, damit er beerdiget würde. Da wurde die Wehklage noch weit lauter. Die Nachricht war durch die Stadt erschollen, daß Sophie aus der Welt gegangen sey. Da drängte sich das Volk aus allen Winkeln der Stadt zusammen, um ihren Leichnam noch einmal zu sehen. Und wer ihn sahe, klagte um sie: „Ach, meine Wohlthäterin! meine Erzieherin! meine Erhalterin! Ach Sophie! Sophie!" so ertönte es durch das ganze Haus. Eine Frau drängte sich durch das Getümmel durch, faßte Sophiens kalte Hand, drückte sie und sagte: „hab Dank! hab Dank! liebe Frau! für alles Gute, das du mir in deinem Leben gethan hast. Du hast mich arme vater- und mutterlose Waise erziehen lassen. Ich habe dir es nicht vergelten können. Aber Gott, bey dem du itzo bist, wird es dir vergelten. Und, wenn ich zu Gott komme, will ich es erzählen, und sagen: dieß ist die liebe Frau, dir mich hat erziehen lassen. Sie hat allein an mir den Himmel verdient.

Nun hob man den Leichnam auf, und trug ihn nach dem Grabe zu. Eine große Menge Volks folgte der Bahre nach, und wer ihr nachfolgte, erzählte ihr Lob.

Als Herrmann von der beerdigung zurückkam, fiel er ganz kraftlos auf das Kanapee, und seine Kinder traten wehmüthig um ihn. „Lieben Kinder!

sagte er zu ihnen; seht, meine größte Freude, die ich auf dieser Welt hatte, hat mir Gott nun genommen. Eure liebe Mutter hat er zu sich gerufen, um sie für die viele Liebe die sie mir und so vielen Armen erzeigt hat, zu belohnen. Nun ist mir nichts lieber mehr auf der Welt, als ihr. Würdet ihr böse werden, so würde ich es nicht lange hier aushalten, der Gram würde mich bald tödten. Wenn ihr aber redliche, folgsame, fleißige Kinder werdet, so wird dieß das Einzige seyn, daß mich wegen des Verlustes eurer Mutter trösten kann.,,

Die Kinder küßten seine Hände, badeten sie in ihren Thränen, und versprachen, daß sie sich gänzlich nach seinem Willen richten wollen.

Sie haben es auch gehalten, Sie wuchsen auf, und Luise wurde eine so wohlthätige, gefällige und rechtschaffene Frau, wie ihre Mutter gewesen war, und wer ihre Mutter gekannt hatte, sagte, dieß ist die andere Sophie. Ludwig wurde ein braver Mann, der durch seine Thätigkeit und Gefälligkeit gegen alle Menschen sich Jedermanns Liebe erwarb. Lange noch sahe Herrmann an seinen Kindern die Früchte von den guten Lehren, die er und Sophie ihnen gegeben hatten. Und ob er gleich in der Folge immer mehr Vergnügen erwarb, so versicherte er doch, daß unter allen seinen Schätzen und Kostbarkeiten sich nichts befinde, das ihm so vieles vergnügen machte, als — seine wohlgerathenen Kinder.

Entwurf

der in diesem Buche für Kinder abgehandelten Sachen.

Die Dinge nun, deren Werth und Wirkung auf ihr Vergnügen und Mißvergnügen hier vorgestellet wird, sind folgende:

a. Sie selbst.

I. **Ihr Körper** in Ansehung der Gesundheit seiner Glieder.

II. **Ihre Seele** in Rücksicht ihrer Kräfte.

III. **Der Verstand** seine Fertigkeiten.

IV. **Der Wille** der gute und böse.

V. **Die Leidenschaften** mit ihren Eigenschaften.

b. **Andere Personen.**

I. **Gott** seine Vollkommenheit, seine Werke und die Pflichten die wir ihm schuldig sind.

II. **Die Menschen** nach ihren unendlich vielen Verhältnissen.

c. **Die Thiere.**

d. **Sachen.**

e. **Schicksale.**

Bayerische Staatsbibliothek München

ne
ung
rge=
s fei
ften
und
llen

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salzmann, Christian Gotthilf,

Moralisches Elementarbuch

Bd.: 1

Wien 1794

Bibl.Mont. 4307-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10724736-6
VD18 80262333-001